EINIGE ERZÄHLUNGEN VON LU HSÜN

EINIGE ERZÄHLUNGEN VON LU HSÜN

Lu Hsün (1881—1936), Hauptvorkämpfer der Kulturrevolution in China, war nicht nur ein bedeutender Denker und Revolutionär, sondern Begründer der neuen chinesischen Literatur. Im Mai 1918 wurde „Das Tagebuch eines Verrückten" veröffentlicht, eine der besten Erzählungen Lu Hsüns — eine Kampfansage gegen Chinas Feudalgesellschaft. Danach folgten 30 weitere Erzählungen, in denen die nackte Wirklichkeit der erstarrten, finsteren alten Gesellschaft aufgedeckt und scharf angeprangert wird. Diese Erzählungen wurden später in die drei Bände „Aufruf zum Kampf", „Auf der Suche" und „Alte Erzählungen nochmals erzählt" aufgenommen und gehören zu den kostbarsten Schätzen der chinesischen Volksliteratur.

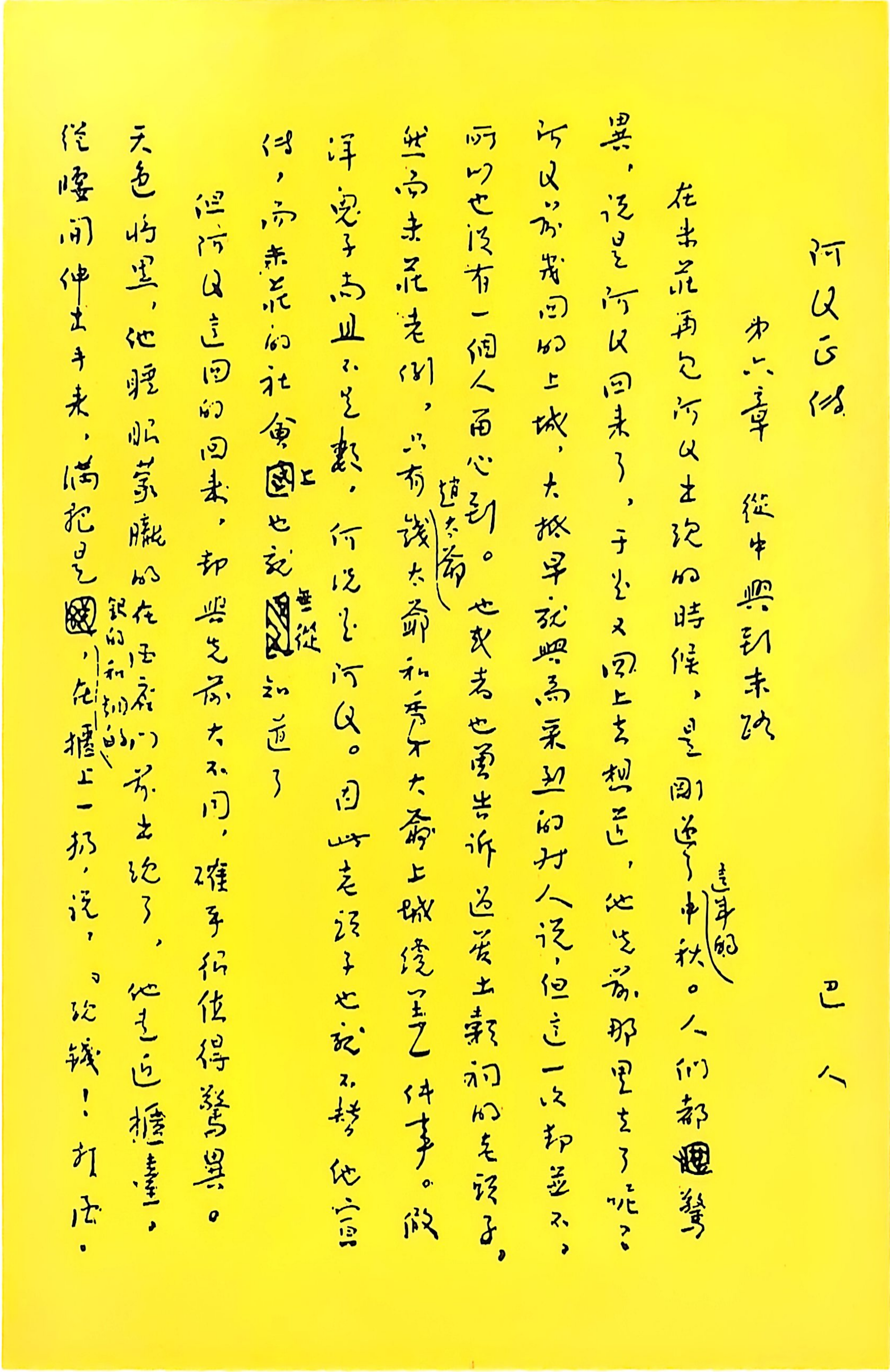
In jungen Jahren war Lu Hsün revolutionärer Demokrat, und später wurde er Kommunist. Von seinen frühesten Arbeiten sind 16 einschlägige Beispiele und das Vorwort zur ersten Kurzgeschichtensammlung — „Aufruf zum Kampf" — für die vorliegende Ausgabe zusammengestellt worden. Sie zeichnen sich durch eine klare, konsequente antiimperialistische wie antifeudalistische Einstellung aus.

In dem Vorwort zur Sammlung „Aufruf zum Kampf" nennt der Verfasser die Beweggründe, die ihn dazu führten, die Literatur als Mittel seines politischen Kampfes zu wählen. Dies Vorwort trägt zu einem tieferen Verständnis der Erzählungen Lu Hsüns bei.

Einige Erzählungen von LU HSÜN

Lu Hsün

Zeichnung von
Tao Yüan-tjing



阿Q正傳　巴人

第六章　從中興到末路

在未莊再看見阿Q出現的時候，是剛過了這年的中秋。人們都驚異，說是阿Q回來了，於是又回上去想道，他先前那裏去了呢？阿Q前幾回的上城，大抵早就興高采烈的對人說，但這一次卻並不，所以也沒有一個人留心到。他或者也曾告訴過管土穀祠的老頭子，然而未莊老例，只有趙太爺錢太爺和秀才大爺上城才算一件事。假洋鬼子尚且不足數，何況是阿Q：因此老頭子也就不替他宣傳，而未莊的社會上也就無從知道了。

但阿Q這回的回來，卻與先前大不同，確乎很值得驚異。天色將黑，他睡眼朦朧的在酒店門前出現了，他走近櫃臺，從腰間伸出手來，滿把是銀的和銅的，在櫃上一扔，說，"現錢！打酒！"

Faksimile eines handgeschriebenen Manuskripts von Lu Hsün zur Erzählung „Die wahre Geschichte des Ah Q"

EINIGE ERZÄHLUNGEN VON LU HSÜN

Verlag für fremdsprachige Literatur
Peking 1976

Erste Auflage 1974
Erster Nachdruck 1976

Druck und Verlag
in der Volksrepublik China

Vorwort zur ersten Sammlung kurzer Erzählungen: „Aufruf zum Kampf“

In meiner Jugend hatte ich viele Träume. Die meisten von ihnen sind nun vergessen, doch sehe ich nichts, was daran zu bedauern wäre, denn wenn es auch Vergnügen bereiten mag, die Vergangenheit zurückzurufen, so kann es einen auch vereinsamen, und es hat keinen Sinn, dabei zu verweilen. Wie dem auch sei, ich kann leider nicht ganz vergessen, und diese Erzählungen verdanken ihre Entstehung dem, was ich nicht vergessen konnte.

Mehr als vier Jahre lang pflegte ich fast täglich zu einem Pfandleiher und in eine Apotheke zu gehen. Ich

kann mich nicht erinnern, wie alt ich damals war, doch weiß ich noch, daß der Ladentisch in der Apotheke ebenso hoch war wie ich und der beim Pfandleiher doppelt so hoch. Ich pflegte Kleidungsstücke und Schmucksachen zum Ladentisch hinaufzureichen, der doppelt so hoch war wie ich, das Geld in Empfang zu nehmen, das mir voll Verachtung angeboten wurde, und dann zum Ladentisch zu gehen, der ebenso hoch war wie ich, um dort Medizin für meinen kranken Vater zu kaufen. Heimgekehrt, wurde ich von anderen Dingen in Atem gehalten. Der Arzt, der die Rezepte schrieb, war sehr angesehen und wandte bemerkenswerte Heilmittel an: im Winter ausgegrabene Aloewurzeln, drei Jahre lang dem Frost ausgesetzt gewesenes Zuckerrohr, Grillenzwillinge und seltene aromatische Kräuter. Dennoch wurde der Zustand meines Vaters immer schlimmer, und schließlich starb er.

Ich glaube, wer einmal Wohlstand genoß und dann verarmt, gelangt im Ablauf dieses Geschehens zum Verständnis der Welt, wie sie wirklich ist. Ich wollte, vielleicht weil ich mich nach einem anderen Schauplatz und anderen Gesichtern sehnte, die Djiangnan-Marineakademie in Nanking beziehen, also blieb meiner Mutter nichts übrig, als die acht Silberstücke für meine Reisekosten aufzutreiben und zu sagen, ich möge tun, was mir beliebte. Daß sie weinte, war nur natürlich,

wurde doch damals das Studium der Klassiker und das Bestehen der Staatsprüfungen als das einzig Richtige angesehen; wer sogenannte „ausländische Lehrgegenstände“ studierte, kam in den Verdacht, dies aus Verzweiflung zu tun, mußte er doch seine Seele den fremden Teufeln verkaufen, was ihn bei jedermann verächtlich machte. Mutter weinte auch, weil ich ihr fehlen würde.

Dessenungeachtet reiste ich nach Nanking und bezog die Djiangnan-Marineakademie, und dort erfuhr ich, daß es Gegenstände gibt wie Naturwissenschaften, Arithmetik, Geographie, Geschichte, Zeichnen und Gymnastik. Physiologie wurde nicht unterrichtet, doch kamen mir Bücher über den menschlichen Körper und Chemie und Hygiene zu Gesicht. Die Reden und Rezepte mir bekannter Ärzte fielen mir ein, und als ich sie mit dem verglich, was ich jetzt wußte, kam ich zum Schluß, daß diese Ärzte entweder unwissentlich oder bewußt Scharlatane waren, und ich empfand Mitleid mit den Kranken und deren Familien, die darunter zu leiden hatten. Aus übersetzten Geschichtswerken erfuhr ich auch, daß die Umgestaltung Japans in großem Ausmaß auf die Einführung der medizinischen Wissenschaft des Westens nach Japan zurückzuführen war.

Diese Hinweise veranlaßten mich zur Übersiedlung auf die medizinische Fakultät in einer Provinzstadt Japans.

Ich träumte, ich würde, nach China heimgekehrt, Patienten wie meinen Vater, der falsch behandelt worden war, heilen können; und wenn ein Krieg ausbräche, wollte ich als Arzt im Heer dienen und gleichzeitig den Glauben meiner Landsleute an eine Umgestaltung stärken.

Ich weiß nicht, was jetzt für vorgeschrittene Methoden zum Unterricht in Bakteriologie angewandt werden; damals wurden Filme verwendet, um die Mikroben zu zeigen, und wenn die Vorlesung zeitig zu Ende war, führte der Dozent, um die Zeit auszufüllen, Kulturfilme oder die Wochenschau vor. Da dies während des Russisch-Japanischen Krieges geschah, gab es viele Kriegsfilme, und ich mußte mich oft dem Beifallsklatschen und Beifallsbrüllen der anderen Studenten anschließen.

Es war lange her, seit ich irgendwelche Landsleute gesehen hatte, da wurde eines Tages ein Film abgerollt, der einige Chinesen zeigte. Einer von ihnen war gefesselt, und viele meiner Landsleute standen um ihn herum. Sie alle waren kräftige Gesellen, schienen jedoch völlig apathisch zu sein. Der Kommentar besagte, daß der eine mit den gebundenen Händen Spion im Dienste der Russen gewesen sei, wofür ihm die japanischen Soldaten — zur Warnung der andern — nun

den Kopf abschlagen würden; die Chinesen rings um ihn seien gekommen, um das Schauspiel zu genießen.

Noch vor Ende des Semesters war ich nach Tokio abgereist, weil ich nach diesem Film zur Überzeugung gelangt war, die medizinische Wissenschaft sei gar nicht so wichtig. Ich hatte erkannt, daß Menschen eines schwachen und rückständigen Landes, wie stark und gesund sie auch sein mochten, zu nichts anderem dienten, als stumpfsinnige Zuschauer oder willenlose Objekte solch öffentlicher Schauspiele abzugeben; und das war schlimmer, als an einer Krankheit zu sterben. Am wichtigsten war es darum, ihren Geist zu ändern, und da ich Literatur für das beste Mittel zu diesem Zweck hielt, beschloß ich, eine literarische Bewegung ins Leben zu rufen.

In Tokio gab es damals viele chinesische Studenten; sie studierten Jus, Staatswissenschaften, Physik und Chemie, sogar Polizeitechnik, aber kein einziger studierte Literatur oder Kunst. Dennoch hatte ich das Glück, sogar in dieser so wenig wahlverwandten Atmosphäre einige gleichgestimmte Geister zu finden. Wir vereinten uns mit den wenigen andern, die wir noch brauchten, und beschlossen als ersten Schritt natürlich die Veröffentlichung einer Zeitschrift, die schon im Titel anzeigen sollte, daß es sich um eine Neuschöpfung

handle. Und da wir zu jener Zeit noch ziemlich an den Klassikern hingen, nannten wir sie: Neues Leben.
Als der Erscheinungstermin näherrückte, verdrückten sich einige der Mitarbeiter; dann wurden uns die Mittel entzogen, bis schließlich nur noch unser drei übrigblieben, von denen keiner einen Groschen besaß. Wir hatten unsere Zeitschrift in einer ungünstigen Stunde geplant, also konnten wir uns gegen dies Geschick selbstverständlich nicht auflehnen; hernach mußten sogar wir drei uns voneinander trennen, und so hörten unsere Erörterungen eines Zukunftstraumes auf. Das „Neue Leben" kam somit nicht zustande.
Die Sinnlosigkeit des Ganzen empfand ich erst viel später; zuerst hatte ich alles als ausgemacht angesehen. Später dachte ich, ein Mensch, dessen Vorschläge Anerkennung fänden, sollte davon ermutigt sein; begegneten sie Widerstand, dann sollte er zurückschlagen; zu einer wirklichen Tragödie würde die Sache für ihn, wenn er seine Stimme unter den Zeitgenossen erhöbe, aber kein Echo — weder Zustimmung, noch Ablehnung — fände, als wäre er ein Rufer in einer grenzenlosen Wüste, der nirgends mit Hand anlegen durfte. Und da begann ich mich einsam zu fühlen.
Dieses Gefühl der Einsamkeit wurde täglich stärker und wand sich um meine Seele wie eine ungeheure giftige Schlange. Trotz dieser seltsamen Traurigkeit war

ich nicht entrüstet, denn dieses Erlebnis hatte mich zum Nachdenken veranlaßt und mich überzeugt, daß ich ganz bestimmt nicht der heldische Typus war, auf dessen Ruf sich die Massen versammeln.
Jedenfalls mußte meine Einsamkeit behoben werden, weil sie mich in ständige Seelenangst versetzte. Ich wandte also verschiedene Mittel an, um meine Sinne zu betäuben, sowohl indem ich mich dem Geist der Zeit anpaßte, als auch indem ich mich der Vergangenheit zuwandte. Später mußte ich noch schlimmere Einsamkeit durchmachen und Zeuge noch größerer Traurigkeit werden, die ich nicht zum Leben wiedererwecken möchte; ich ziehe es vor, sie mit mir untergehen zu lassen. Mein Versuch jedoch, meine Sinne zu betäuben, war nicht erfolglos gewesen: Ich hatte die Begeisterung und die Inbrunst meiner Jugend verloren.
Im Studentenheim S. gab es drei Zimmer, in denen eine Frau gelebt haben soll, die sich am Akazienbaum im Hof erhängt hatte. Der Baum war inzwischen so gewachsen, daß niemand auch nur die untersten Zweige hätte erreichen können, aber die Zimmer waren leer geblieben. Einige Jahre wohnte ich dort und kopierte alte Schriften. Nur wenige Menschen besuchten mich; die Schriften waren weder mit politischen Problemen noch mit Streitfragen verbunden, und ich wünschte mir nichts, als mein Leben so ruhig da-

vongleiten zu sehen. In den Sommernächten, wenn das Licht drinnen zu viele Stechmücken anzog, pflegte ich unter dem Akazienbaum zu sitzen, mich zu fächeln und den durch das dichte Laub schimmernden Himmel zu betrachten, während mir die am Abend herabhängenden Raupen eiskalt ins Genick fielen.

Der einzige Besucher, der gelegentlich zu einem Gespräch zu mir kam, war mein alter Freund Tjiän Hsüantung. Er pflegte seine große Aktenmappe auf den wackligen Tisch zu legen, seinen langen Kittel auszuziehen und sich mir gegenüber hinzusetzen; er sah aus, als schlüge sein Herz noch immer heftig, wiewohl er den Bogen schon um die Wachthunde gemacht hatte.

„Was hat es für einen Sinn, dieses Zeug zu kopieren?“ fragte er eines Abends, nachdem er sich meine Kopien angesehen und eine Weile nachgedacht hatte.

„Gar keinen Sinn!“

„Wozu also kopieren?“

„Aus keinem besonderen Grunde.“

„Ich glaube, du könntest etwas schreiben . . .“

Ich begriff, worauf er aus war. Er und seine Freunde gaben die Zeitschrift „Neue Jugend“* heraus, schienen jedoch bisher keinen Widerhall, günstig oder ungünstig, gefunden zu haben, und ich erriet, daß sie sich einsam

* Die Hauptzeitschrift während der Kulturrevolution jener Zeit.

fühlen mußten. Dennoch sagte ich: „Stelle dir ein fensterloses, vollkommen unzerstörbares Haus vor, in dem viele Menschen in tiefem Schlaf liegen, ohne zu ahnen, daß sie bald ersticken werden. Du aber weißt, daß sie keinen Schmerz fühlen werden, da sie im Schlaf sterben. Wenn du nun laut rufst, um einige von denen zu wecken, die einen leichteren Schlaf haben, und diesen wenigen Unglücklichen bewußt machst, daß sie das Elend eines unwiderruflichen Todes erleiden müssen — glaubst du, du hast ihnen damit einen guten Dienst erwiesen?“

„Wenn einige erwachen, dann kannst du nicht sagen, es bestehe keine Hoffnung, das eiserne Haus zu zerstören.“

Zugegeben, ungeachtet meiner eigenen Überzeugung konnte ich nicht behaupten, daß es keine Hoffnung gebe, denn Hoffnung liegt in der Zukunft. Ich konnte nicht mich selber als Beweis anführen, um seine Behauptung, es könnte solche Hoffnung geben, zu widerlegen. Also erklärte ich mich einverstanden zu schreiben. Das Ergebnis war meine erste Erzählung: „Das Tagebuch eines Verrückten“. Seither konnte ich nicht aufhören zu schreiben und pflegte auf Verlangen von Freunden von Zeit zu Zeit irgendwelche Erzählungen zu schreiben, bis ich mehr als ein Dutzend davon beisammen hatte.

Was mich selber betrifft, so fühle ich keinen großen Ansporn mehr, mich zu äußern, aber ich rufe — vielleicht weil ich den Kummer meiner früheren Einsamkeit noch nicht ganz vergessen habe — manchmal auf, um die einsam weitergaloppierenden Kämpfer aufzustacheln, damit sie nicht den Mut verlieren. Ich schere mich nicht darum, ob mein Ruf mutig oder traurig, abstoßend oder lächerlich ist. Da es aber ein Aufruf zum Kampf ist, habe ich natürlich den Befehlen meiner Generäle zu gehorchen, und darum halte ich mich nicht immer an die Wahrheit, wie zum Beispiel in der Erzählung „Die Arznei", wo ich auf dem Grab des Sohnes aus dem Nichts einen Kranz auftauchen ließ, während ich in „Der kommende Tag" nicht sagte, ob die Mutter von ihrem Sohn träumte oder nicht. Denn unsere Vorgesetzten sind gegen Pessimismus. Und ich persönlich möchte die jungen Leute, die immer noch angenehme Träume träumen, wie ich sie als Jüngling träumte, nicht mit der Einsamkeit verseuchen, die ich so bitter fand.

Es ist demnach klar, daß meine Erzählungen weit davon entfernt sind, Kunstwerke zu sein, und ich schätze mich glücklich, daß sie als Erzählungen anerkannt und sogar in einem Buch gesammelt werden. Wiewohl mich dieses gute Geschick etwas unbehaglich stimmt, freue

ich mich doch darüber, daß meine Erzählungen, im Augenblick zumindest, Leser haben.

Da diese meine Erzählungen aus den oben angeführten Gründen, zu einem Band vereinigt, neu gedruckt werden, hatte ich ihnen einen Gesamttitel zu geben und habe „Aufruf zum Kampf" gewählt.

Peking, am 3. Dezember 1922

Das Tagebuch eines Verrückten

Die zwei Brüder — ich brauche ihre Namen nicht zu erwähnen — waren in vergangenen Schultagen meine guten Freunde gewesen, doch hatte ich sie viele Jahre lang nicht gesehen und allmählich jede Spur von ihnen verloren. Vor kurzem hörte ich zufällig, einer von ihnen wäre ernstlich krank, und da ich ohnedies unterwegs nach der alten Heimat war, unterbrach ich die Reise, um die beiden zu besuchen. Ich traf nur einen an, und von diesem erfuhr ich, daß der jüngere Bruder der Kranke sei.

„Ich bin dir sehr dankbar dafür, daß du eine so weite Reise unternommen hast, um dich nach ihm zu erkundigen“, sagte er, „aber er ist nun seit einiger Zeit

genesen und nach einem anderen Kreis gefahren, wo er seine Ernennung zu einem neuen Amt erwartet.“ Lachend zeigte er mir dann zwei Bände Tagebücher, die sein Bruder während der Krankheit geführt hatte, und meinte, ich — als alter Freund der Familie — möge sie einfach behalten und selber beurteilen, um was für eine Art Krankheit es sich gehandelt habe. Ich nahm die Bände mit heim und kam, nachdem ich sie durchgelesen hatte, zu dem Ergebnis, er müsse an einer Art Verfolgungswahn gelitten haben.

Die Aufzeichnungen waren sehr wirr und zusammenhanglos und voll von wilden und außergewöhnlichen Behauptungen. Überdies hatte er es unterlassen, die Zeit anzugeben, und nur der Mangel an Gleichförmigkeit in der Farbe der Tinte und dem Stil der Kalligraphie ergab eindeutig, daß die Eintragungen eine beträchtliche Zeitspanne umfaßten. Gewisse Abschnitte jedoch waren nicht ganz zusammenhanglos, und diese schreibe ich hier ab und lege sie der medizinischen Welt zum Studium vor. In bezug auf Tatsachen und Stil habe ich kein Wort der Tagebücher geändert, doch habe ich andere Personennamen verwendet, wiewohl es sich um die Namen von Bauern handelt, die der Außenwelt ganz unbekannt und in keiner Hinsicht von Belang sind. Was den Titel betrifft, so hat ihn der Verfasser

selbst nach seiner Genesung gewählt, und ich habe ihn belassen.

2. April 1918

I

Der Mond ist sehr hell heute nacht.
Da es mehr als dreißig Jahre her ist, seit ich ihn zum letztenmal sah, versetzt mich sein Anblick heute in ausnehmend gute Laune, und es kommt mir zum Bewußtsein, daß ich die letzten dreißig Jahre oder noch länger in Unwissenheit und Finsternis gelebt habe. Aber ich muß auf der Hut sein. Hat nicht Dschaos Hund mich mit bösartigen Augen angesehen?
Ich habe gute Gründe, mich zu ängstigen.

II

Heute nacht gibt es überhaupt keinen Mondschein, und ich weiß, das ist ein böses Zeichen. Schon als ich heute früh, nicht ohne Vorsichtsmaßnahmen, ausging, fiel mir das irgendwie seltsame Betragen Dschao Gui-wongs auf. Einerseits sah er aus, als fürchtete er mich, andererseits, als dächte er daran, mir Böses anzutun.

Außerdem standen da noch sieben oder acht andere Menschen herum, steckten die Köpfe zusammen und flüsterten über mich, taten jedoch ganz unschuldig. Jedermann, dem ich auf der Straße begegnete, verhielt sich ebenso. Einer der bösartigsten unter ihnen öffnete den Mund und grinste mich zähnefletschend an; ein Schauer durchlief mich vom Kopf bis zu den Füßen; denn kein Zweifel bestand für mich, daß sie ihre Pläne fertig hatten und im Begriffe waren zuzuschlagen.
Aber ich ging tapfer weiter. Dann kam ich zu einer Gruppe von Kindern. Auch sie sprachen über mich; ihre Augen blickten genau so wie die Dschao Gui-wongs, und auch ihre Gesichter waren kalt wie Stahl. Was hatten sie mir vorzuwerfen, überlegte ich, daß sie sich so verhielten? Ich konnte mich nicht zurückhalten, ihnen zuzurufen: „Sagt es mir doch!" Aber sie liefen davon.
Was für einen Grund zu Feindschaft kann es zwischen mir und Dschao Gui-wong geben, fragte ich mich. Und welchen zwischen mir und den Leuten auf der Straße? Vor zwanzig Jahren hatte ich die Buchhaltung des Herrn Gu Djiu* mit Füßen getreten, ein Umstand, den er mir höchst übelnahm. Wiewohl Dschao Gui-wong Herrn

* Gu Djiu bedeutet „Alte Zeiten". Lu Hsün spielt damit auf die lange Zeit feudalistischer Unterdrückung in China an.

Gu Djiu nicht kannte, muß er von dem Zwischenfall gehört und in seiner Entrüstung das Volk auf der Straße veranlaßt haben, sich gegen mich zu stellen. Aber wie war das mit den Kindern? Sie waren zu jener Zeit noch nicht einmal auf der Welt; warum sollten sie mich heute mit so verängstigten Augen ansehen, als fürchteten sie sich vor mir und dächten daran, mich umzubringen? Es erschreckt mich, ich kann mir keinen Reim darauf machen, und es stimmt mich traurig.

Ich begreife es nun! Ihre Väter und Mütter müssen es ihnen erzählt haben!

III

Ich kann nachts nicht schlafen. Alles muß gründlich erwogen werden, will man es begreifen.

Diese Menschen — oder einige von ihnen — sind vom Richter mit Bambusstöcken geprügelt und in den Kang* gesteckt worden; einige sind von ihren Gutsherren ins Gesicht geschlagen worden; die Frauen anderer wurden von Bütteln überfallen; von etlichen wurden die Eltern durch Gläubiger zum Selbstmord getrieben

* Kang ist der Holzkragen, der einem Verurteilten um den Hals gelegt und womit er angeprangert wurde.

— aber nie zuvor waren ihre Gesichter so angstvoll und drohend wie gestern. Am seltsamsten war wohl die Frau, die gestern auf der Straße ihren Sohn durchprügelte und ihn anschrie: „Verflucht sei dein Vater! Am liebsten möcht' ich dir ein paar Mundvoll aus dem Leib beißen — erst dann werd' ich mich wieder wohl fühlen!" Und dabei wandte sie keinen Blick von mir. Ich war außerstande, meine Angst zu verbergen, und lief sofort davon, worauf die gespenstige Menge mit den blauen Gesichtern und den vorstehenden langen Zähnen in spöttisches Gelächter ausbrach. In eben diesem Augenblick holte mich Tschen Lao-wu ein und zerrte mich heim.

Zu Hause taten alle, als kennten sie mich nicht. Sie hatten dieselben Augen wie alle anderen. Kaum hatten sie mich ins Arbeitszimmer gebracht, so schlossen sie auch schon die Tür und legten außen ein Schloß und eine Kette vor, als sperrten sie ein Huhn oder eine Ente ein. Je länger ich darüber nachdachte, desto verwirrter wurde ich.

Ein paar Tage zuvor war ein Pächter aus Wolfsjungendorf gekommen, um sich über die schweren Zeiten zu beklagen. Dieser Mann berichtete meinem älteren Bruder, ein überaus bösartiger Mensch im Dorfe sei zu Tode geprügelt worden; dann hatten etliche der Männer ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, es in Öl

gebraten und im Glauben, dies werde ihren Mut steigern, gegessen. Als ich mich mit einigen empörten Worten gegen diesen wilden Brauch wandte, blickten mich der Pächter und mein Bruder böse an. Erst heute wurde mir klar, daß sie in den Augen denselben Ausdruck hatten wie die Menschen auf der Straße.

Der bloße Gedanke daran läßt mich vom Kopf bis zu den Füßen schaudern.

Sie essen menschliche Geschöpfe. Was sollte sie davon abhalten, auch mich zu essen?

Alle Zeichen deuten auf diese Möglichkeit hin! Ich sehe die Frau vor mir, die ihrem Sohn Stücke Fleisch aus dem Leibe beißen wollte; ich sehe die teuflische Lust der Menge mit den blauen Gesichtern und den vorspringenden Zähnen; das und der Bericht des Pächters vor einigen Tagen sind offensichtlich heimliche Zeichen. Ich sehe Gift in ihren Worten und Dolche hinter ihrem Gelächter; ihre Zähne blitzen so weiß vom Genuß menschlichen Fleisches.

Ich hätte nicht gedacht, daß man mich für einen bösen Menschen halten könnte, aber seit ich Herrn Gu Djius Buchhaltung mit Füßen trat, werde ich verdächtigt. Die anderen scheinen Geheimnisse zu haben, die ich nicht erraten kann. Sie haben eine Art, in ihrem Zorn

jeden, den sie nicht mögen, als bösen Menschen zu brandmarken. Ich erinnere mich noch, wie mein älterer Bruder, als er mich Aufsätze schreiben lehrte, mich mit guten Noten bedachte, wenn ich auch an den edelsten Menschen etwas auszusetzen fand, und sich lobend über meine Klugheit und Originalität aussprach, wenn ich ein paar gute Worte für die Bösewichte einlegte. Wie soll ich nun ihre geheimen Gedanken erraten, besonders da sie Menschenfleisch essen wollen?

Alles muß gründlich überlegt werden, will man es begreifen. Ich glaube, irgendwo gelesen zu haben, in uralten Zeiten sei Menschenfresserei allgemein Brauch gewesen, doch war ich dessen nicht so sicher und beschloß, in meinem Lehrbuch der Geschichte nachzuschlagen. Diese Geschichte enthält jedoch keine Zeitangaben, nur die Worte „Wohlwollen und Rechtlichkeit“ stehen über jeder Seite. Nicht ehe ich die halbe Nacht lang gelesen hatte — Schlaf fand ich ja doch keinen —, fielen mir die Worte zwischen den Zeilen auf und ich entdeckte, daß das ganze Buch nur die zwei Worte enthielt: „Menschen essen“! Alle die Worte, die in dem Buch geschrieben, alle die Worte, die unser Pächter gesprochen, blicken mich mit seltsamen, rätselhaft lächelnden Augen an.

Auch ich bin ein Mensch, also wollen sie mich fressen!

IV

Eine Zeitlang saß ich heute morgen ganz ruhig da. Tschen Lao-wu brachte mir meine Mahlzeit, eine Schüssel mit Gemüse und eine Schüssel mit gedünstetem Fisch. Die Augen des Fisches waren hart und weiß. Sein Maul stand offen, wie bei Menschen, die Menschenfleisch essen wollen. Ich aß ein paar Bissen, hätte aber nicht sagen können, ob das schlüpfrige Zeug Fisch oder Menschenfleisch war, und ich erbrach alles.

„Lao-wu", sagte ich, „melde meinem Bruder, daß ich mich hier bedrückt fühle und zu einem Spaziergang in den Garten hinaus möchte." Tschen Lao-wu ging hinaus, ohne zu antworten, kehrte jedoch nach einer Weile zurück und öffnete die Tür.

Ich blieb regungslos sitzen, war ich doch sicher, daß sie ihre bösen Absichten nicht aufgeben würden. Ich wollte einfach sehen, wie sie mit mir umspringen würden. Ganz richtig. Mein Bruder führte langsam einen alten Mann herein, der aus Angst, ich könnte die bösen Lichter in seinen Augen sehen, zu Boden blickte und mir nur über den Rand seiner Brillengläser hinweg verstohlene Blicke zuwarf.

„Du siehst heute sehr gut aus", sagte mein Bruder.

„Ja", erwiderte ich.

„Wir haben", fuhr mein Bruder fort, „Doktor Ho gebeten, zu uns zu kommen und einen Blick auf dich zu werfen."

„Ist mir recht!" sagte ich, aber ich wußte, daß dieser alte Mann in Wirklichkeit der verkleidete Scharfrichter war. Er war bloß gekommen, um, unter dem Vorwand meinen Puls zu fühlen, abzutasten, wie fett ich war, und sich so ein Stück Fleisch als Lohn zu sichern. Dennoch hatte ich keine Angst. Wiewohl ich keine Menschen esse, bin ich tapferer als sie. Ich reichte dem alten Mann meine Hände, die ich unwillkürlich zu Fäusten geballt hatte, und wartete ab, was er tun werde. Der alte Mann saß mit geschlossenen Augen da, befühlte meine Hand und dachte ziemlich lange nach. Dann schlug er die gespenstigen Augen auf und sagte: „Grübeln Sie nicht zu viel. Nach ein paar Tagen vollkommener Ruhe werden Sie wieder in Ordnung sein."

Nicht zu viel grübeln und vollkommene Ruhe! Selbstverständlich! Sie werden mehr zu fressen haben, wenn ich durch die Ruhe fett werde. Was ist daran in Ordnung, soweit es mich betrifft? Was werde ich davon haben? Diese Leute wollen Menschenfleisch, sind aber dabei so ängstlich und feige, sind so bemüht, ihre Absichten zu verbergen, und zögern so, offen und direkt zuzuschlagen, daß sie mich zum Lachen bringen. Und

so, unfähig mich zurückzuhalten, brach ich in Gelächter aus, und das Lachen tat mir wohl. Ich wußte, daß in diesem Lachen Mut und Rechtlichkeit waren. Der alte Mann und mein Bruder erblaßten; mein Mut und meine Rechtlichkeit schüchterten sie ein.

Doch je mehr Mut ich habe, desto mehr wollen sie mich fressen, um meines Mutes teilhaftig zu werden. Der alte Mann trat durch die Tür, aber kaum hatten sie ein paar Schritte getan, als er schon meinem Bruder zuflüsterte: „Muß unverzüglich eingenommen werden!" Mein Bruder nickte zustimmend. Du steckst also unter einer Decke mit ihnen! Das war eine erschütternde Entdeckung. So undenkbar es scheint, ist es in Wirklichkeit doch ganz gut möglich, daß mein Bruder sich mit den andern verschworen hat, mich zu essen.

Mein älterer Bruder ist also ein Menschenfresser!

Ich bin der jüngere Bruder eines Menschenfressers!

Ich selbst werde von anderen gefressen werden, aber nichtsdestoweniger bin ich der jüngere Bruder eines Menschenfressers!

V

Ich habe in den letzten Tagen versucht, Entgegenkommen zu zeigen und anzunehmen, der alte Mann

wäre kein verkleideter Scharfrichter, sondern wirklich ein Arzt. Auch dann könnte er immer noch ein Menschenfresser sein. Denn da in „Ben Tsao Gang Mu", der klassischen Heilkunde, die Li Schi-dschen zum Verfasser hat, den Vater des Ärzteberufes, geschrieben steht, Menschenfleisch könne gekocht und gegessen werden — wie könnte er da ableugnen, daß er selbst menschliche Geschöpfe esse?

Auch verdächtigte ich meinen eigenen Bruder nicht zu Unrecht. Als er mich unterrichtete, sagte er mit seinem eigenen Munde, daß während Hungersnöten die Menschen „ihre Kinder austauschten, um sie zu essen"*, und als er einmal über einen bestimmten Bösewicht sprach, meinte er, daß dieser nicht bloß den Tod verdiene, sondern auch, daß man „sein Fleisch esse und auf seiner Haut schlafe"*. Ich war damals jung, und mein Herz schlug längere Zeit sehr erregt. Und vor einigen Tagen, als der Pächter aus Wolfsjungendorf kam und von dieser schrecklichen Angelegenheit erzählte, schien er nicht im geringsten erschüttert zu sein und drückte durch wiederholtes Nicken seine Billigung aus. Woraus zu ersehen ist, daß er noch immer unmenschlich ist wie eh und je. Da man seine eigenen Kinder zum Fressen

* Zitiert aus dem alten klassischen Werk „Dsuo Dschuan", das sich mit der Zeit von 722 bis 454 vor unserer Zeitrechnung befaßt.

austauschen darf, kann man ebensogut jeden anderen austauschen und jeden anderen fressen. Früher pflegte ich mir diese hochtönenden Auseinandersetzungen aufmerksam anzuhören und mich damit zufrieden zu geben; jetzt ist mir klar, daß nicht nur, als er so sprach, sein Herz von dem Wunsch erfüllt war, Menschenfleisch zu fressen, sondern daß seine Lippen tatsächlich schon von menschlichem Fett troffen!

VI

Es ist stockfinster. Ich weiß nicht, ob es Tag oder Nacht ist. Der Hund des Nachbarn Dschao hat wieder zu bellen begonnen.

Bösartig wie Löwen, ängstlich wie Kaninchen, verschlagen wie Füchse . . .

VII

Ich kenne ihren Plan nun; aus Angst vor den Folgen wagen sie nicht, mich zu töten. Doch werden sie versuchen, mich mit jedem ihnen vertrauten Kniff zum Selbstmord zu treiben. Ich brauche mich bloß zu erinnern, wie sich vor einigen Tagen die Männer und Frauen auf der Straße benahmen, und wie sich in den

letzten Tagen mein älterer Bruder verhielt — und schon ist mir alles klar. Es würde ihnen am besten passen, wenn ich meinen Leibriemen nähme, ihn an einen Pfosten bände und mich selber aufhängte; dann wäre ihr Wunsch erfüllt, ohne daß man sie des Mordes anklagen könnte. Welche Freude würde da herrschen! Welch dämonisches Gelächter laut werden! Aber sie könnten mir auch Angst einjagen und mich zu Tode hetzen; immer noch kämen auf jeden ein paar Bissen, wiewohl ich etwas magerer wäre.

Sie können nur das Fleisch toter Menschen essen! Ich entsinne mich, irgendwo von einem hassenswerten Tier, Hyäne genannt, gelesen zu haben; ihre Augen und Züge erwecken Abscheu, und sie nährt sich nicht nur vom Fleisch toter Menschen, sondern zerkaut und schluckt auch die größten Knochen. Bloß daran zu denken, ist grauenhaft. Die Hyäne ist eine Verwandte des Wolfes, und Wolf und Hund sind Vettern. Unlängst blickte mich der Hund des Nachbarn Dschao einige Male an: ein Beweis dafür, daß auch er an der Verschwörung beteiligt ist.

Der alte Mann konnte mich nicht täuschen, mochte er die Augen auch zu Boden richten.

Am verächtlichsten von allen ist mein älterer Bruder. Wie kommt es, daß er, selbst ein menschliches Geschöpf, vor Menschenfresserei nicht im geringsten

zurückscheut? Im Gegenteil — er schmiedet Pläne, mich zu fressen! Rührt es daher, weil er gewohnt ist, es zu tun, und sich nicht darüber klar wird, daß es sich um eine Missetat handelt, oder hat er kein Gewissen mehr und könnte wissentlich ein Verbrechen begehen?

Ich werde mit ihm beginnen, wenn ich menschenfressende Menschen verfluche! Ich werde auch mit ihm beginnen, wenn ich menschenfressende Menschen von ihrer bösen Sucht zu bekehren trachte.

VIII

Dies alles sollten sie im Grunde schon lange begriffen haben.

Plötzlich kam ein Mann zu mir. Er war etwa zwanzig Jahre alt, und seine Züge schienen mir etwas verschwommen. Er lächelte und nickte mir zu, doch war sein Lächeln unaufrichtig.

„Finden Sie es richtig, menschliche Geschöpfe zu essen?" fragte ich ihn.

„Wir haben doch keine Hungersnot", erwiderte er noch immer lächelnd, „wie wäre so etwas also möglich?"

Mir wurde sofort klar, daß auch er zur gleichen Bande gehörte und dem Genuß menschlichen Fleisches nicht

abhold war. Dennoch nahm ich meine Kraft zusammen und wiederholte meine Frage: „Aber finden Sie es richtig?"

„Aber was hat es für einen Sinn, eine solche Frage zu stellen? Sie können aber auch seltsam spaßen . . . Schöner Tag heute!"

Der Tag war wirklich schön und der Mond sehr hell, aber ich beharrte auf meiner Frage: „Finden Sie es in Ordnung?"

Er schien davon unangenehm berührt zu sein und murmelte unbestimmt: „Nein . . ."

„Nicht in Ordnung? Warum beharrt man also darauf?"

„Trifft ja gar nicht zu . . ."

„Trifft nicht zu? Aber es ist ja vor kurzem erst in Wolfsjungendorf geschehen, und es steht in allen Büchern, rot, blutrot!"

Er wechselte die Farbe, lief blau an wie Stahl und sagte mit einem wilden Blick in den Augen: „Vielleicht ist es so, aber es war ja immer so . . ."

„Aber ist es deswegen richtig?"

„Ich will mich mit Ihnen über diese Dinge nicht streiten. Jedenfalls sollten Sie davon nicht reden. Es ist falsch von Ihnen, es zu tun!"

Ich sprang auf und riß die Augen weit auf, nur um zu finden, daß der Mann verschwunden und ich in Schweiß

gebadet war. Er war viel jünger als mein Bruder, aber gehörte zur selben Bande. Vater und Mutter mußten es ihn gelehrt haben, und ich fürchte, er hat es auch schon seine eigenen Kinder gelehrt; deshalb starren mich ja sogar die Kinder mit so bösen Lichtern in den Augen an.

IX

Jedermann möchte die anderen fressen und hat Angst, selbst gefressen zu werden, und deshalb blickt jedermann mit solch tiefem Mißtrauen und Argwohn jedermann an . . .

Welch eine Erleichterung wäre es, könnte jedermann diese Besessenheit aus seinem Geiste verbannen und sich mit sorglosem Herzen an seine Arbeit begeben und essen und schlafen! Es kostet nicht viel Mühe, dieses Hindernis, welches das Tor zur Freiheit versperrt, zu überwinden, und doch schließen sie sich alle — Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Gatten und Gattinnen, Lehrer und Schüler, Freunde und Feinde und Fremde —, schließen sich alle zusammen, halten einander zurück und lehnen es sogar bis zum Tode ab, diese eine Schranke zu überschreiten.

X

Früh am Morgen ging ich zu meinem Bruder hinaus, der vor der Vorhalle stand und zum Himmel emporstarrte. Ich trat zu ihm und sagte, mit dem Rücken zur Tür, ungewöhnlich ruhig und friedlich: „Bruder, ich muß dir etwas sagen."

„Bitte, was willst du?" erwiderte er, wandte sich brüsk zu mir und nickte.

„Es handelt sich nur um ein paar Worte, aber ich finde es schwierig, sie auszusprechen. Im Anfang, Bruder, aßen wahrscheinlich alle Wilden ein wenig Menschenfleisch. Später gaben einige von ihnen diesen Brauch auf, weil sich ihre Ansichten änderten. Sie versuchten ihr Bestes, sich selbst zu bessern, und wurden menschliche, wirklich menschliche Geschöpfe, während andere fortfuhren, Menschenfleisch zu essen. Der Fall dieser Wilden ähnelt dem der Insekten, von denen manche zu Fischen und Vögeln und Affen und schließlich zu Menschen wurden, während andere keinen Versuch machten, besser zu werden, und Insekten blieben. Wie schändlich sind Menschen, die Menschen fressen, verglichen mit denjenigen, die es nicht tun. Ihre Scham darüber muß sogar größer sein als die der Insekten gegenüber den Affen.

Zugegeben, es ist sehr, sehr lange her, seit Yi-ya seinen eigenen Sohn für Djiä und Dschou zum Essen kochte*; das Unglück ist, daß die Leute nicht aufgehört haben einander zu fressen — von der Erschaffung von Himmel und Erde durch Pan Gu bis zum Sohn des Yi-ya, und vom Sohn des Yi-ya bis zu Hsü Hsi-lin, dem Revolutionär, der 1907 hingerichtet wurde, weil er einen Mandschubeamten getötet hatte, und dessen Leibwächter den Körper Hsü Hsi-lins verstümmelten und sein Herz verschlangen, und von Hsü Hsi-lin bis zu dem Mann, den sie in Wolfsjungendorf fingen. Noch im vergangenen Jahr tauchte, als ein Gefangener in der Stadt hingerichtet wurde, ein Schwindsüchtiger ein Brötchen in das Blut des Opfers und aß es.

Und jetzt will man mich essen. Ich kann es ja verstehen, daß du ganz allein sie daran nicht hindern kannst. Aber warum beteiligst du dich an ihren Plänen? Wozu wären Menschen, die andere Menschen fressen, nicht imstande! Wenn sie mich fressen können, dann können sie dich fressen und einander fressen. Und dabei ist nur ein einziger Schritt in der richtigen

---

* Nach alten Überlieferungen soll Yi-ya seinen Sohn gekocht und dem Fürsten Huan, der von 685 bis 643 v.u.Z. regierte, überreicht haben. Hier ist dem Verrückten eine Verwechselung des Fürsten Huan mit zwei früheren Tyrannen — Djiä und Dschou — unterlaufen.

Richtung notwendig, um Frieden und Wohlwollen zu schaffen: der Wunsch, sich selbst zu bessern. Die Welt mag immer gewesen sein, wie sie ist; trotzdem sollten wir keinen Versuch scheuen, sie besser zu machen, als sie war. Du sagst, das sei unmöglich? Bruder, ich glaube, du bist imstande, das zu sagen. Du sagtest ja auch vor kurzem, es wäre unmöglich, als ein Pächter dich um Herabsetzung der Pacht bat!"

Zuerst lächelte er nur kalt, aber allmählich wurden seine Augen wild und grausam, und als ich sein Geheimnis enthüllt hatte, lief sein ganzes Gesicht blau an. Die Menge vor dem Tor, unter ihnen Dschao Gui-wong und sein Hund, hatte sich nach und nach hereingedrängt. Die Züge mancher der Leute waren undeutlich, als wären sie mit Gaze bedeckt; andere hatten noch immer blaue Gesichter und vorstehende Zähne und lächelten mit gierigen Blicken. Ich erkannte sie. Sie gehörten zur selben Bande. Sie alle waren Menschen, die andere Menschen fressen, obgleich ihre Ansichten darüber auseinandergingen. Manche meinten, es sei immer so gewesen, und das wäre richtig so, während andere wußten, daß es böse war, aber dennoch fressen wollten. Die letzteren waren empfindlicher gegen die Aufdeckung ihrer Verschwörung und sie wurden wütend, als sie hörten, was ich sagte, aber immer noch lächelten sie ihr kaltes Lächeln.

In diesem Augenblick schnitt mein Bruder plötzlich eine wilde Grimasse und brüllte laut: „Hinaus mit euch, hinaus! Habt ihr noch keinen Verrückten gesehen?"
Und da entdeckte ich einen anderen ihrer tückischen Pläne. Nicht nur, daß sie ihre Art nicht ändern wollten, sie hatten auch sorgfältig ihre Ränke geschmiedet und wollten mich als Wahnsinnigen brandmarken. Sobald sie mich gegessen hätten, würden sie nicht nur frei ausgehen, sondern vielleicht gar dafür noch Dank ernten. Die Leute von Wolfsjungendorf hatten ihr Opfer als Bösewicht bezeichnet, weil sie sich aus ihm ein Fressen machen wollten. Das ist ein alter Kniff von ihnen.
Tschen Lao-wu kam mit finsterem Blick daher und tat sehr entrüstet, aber er konnte mich nicht am Sprechen hindern. Ich beharrte darauf, zu diesen Leuten zu sprechen, und sagte:
„Ihr müßt bereuen! Aus der Tiefe eurer Herzen bereuen! Ihr müßt lernen, daß es in der Welt der Zukunft für Menschenfresser keinen Platz geben wird. Ändert ihr euch nicht, dann werdet ihr einander auffressen. Wie fruchtbar ihr auch sein möget, am Ende werden Menschen, die wirklich menschliche Geschöpfe sind, euch ausrotten, wie Jäger Wölfe ausrotten! Ihr werdet ebenso sein wie die Insekten!"

Die Menge wurde von Tschen Lao-wu davongejagt. Mein Bruder verschwand, ich weiß nicht, wohin. Tschen Lao-wu überredete mich, in mein Zimmer zurückzukehren. Alles im Zimmer war dunkel. Das Deckengebälk über mir zitterte, wurde nach einer Weile größer und schwerer und begrub mich unter sich. Es war so schwer, daß ich mich nicht regen konnte. Auch das Deckengebälk wollte, daß ich sterbe. Aber ich wußte, daß sein Gewicht falsch war, und so wand ich mich heraus. Ich war über und über mit Schweiß bedeckt. Ich sagte: „Ihr müßt euch sofort ändern, euch aus der Tiefe eurer Herzen wandeln. Ihr müßt lernen, daß die Zukunft für Menschenfresser keinen Platz hat . . ."

XI

Die Sonne ging nicht auf, und die Tür öffnete sich nicht. Jeden Tag wurden mir zwei Mahlzeiten gebracht.
Sobald ich die Eßstäbchen aufnahm, fiel mir mein Bruder ein, und ich wußte, daß er allein für den Tod meiner Schwester verantwortlich war. Sie war nur fünf Jahre alt, und ihr anbetungswürdiges Antlitz steht noch immer lebhaft vor meinen Augen. Mutter weinte

unaufhörlich, aber er überredete sie, mit dem Weinen aufzuhören; wahrscheinlich verursachte es ihm Unbehagen, da er sie doch selber gefressen hatte. Wenn er noch immer Gewissensbisse fühlte . . .

Ob nun meine Mutter erfuhr, daß die Schwester vom Bruder gefressen worden war oder nicht, ist etwas, was ich nie herausfinden werde.

Vielleicht erfuhr Mutter es, sagte aber nichts, weil auch sie der Ansicht war, es wäre richtig so. Ich erinnere mich — ich war damals vier oder fünf Jahre alt —, mit meinem Bruder der Kühle wegen im Hof gesessen zu haben. Wenn die Eltern krank seien, sagte mein Bruder, müßten die Kinder, um ihrer Kindespflicht zu genügen, ein Stück ihres eigenen Fleisches abschneiden, es kochen und den Eltern zum Essen anbieten. Mutter sagte nicht, dies wäre nicht erlaubt. Aber wenn es richtig war, ein Stück zu essen, dann war es auch recht, ein ganzes menschliches Geschöpf zu fressen. Aber wie sie an diesem Tag weinte, das war herzzerreißend. Es rührt mich auch jetzt noch, wenn ich daran zurückdenke.

Wahrhaftig, die Welt ist seltsam, sehr seltsam!

XII

Ich darf daran nicht mehr denken.

Erst heute wird mir klar, daß diese Welt, in der ich etwa die Hälfte einer Lebensspanne zugebracht habe, mehr als viertausend Jahre lang eine Menschenfresserwelt war. Zur Zeit des Todes meiner Schwester betreute mein Bruder die Angelegenheiten der Familie. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß er ihr Fleisch in die Speisen mengte und uns ohne unser Wissen zu essen gab.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß ich selber ein paar Stücke vom Fleisch meiner Schwester aß! Und nun ist die Reihe an mir . . .

Wie kann ein Mensch wie ich, nach viertausend Jahren Menschenfresserei — obwohl ich davon bis jetzt nichts wußte —, jemals hoffen, wirklichen Menschen zu begegnen?

XIII

Vielleicht gibt es Kinder, die noch kein Menschenfleisch gegessen haben.

Rettet, rettet die Kinder . . .

April 1918

Kung Yi-dji

Die Weinschenken in Ludschen sind von denen in anderen Teilen Chinas einigermaßen verschieden. So zum Beispiel haben sie unweigerlich einen dreieckigen Schanktisch, von dem aus die Straße zu sehen ist. An diesem gibt es dauernd kochendes Wasser zum Wärmen des Weines. In der Mittagspause und nach Feierabend kommen die Arbeiter auf eine Schale Wein in diese Schenken. Vor zwanzig Jahren war der Preis vier Käsch, jetzt kostet eine Schale zehn Käsch, und die Arbeiter trinken, am Schanktisch stehend, das heiße Zeug und spannen aus. Für einen Käsch ist ein Teller mit in Salzwasser gekochten Bambusschößlingen oder gewürzten Bohnen zu haben; will man zum Imbiß jedoch

irgendein Fleischgericht genießen, dann muß man schon etwas über zehn Käsch bezahlen. Da die meisten der Gäste zu der kurze Jacken tragenden Gruppe gehören und selten über mehr als einige Käsch verfügen, können nur die wenigen Langgewandeten, die an der Theke vorbei ins Gastzimmer eilen, sich Wein und Fleisch leisten und sich zur Mahlzeit in Muße hinsetzen.

Die Weinschenke, in der ich im Alter von zwölf Jahren als Kellner zu arbeiten begann, stand am Eingang zum Dorf und hieß „Zum allgemeinen Wohlstand". Der Schankwirt war der Ansicht, ich sähe zu blöde aus, um die Langgewandeten zu bedienen, und gab mir Arbeit hinter der Theke. Die Gäste in den kurzen Jacken waren leichter zufriedenzustellen, doch konnte auch dieses geschwätzige Pack endlos nörgeln. Manche von ihnen beugten sich sogar über die Theke, um mit eigenen Augen zuzusehen, wie ihnen der Wein aus dem Fäßchen eingeschenkt wurde. Sie wollten sich überzeugen, daß auf dem Boden des Krugs nicht schon Wasser war, ehe er mit Wein gefüllt wurde, und sie beobachteten das Eintauchen des Krugs in das heiße Wasser, damit nicht etwa bei dieser Gelegenheit eine Verfälschung vorgenommen werde. Unter diesen Umständen war es außerordentlich schwierig, den Wein zu verwässern, und der Wirt erklärte, kaum daß ich einige Tage lang an der Arbeit gewesen war, ich sei dafür zu ungeschickt.

Glücklicherweise war ich dem Wirt von einer so einflußreichen Persönlichkeit empfohlen worden, daß er mich nicht einfach entlassen konnte, doch ließ er mich von da an nichts anderes tun als den Wein wärmen.
Und so stand ich denn Tag um Tag hinter der Theke, unablässig mit der gleichen Arbeit beschäftigt, aber wenn der Wirt nun auch zufriedengestellt war, mir ging die Eintönigkeit und Sinnlosigkeit zeitweilig auf die Nerven. Der Wirt hatte ein grimmiges Gesicht, die Gäste waren launisch und hatten rauhe, unangenehme Stimmen, und so gab es selten einen Anlaß zu Heiterkeit. Nur wenn Kung Yi-dji auf einen Trunk kam, konnte ich mich am herzlichen Lachen beteiligen, und vielleicht ist das der Grund, warum ich mich seiner noch immer erinnere.
Kung Yi-dji war der einzige Gast in langem Gewand, der seinen Wein stehend an der Theke trank. Er war von hohem Wuchs und überhaupt ein mächtiger Mann, mit einem merkwürdig blassen, blau angelaufenen Gesicht, zwischen dessen Runzeln oft Schnitte und Wunden zu sehen waren. Um sein Kinn stand ein ungepflegter, graumelierter Bart. Zwar trug er ein langes Gewand, doch war es schmutzig und zerlumpt; es sah aus, als wäre es mindestens zehn Jahre lang weder geflickt noch gewaschen worden. Er würzte seine Rede mit sinnlosen Füllwörtern, wie sie in den

klassischen Schriften vorkommen, die aber gewöhnlichen Menschen unverständlich geworden sind. Da er mit Familiennamen „Kung“ hieß, erhielt er, nach den ersten drei Schriftzeichen „kung“, „yi“ und „dji“ in einem Kinderschönschreibheft, deren Verbindung keinerlei Sinn ergibt, den Spitznamen Kung Yi-dji.
Wann immer Kung Yi-dji in unsere Schenke eintrat, richteten die Trinker die Augen auf ihn und lachten. Irgendeiner rief dann: „He, Kung Yi-dji, du hast schon wieder eine neue Narbe im Gesicht.“
In solchen Fällen tat er, als habe er nichts gehört, wandte sich zur Theke und bestellte: „Wärme zwei Schalen Wein und gib mir einen Teller gewürzte Bohnen!“ Dann zählte er neun Käsch nebeneinander auf die Holzplatte.
„Du mußt schon wieder gestohlen haben!“ sagte einer der Zuschauer absichtlich laut.
Er riß die Augen weit auf und erwiderte empört: „Wie kann man mich, einen Mann von makellosem Ruf, nur so grundlos beschimpfen?“
„Makellos? Haha! Als ob ich nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, wie du angebunden und verprügelt wurdest, als man dich beim Stehlen von Büchern im Haus der Familie Ho ertappte!“

Das brachte Kung Yi-dji so in Wallung, daß sich sein Gesicht zu einer Grimasse verzog und ihm die Adern an den Schläfen blau hervortraten.

„Bücher nehmen, das kann man nicht Diebstahl nennen . . . Bücher nehmen, das Einundalles eines Gelehrten, das kann man nicht Diebstahl nennen!“ Und dann folgten hochtrabende Zitate wie: „Der vollkommene Mann kann Armut ertragen, ohne Versuchungen zu erliegen wie in Not geratene arme Teufel“, gespickt mit den pedantischen Füllwörtern, die seine Reden so unverständlich machten. Am Ende barsten die Anwesenden vor Gelächter, und jeder schien zufriedener zu sein.

Aus dem Klatsch erfuhr ich, daß Kung Yi-dji eine gewisse Erziehung genossen hatte, aber nie imstande gewesen war, auch nur das erste Staatsexamen zu bestehen, und da er weder ein Handwerk noch ein Gewerbe beherrschte, wurde er ärmer und ärmer und kam fast an den Bettelstab. Glücklicherweise war er ein ausgezeichneter Kalligraph, und es mangelte ihm nicht an Aufträgen zum Kopieren von alten Werken, so daß er sich seinen Reis hätte verdienen können. Aber er war faul und dem Wein verfallen und pflegte nach ein paar Tagen Kopierarbeit plötzlich zu verschwinden. Die ihm anvertrauten Bücher, das Papier, die Pinsel und die Tusche hieß er mitgehen. Nachdem sich dies

einigemal wiederholt hatte, wollte ihm niemand mehr etwas zum Kopieren geben, und so blieb ihm in seiner Not nichts übrig, als kleine Gelegenheitsdiebstähle zu begehen.

In unserer Schenke jedoch war sein Betragen vorbildlich. Nie blieb er seine Zeche schuldig, und wenn er manchmal kein Bargeld hatte und in die Kreide kam, so blieb sein Name doch nicht lange auf dem schwarzen Brett, auf dem die Schulden der Gäste verzeichnet wurden. Ehe der Monat zu Ende war, hatte er seine Schuld bezahlt, und der Name Kung Yi-dji wurde wieder weggewischt.

Nachdem er in kleinen Schlucken eine halbe Schale Wein getrunken hatte, legte sich seine Erregung, und sein Gesicht wurde allmählich fahl wie zuvor. Aber kaum hatte er seine Fassung ganz wiedergewonnen, kam prompt die Frage: „Kung Yi-dji, kannst du wirklich lesen?“

Er blickte den Frager an, als wäre er nicht geneigt, ihn einer Antwort zu würdigen, aber der Mann ließ sich nicht abschrecken: „Wieso hast du dann nicht einmal einen halben offiziellen Titel erlangt?“

Wenn es etwas gab, das ihm Unbehagen verursachen und ihn bedrücken konnte, dann war es dieser Punkt. Ein grauer Schleier überzog sein verrunzeltes blaues Gesicht; er stieß zusammenhanglose Worte hervor,

weder Zeit- noch Hauptwörter, überhaupt nichts, was man hätte erfassen können. Aber den anderen genügte das, sie grölten vor Gelächter, und wir alle waren sehr gut aufgelegt.

Bei solchen Gelegenheiten durfte ich mitlachen, ohne daß der Wirt mich beschimpfte. Er erhielt seine Gäste gern bei guter Laune und richtete manchmal selber die alten Fragen an Kung Yi-dji, um damit die Leute zum Lachen zu bringen. Bis Kung Yi-dji schließlich einsah, daß er es den Erwachsenen nicht recht machen könne, und sich mit den Kindern zu unterhalten begann.

„Hast du irgendeine Erziehung genossen?" fragte er mich einmal, und als ich achtlos nickte, fuhr er fort: „Dann hast du ja lesen gelernt. Da will ich dich einmal prüfen. Wie schreibst du ‚Fenchel' in ‚mit Fenchel gewürzte Bohnen'?"

Soll ich mich von diesem Bettler prüfen lassen? überlegte ich, wandte den Kopf und zeigte ihm die kalte Schulter.

Er wartete ein Weilchen und sagte dann ganz ernst: „Du kannst es also nicht schreiben? Komm, ich zeige es dir. Merk dir's! Solche Worte mußt du dir merken und sie immer wiederholen. Wirst sie für die Buchhaltung brauchen, wenn du selber eine Schenke hast."

Wird noch eine gute Weile dauern, bis ich selber Schankwirt werde, dachte ich mir, ganz davon zu schweigen, daß mein Arbeitgeber Fenchelbohnen in seinen Büchern nicht zu führen pflegte. Verächtlich lächelnd und mit einer Miene, als ob ich nur halb hinhörte, sagte ich zu ihm:

„Wer braucht schon deine Belehrung?" Und ich zeichnete ihm das Wort hin.

Kung Yi-dji war begeistert, trommelte mit seinen langen Fingernägeln auf der Theke und nickte zustimmend. „Ganz richtig!" rief er aus. „Es gibt vier verschiedene Schreibweisen für das gleiche Wort. Kennst du alle vier?"

Aber nun war ich gekränkt. Ich wandte ihm den Rücken und ging ans andere Ende der Theke. Kung Yi-dji, der einen langen Fingernagel in den Wein getaucht hatte, um die Zeichen auf die Theke zu schreiben, blieb — mit der Hand in der Luft — stehen, seufzte über meinen Mangel an Interesse, und in seine Augen trat ein Ausdruck des Bedauerns.

Manchmal kamen, wenn er in der Schenke war, die Nachbarkinder, die das Gelächter hörten, herbeigelaufen, um auch ihren Spaß zu haben. Er gab jedem von ihnen eine gewürzte Bohne, und wenn sie die gegessen hatten, standen sie mit an den Teller gehefteten Augen vor ihm und warteten auf mehr. Dann spreizte Kung

Yi-dji erregt die fünf Finger über den Teller, bückte sich zu den Kindern und flüsterte ihnen zu: „Sind nur noch ein paar da, und ich selbst hab' fast noch keine gehabt." Dann richtete er sich auf und sagte, wie zu sich selber: „Fast keine, fast keine!" Und wenn er dann, wie gewöhnlich, seine Flut von Füllwörtern hervorsprudelte, kicherten die Kinder und liefen davon.

Kung Yi-dji war also die Art Mensch, andere fröhlich zu stimmen. Aber wir kamen auch ohne ihn ganz gut aus.

Eines Tages — es muß kurz vor dem Mittherbstfest gewesen sein — war der Wirt eben dabei, seine Bücher abzuschließen. Als er das schwarze Brett herunternahm, rief er plötzlich: „Kung Yi-dji ist schon sehr lange nicht dagewesen! Und er schuldet noch neunzehn Käsch!"

Erst da fiel mir auf, wie lange er nicht dagewesen war, und in diesem Augenblick sagte ein Gast: „Der wird wohl kaum mehr kommen können. Die Beine wurden ihm gebrochen. Er ist furchtbar geschlagen worden."

„Was?" sagte der Wirt.

„Ja, er ist beim Stehlen überrascht worden. Vollkommen verrückt geworden, der Bursche! Denken Sie sich, im Haus Seiner Ehren, des Provinzbeamten-Anwärters

Ding, zu stehlen! Wie konnte er sich da einen Erfolg versprechen?"

„Und was geschah weiter?"

„Weiter? Zuerst mußte er ein Geständnis schreiben. Dann wurde er geschlagen, die halbe Nacht lang, und dabei wurden ihm beide Beine gebrochen."

„Und was weiter?"

„Was weiter?! Die Beine sind gebrochen."

„Ja, aber was geschah mit ihm?"

„Keine Ahnung. Wahrscheinlich ist er tot."

Der Wirt fragte nicht mehr, sondern machte sich wieder an seine Buchungen.

Das Mittherbstfest war vorüber, und der Wind blies jeden Tag kälter. Ein früher Winter kündigte sich an. Obwohl ich mich den ganzen Tag in der Nähe des Ofens aufhielt, mußte ich eine gefütterte Joppe tragen. Eines Nachmittags — kein einziger Gast war in der Schenke — saß ich mit geschlossenen Augen da und machte ein Nickerchen.

„Wärme eine Schale Wein."

Ich erschrak und riß die Augen auf. Die Stimme war sehr schwach, kam mir aber bekannt vor. Ich blickte mich um, sah jedoch keine Seele in der Schenke. Da stand ich auf und beugte mich über die Theke. Kung Yi-dji saß auf dem Fußboden, mit dem Gesicht zur Tür. Sein schmutziges Gesicht war hager und ver-

fallen, eher wie das eines Toten als eines Menschen. Er trug ein zerlumptes Gewand und saß mit seinen Beinstümpfen in einem Binsenkorb, der mit einem Strohseil an seine Schultern gebunden war. Als er mich erblickte, warf er den Kopf zurück und wiederholte leise: „Wärme eine Schale Wein."

Nun hatte ihn auch der Wirt bemerkt. „Kung Yi-dji, du schuldest mir noch neunzehn Käsch!" sagte er gleichgültig.

Kung Yi-dji hob langsam wieder den Kopf und sagte zögernd: „Das . . . das zahl' ich nächstes Mal. Diesmal, diesmal zahle ich bar, und der Wein soll gut sein."

Als hätte er an Kung Yi-dji keinerlei Änderung bemerkt, scherzte der Wirt mit ihm wie gewöhnlich. Mit einem lauten Auflachen sagte er: „Kung Yi-dji, du hast wieder gestohlen!"

Aber Kung Yi-dji ließ sich diesmal auf keine Auseinandersetzungen ein. „Laß die Späße!" sagte er.

„Späße? Wenn du nicht gestohlen hast, wie wurden dir denn die Beine gebrochen?"

„Gebrochen?" fragte er leise. „Gebrochen bei einem Sturz . . . einem Sturz . . . einem Sturz . . ." Und sein Blick schien den Wirt anzuflehen, jede weitere Anspielung auf die Sache zu unterlassen.

Aber da hatten sich schon einige Gäste eingefunden und stimmten in das Gelächter des Schankwirts ein. Ich

wärmte den Wein, trug ihn um die Theke herum und stellte ihn vor Kung Yi-dji auf die Türschwelle. Er suchte in seiner Tasche nach Geld und reichte mir vier Käsch. Als er sie mir hinhielt, bemerkte ich, daß seine Hände sehr schmutzig waren. Sie waren buchstäblich mit Dreck bedeckt — kein Wunder, da er sich auf diesen Händen zur Schenke geschleppt hatte.

Er blieb nur so lange, als er brauchte, um seinen Wein zu trinken. Während die Schenke noch vom Geschwätz und Gelächter widerhallte, rutschte er, sich mit den wunden, verdreckten Händen vorwärtshelfend, in seinem Schilfkorb aus dem Laden.

Er tauchte nicht wieder auf. Am Jahresende nahm der Wirt das schwarze Brett wieder herunter und sagte: „Kung Yi-dji schuldet immer noch neunzehn Käsch."

Zur Zeit des Drachenbootfestes im nächsten Jahr wiederholte er: „Kung Yi-dji schuldet immer noch neunzehn Käsch."

Beim nächsten Mittherbstfest erwähnte er die Schuld nicht mehr.

Dann kam das neue Jahr, ohne daß Kung Yi-dji wieder aufgetaucht wäre.

Ich habe ihn nie mehr gesehen. Wahrscheinlich ist er wirklich tot.

März 1919

Die Arznei

I

Es war Herbst und kurz vor dem Morgengrauen. Der Mond war bereits hinter dem Horizont verschwunden, aber die Sonne war noch nicht aufgegangen, und so bildete der Himmel ein Laken aus dunkelndem Blau. Alles schlief noch, bis auf die Nachtschwärmer und Hua Lao-schuan. Wie von einem plötzlichen Entschluß getrieben, setzte er sich im Bett auf, beugte sich vor, rieb ein Zündholz an und hielt es an eine ölbekleckste Lampe. Ein fahles, grünliches Licht flackerte auf und beleuchtete verschwommen die zwei Zimmer des Teehauses.

„Gehst du schon, Hsiao-schuans Vater?" fragte eine Frauenstimme, und im kleinen Hinterzimmer röchelte in kurz aufeinanderfolgenden Hustenanfällen ein Kranker.

„Hm . . ."

Einen Augenblick lang lauschte Lao-schuan, dann knöpfte er seinen Rock zu und streckte der Frau eine Hand entgegen. „Gib!" sagte er.

Frau Hua tastete eine Weile unter dem Polster herum, dann zog sie ein kleines Säckchen mit Silbermünzen hervor und übergab es ihm. Er steckte es nervös in die Tasche und tätschelte es zweimal, wie um sich zu vergewissern, daß es noch da sei. Dann zündete er einen Lampion an und blies die Öllampe aus. Mit dem Lampion in der Hand trat er ins kleine Hinterzimmer. Ein Rascheln wurde hörbar, dem ein erneuter Hustenkrampf folgte. Als es wieder still war, sagt Lao-schuan mit unterdrückter Stimme: „Hsiao-schuan, mach dir keine Sorgen wegen des Aufstehens . . . Die Mutter wird nach dem Laden sehen."

Der Sohn gab ihm keine Antwort. Er wird wohl ungestört weiterschlafen, dachte Lao-schuan und trat durch die niedrige Tür auf die Straße hinaus. In der Dunkelheit war zuerst nichts als das graue Band des Weges zu sehen. Der Lampion beleuchtete nur Lao-schuans Füße, die in gleichmäßigem Rhythmus ausschritten.

Da und dort tauchten Hunde auf und verzogen sich wieder, ohne auch nur zu bellen. Die Luft im Freien war kalt und erfrischte Lao-schuan, so daß er sich plötzlich wie ein Jüngling vorkam und die wunderbare Macht zu besitzen glaubte, durch bloße Berührung Menschen wieder zum Leben erwecken zu können. Seine Schritte wurden länger. Allmählich wurde auch der Himmel heller und die Straße deutlicher.

Lao-schuan war von seinem Ausschreiten so in Anspruch genommen, daß er zusammenfuhr, als er plötzlich vor einer Straßenkreuzung stand. Er hielt inne und ging dann ein paar Schritte zurück, um sich unter ein vorspringendes Dach vor die geschlossene Tür eines Ladens zu stellen. Nach längerem Warten spürte er die Kälte bis in die Knochen.

„He, alter Knabe!"

„Unternehmungslustig . . . Früh auf den Beinen . . ."

Lao-schuan riß die Augen auf und sah ein paar Leute vorbeigehen. Einer von ihnen drehte sich um und betrachtete ihn eindringlich. Seine Gesichtszüge waren undeutlich, aber die Augen des Mannes glommen kalt und gierig, Augen eines Ausgehungerten, die plötzlich etwas Eßbares entdecken. Lao-schuan warf einen Blick auf seinen Lampion und stellte fest, daß er erloschen war. Eilig betastete er seine Tasche; die harten Geldstücke waren noch da. Er warf einen Blick in die

Runde und sah einen Haufen fremder Menschen, die in dem trüben Licht merkwürdig gespenstig aussahen. Er blickte sie starr und unverwandt an, und nach und nach erschienen sie ihm gar nicht mehr ungewöhnlich.

Kurz darauf entdeckte er mehrere Soldaten in der Menge. Vorne und hinten auf ihren Mänteln trugen sie den großen weißen, aus Tuch geschnittenen Kreis der Regierungstruppen, den man schon aus einiger Entfernung erkennen konnte. Näherkommend, wurde er auch die roten Litzen ihrer Uniformen gewahr. In der nächsten Sekunde jagte mit stampfenden Füßen eine große Schar vorbei, und die kleinen Gruppen von hier und dort verschmolzen zu einer einzigen Masse, die wie die Brandung der Meeresflut vorrückte. Nach Erreichen der Kreuzung blieben alle stehen und bildeten einen Halbkreis.

Nichts als Rücken sah Hua Lao-schuan vor sich. Hälse streckten, Köpfe reckten sich, um sich dem gleichen Punkt entgegenzuneigen, als würden sie, wie Enten, von einer unsichtbaren Hand gehalten. Einen Augenblick lang blieb alles lautlos. Dann glaubte Lao-schuan von irgendwoher jenseits der Nacken ein Geräusch zu hören. Ein Ruck ging durch die Zuschauer; in plötzlicher Bewegung liefen sie auseinander. Die Menschen drängten und stießen, und einige, die an Lao-schuan vorbeihasteten, fielen in der Eile beinahe zu Boden.

„He! Eine Hand gibt das Geld, die andere gibt die Ware!“ brüllte ein ganz in Schwarz gekleideter Mann und blieb vor Lao-schuan stehen. Seine Augen funkelten metallisch und erinnerten an den hellen Glanz von zwei Schwertklingen. Sie stachen in Lao-schuan hinein, und sein Körper schien auf die Hälfte seiner normalen Größe zusammenzuschrumpfen. Der dunkle Mann streckte ihm eine riesige leere Pranke entgegen, während er ihm mit der anderen ein dampfendes Brötchen anbot, getränkt mit einer frischen und noch warmen karmesinroten Flüssigkeit, die auf den Boden hinuntertropfte.

Lao-schuan griff hastig nach seinen Talern. Er versuchte sie dem schwarzgewandeten Mann, an dessen Hand sich langsam rote Tropfen sammelten, zu überreichen, aber ihm fehlte der Mut, das durchtränkte Brötchen in Empfang zu nehmen. Der andere wurde ungeduldig und brüllte: „Wovor fürchtest du dich? Warum nimmst du's nicht?“ Und als Lao-schuan immer noch zögerte, griff der andere grob nach dem Lampion, zerriß den Papierschirm und wickelte das Brötchen darin ein. Dann drückte er das Päckchen Lao-schuan in die Hand, schnappte gleichzeitig das Silber und betastete es flüchtig. Schon im Weggehen murmelte er: „So ein alter Narr . . .“

„Und wen soll das heilen?“ glaubte Lao-schuan jemanden fragen zu hören, gab jedoch keine Antwort. Seine Aufmerksamkeit war ausschließlich auf das Päckchen gerichtet, und er drückte es an sich, als trüge er den einzigen Nachkommen einer zehn Geschlechter alten Familie. Nun, da er im Begriff war, das kraftvolle Leben in seiner Hand ins eigene Haus zu verpflanzen, war nichts anderes auf der Welt wichtig. Das, so hoffte er, werde ihm viel Glück bringen.

Über dem Horizont war nun die Sonne aufgegangen und beleuchtete die lange Straße, die geradeaus zu seinem Teehaus führte. Hinter ihm streichelte das Tageslicht einen ausgedienten Wegweiser an der Straßenkreuzung, auf dem in verblichenem Gold vier Ideogramme eingegraben waren: Alter . . . Pavillon . . .

II

Beim Nachhausekommen fand Lao-schuan das Teehaus reingefegt, die Tischreihen glatt und glänzend, aber noch keine Gäste. Nur Hsiao-schuan saß an einem Tisch an der Wand und aß sein Frühstück. Dicke Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn, und die kleine gefütterte Joppe klebte an seinem eingesunkenen Rücken. Die Schulterblätter hoben sich so scharf

ab, als wäre der Buchstabe „V“ aus seinem Rücken herausgemeißelt. Bei diesem Anblick legte Lao-schuan die Stirn in Falten. Die Frau stürzte eilig aus der Küche, mit weit aufgerissenen Augen und zitternden Lippen.

„Hast du's?“ fragte sie.

„Ja, ich hab's.“

Die beiden verschwanden für eine Weile in der Küche und hielten dort Rat. Dann kehrte Frau Hua eilig zurück, verließ das Haus und kam einen Augenblick später mit einem getrockneten Lotusblatt wieder, das sie auf den Tisch breitete. Lao-schuan packte das rotgefärbte Brötchen aus dem Lampenschirm aus und wickelte es sorgfältig in das Lotusblatt ein. Inzwischen hatte Hsiao-schuan seine Mahlzeit beendet, und die Mutter bat ihn: „Bleib ruhig sitzen, Kleiner Türriegel. Komm noch nicht her.“

Als das Feuer im Lehmherd hell auflohte, warf der Vater das kleine grüne Päckchen und das weißrote Lampionpapier in den Ofen, wo es rot und schwarz aufflammte. Ein seltsamer Geruch durchdrang den Laden.

„Riecht gut! Was eßt Ihr da?“ fragte Kamelhöcker Fünf, der in diesem Augenblick eintrat, und schnupperte neugierig. Er gehörte zu denjenigen, die ihre Tage in Teehäusern verbringen, kam morgens als erster, ging

abends als letzter. Nun stolperte er auf einen Tisch an der Straßenseite zu, setzte sich und stellte müßige Fragen. Aber niemand antwortete ihm.

„Etwa Brei aus geröstetem Reis?“

Auch diesmal bekam er keine Antwort. Schweigend eilte Lao-schuan in die Küche, um ihm Tee zu holen.

„Komm herein, Hsiao-schuan!“ rief nun Frau Hua aus dem inneren Zimmer, in dessen Mitte sie ein Tischchen gestellt hatte. Kleiner Türriegel setzte sich, und die Mutter sagte mit leiser Stimme:

„Iß das, und du wirst gesund!“ Und sie stellte einen Teller vor ihn hin, auf dem ein rundes, schwarzes Ding lag.

Hsiao-schuan griff danach. Einen Augenblick lang starrte er es neugierig an, als hielte er das eigene Leben in der Hand. Sein Herz war von einer unausgesprochenen Frage erfüllt. Sorgsam brach er das Ding entzwei. Ein Strahl weißen Dampfes stieg empor und löste sich in der Luft sofort auf. Nun sah Hsiao-schuan, daß es ein weißes, in zwei Hälften gebrochenes Brötchen war. Bald darauf war es in seinem Magen verschwunden, und er konnte sich auch an den Geschmack nur noch undeutlich erinnern. Vor ihm stand der leere Teller, neben ihm der Vater, gegenüber die Mutter. Beider Augen blickten seltsam, als ob sie in ihn etwas hineingießen, gleichzeitig aber es aus ihm

herausziehen wollten. Es war sehr aufregend. Für Hsiao-schuans kleines Herz, das wild zu pochen begann, war es zuviel. Er drückte die Hände an die Brust und begann zu husten.

„Schlaf ein wenig; du wirst gesund werden“, sagte die Mutter.

Hsiao-schuan folgte ihrem Rat und hustete sich in Schlaf. Geduldig wartete sie, bis er ganz still lag, und breitete dann eine gefütterte, stark geflickte Steppdecke über ihn.

III

Viele Gäste saßen nun im Teehaus, und der Betrieb hielt Lao-schuan beschäftigt. Von Tisch zu Tisch eilend, schenkte er heißes Wasser und Tee ein, scheinbar mit nichts anderem im Sinn. Aber unter den Augen, die tief in den Höhlen lagen, hatte er dunkle Ringe.

„Lao-schuan“, erkundigte sich ein Mann mit graumeliertem Bart, „fühlst du dich nicht wohl? Was ist mit dir los?“

„Nichts.“

„Nichts? Allerdings, daran, daß du jetzt lächelst, merke ich, daß du dich wohl fühlst“, widersprach sich der bärtige Mann.

„Lao-schuan hat immer viel zu tun. Ja, wenn sein Sohn . . .“ begann Kamelhöcker Fünf. Aber seine Bemerkung wurde durch die Ankunft eines grobschlächtigen Mannes mit brutalen Zügen unterbrochen. Sein schwarzes, offenstehendes Baumwollhemd war um den Leib mit einem breiten schwarzen Tuchgürtel nachlässig zusammengezogen.

„He? Hat er's aufgegessen?“ rief er Lao-schuan zu, kaum daß er eingetreten war. „Ist er schon gesund? Was du für Glück hast, Lao-schuan! Wirklich ein glücklicher Zufall! Wenn ich nicht alles so schnell zu hören bekäme . . .“

Den Teekessel in einer Hand, die andere herabhängend, hörte Lao-schuan in ehrfürchtiger Haltung zu und lächelte verbindlich. Die Gäste alle lauschten ehrerbietig, und Frau Hua kam mit dunkel umschatteten, übernächtigen Augen herein, lächelte und bediente selbst den neuen Gast. Sie schüttete einige Teeblätter in die Tasse und tat zur Verbesserung des Geschmacks eine grüne Olive dazu. Lao-schuan füllte die Tasse mit kochendem Wasser.

„Das Mittel garantiert Heilung! Einzig dastehend! Überleg doch! Noch warm heimgebracht und noch warm gegessen!“ brüllte der Mann mit dem rohen Gesicht.

„Meiner Treu, ohne Onkel Kangs Hilfe wäre es uns unmöglich gewesen", bedankte Frau Hua sich sehr herzlich bei ihm.

„Heilung garantiert! Heilung garantiert! Wenn es noch warm gegessen wird. Ein Brötchen mit menschlichem Blut ist ein vollkommen sicheres Heilmittel für jede Art Schwindsucht!"

Die Erwähnung des Wortes Schwindsucht schien Frau Hua aus der Fassung zu bringen; alles Blut wich aus ihrem Gesicht, sie erbleichte, und ein gezwungenes Lächeln erschien auf ihren Wangen. Es gelang ihr, sich so unauffällig zurückzuziehen, daß Onkel Kang, ohne zu merken, daß sie nicht mehr anwesend war, aus allen Lungenkräften weiterbrüllte, bis ihn das Geräusch trockenen heiseren Hustens aus dem Schlafzimmer Hsiao-schuans übertönte.

„Ein solcher Glücksfall für Hsiao-schuan! Zweifellos wird diese Krankheit vollkommen geheilt werden. Kein Wunder, daß Lao-schuan fortwährend lächelt", sagte der bärtige alte Mann und ging auf Onkel Kang zu. „Ich hörte", sagte er leise zu diesem, „daß der heute hingerichtete Verbrecher ein Sohn aus der Familie Hsia ist. Wessen Sohn ist er eigentlich? Und warum haben sie ihn eigentlich hingerichtet?"

„Wessen Sohn?" wiederholte Onkel Kang die Frage. „Der Sohn der vierten Schwiegertochter der Hsias! So

ein kleiner Lump!" Als der Onkel merkte, daß alle an seinen Lippen hingen, reckte er sich, seine Gesichtsmuskeln spielten ungewöhnlich lebhaft, er erhob seine Stimme zu heldischen Höhen und brüllte: „Der kleine Kerl wollte nicht leben! Er wollte ganz einfach nicht leben! Das ist alles.

Und was hab ich diesmal von der ganzen Hinrichtung gehabt? Nicht den geringsten Nutzen! Sogar die Kleider, die man ihm auszog, schnappte der rotäugige Gefängniswärter, dieser Ah Yi. Onkel Lao-schuan kam am besten weg. Und gleich nach ihm Vater Drei aus der Familie Hsia. Der steckte die Belohnung wirklich ein — fünfundzwanzig Unzen Silber! — ganz allein. Gab niemandem auch nur einen Groschen davon!"

Langsam trottete Hsiao-schuan aus dem kleinen Zimmer. Er hielt die Hände an die Brust gedrückt und hustete ohne Unterlaß. Er ging in die Küche, füllte sich eine Schüssel mit kaltem Reis und setzte sich sofort hin, um zu essen. Frau Hua ging zu ihm hin und fragte leise: „Hsiao-schuan, geht's dir besser? Immer noch so hungrig wie bisher?"

„Heilung garantiert! Garantiert!" Onkel Kang warf einen Blick auf den Jungen, wandte sich jedoch schnell wieder an die Anwesenden und erklärte: „Dieser Vater Drei aus der Hsia-Familie ist durchtrieben. Hätte

er nicht als erster die Sache den Behörden angezeigt, seine ganze Familie wäre geköpft und ihr ganzer Besitz beschlagnahmt worden. So aber? Klingende Münze! Und dieser kleine Niemand? Im Grunde war er ein Schlingel. Versuchte sogar den obersten Gefängniswärter zu überreden, sich dem Aufstand anzuschließen!"

„Ach ja! Wenn's ihm gelungen wäre, was da alles hätte geschehen können!" warf entrüstet ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren ein, der an einem Tisch im Hintergrund saß.

„Ihr müßt wissen", fuhr Kang fort, „daß der rotäugige Ah Yi den Jungen aushorchen ging. Nur aus diesem Grunde ließ er sich auf solche Gespräche ein. ‚Das Reich der Mandschus gehört in Wirklichkeit uns allen', sagte der Junge zum Rotäugigen. Was sagt ihr dazu? Kann ein Mensch wirklich so daherreden?

Der Rotäugige wußte, daß der Junge zu Hause eine Mutter hatte, aber es ging ihm nicht in den Kopf, daß er so arm sein sollte, daß aus ihm kein ‚Tropfen Öl und Wasser' herauszupressen war. Er platzte schon vor Wut, und noch immer versuchte der Junge, ‚den Kopf des Tigers zu kratzen'! Schließlich gab Ah Yi ihm ein paar Ohrfeigen."

„Und Ah Yi kann zuschlagen! Seine Hiebe müssen dem armen Teufel reichlich weh getan haben!" frohlockte Kamelhöcker Fünf an seinem Ecktisch.

„Nein. Glaubt es oder nicht: seine unwürdigen Knochen kannten keine Furcht. Der Bursche sagte noch, er hätte Mitleid . . ."

„Was? Wie kann man Mitleid haben, wenn man so einen Unmenschen verprügelt?" schnarrte der Graumelierte.

„Sie haben nicht richtig verstanden", höhnte Onkel Kang voll Verachtung. „Der kleine Niemand meinte, er müsse mit Ah Yi Mitleid haben!"

Die Augen der Zuhörer verloren plötzlich ihren Glanz, und das Gespräch verstummte für eine Weile. Hsiao-schuan hatte den Reis aufgegessen und saß in Schweiß gebadet da. Sein Kopf schien zu dampfen.

„Er sagte also, mit dem Rotäugigen müsse man Mitleid haben! Aber das ist doch reiner Wahnsinn!" Der Graubart war stolz, das ganze Problem logisch gelöst zu haben. „Offensichtlich war er verrückt geworden!"

„Verrückt geworden", wiederholte beifällig der Jüngling, der vorher das Wort ergriffen hatte. Auch er kam sich wie ein Entdecker vor.

Die übrigen Gäste des Teehauses hatten ihren Gleichmut wiedergefunden und lachten und redeten wieder. Das allgemeine Stimmengewirr nahm Hsiao-schuan zum Vorwand, um aus allen Kräften, über die sein ausgemergelter Körper noch verfügte, heiser zu husten. Onkel Kang ging zu dem Jungen hin, klopfte ihm auf

die Schulter und wiederholte: „Heilung garantiert, Hsiao-schuan! Du darfst nicht so husten! Heilung garantiert!"

„Verrückt geworden!" sagte Kamelhöcker Fünf vor sich hin und nickte.

IV

Das an die Stadtmauer angrenzende Land jenseits des Westtors war ursprünglich öffentliches Eigentum gewesen. Der schmale Pfad, der sich hindurchwand, war von Füßen ausgetreten worden, die eine Abkürzung suchten, wurde jedoch mit der Zeit zur natürlichen Grenze. Wenn man aus dem Tor hinaustrat, lagen zur Linken die Gräber der Hingerichteten oder im Gefängnis Verhungerten. Zur Rechten waren die Gräber der Armen. Alle diese Gräber waren so zahlreich und lagen so dicht aneinander, daß sie einen an die Honigkuchen erinnerten, die in Häusern reicher Leute zu Geburtstagsfeiern in Reihen ausgelegt werden.

Der Tag des Tjingming-Festes, an dem die Gräber der Toten besucht werden, war in diesem Jahr ungewöhnlich kalt angebrochen, und die Weiden hatten kaum die ersten Knospen, nicht größer als halbe Reiskörner, getrieben. Frau Hua hatte vier Gerichte und eine Schüssel Reis auf die rechte Seite eines frischen Grabes gestellt, hatte Tränen darüber vergossen und Totenopfergeld verbrannt. Nun saß sie benommen auf dem Boden, als ob sie auf etwas — sie wußte nicht, was — wartete. Eine leichte Brise säuselte durch ihr kurz geschnittenes Haar. Es war viel grauer als vergangenes Jahr.

Den schmalen Pfad kam eine zweite Frau gegangen. Auch sie war grau, und die Kleider hingen ihr in Lumpen vom Leibe. Sie trug einen abgenutzten, rot lackierten runden Korb, von dem eine Schnur mit Opfergeld herabhing. Hin und wieder hielt sie in ihrem langsamen Gang inne. Schließlich bemerkte sie, daß Frau Hua sie anblickte, und zögerte verlegen. Ein Ausdruck verwirrter Scham überflog ihr blasses, schwermütiges Gesicht. Dann riß sie sich zusammen, ging auf ein Grab auf der linken Seite des Pfades zu und stellte ihren lackierten Korb hin.

Zufällig lag dieses Grab genau gegenüber dem Hsiao-schuans, nur der schmale Pfad war dazwischen. Es ergab sich von selbst, daß Frau Hua zuschaute, als die Frau ihre vier Gerichte und die Schüssel Reis hinstellte, das Opfergeld verbrannte und weinte. Es fiel ihr ein, daß auch in dem Grab gegenüber einer Mutter Sohn lag. Neugierig beobachtete sie, wie die Frau geistesab-

wesend hin- und herging und mit leerem Blick in die Ferne starrte. Plötzlich begann die Frau zu zittern und wie betäubt zu taumeln. Ihre Augen waren vor Angst weit aufgerissen.

Frau Hua war tief ergriffen. Vielleicht ist sie vor Kummer wahnsinnig geworden, überlegte sie. Sie stand auf und überquerte den Pfad. „Seien Sie nicht mehr traurig", sagte sie leise zu der Frau. „Gehen wir heim." Die Frau nickte mechanisch, immer noch mit starrem Blick. Plötzlich rief sie aus: „Schauen Sie! Was ist das?"

Frau Huas Blick folgte dem ausgestreckten Finger der Frau und sah das Grab, das ungepflegt war und häßliche Flecke gelben Lehms aufwies. Als sie genauer hinschaute, sah sie staunend oben auf dem Erdhügel einen kleinen Kreis scharlachroter und weißer Blumen.

Seit vielen Jahren waren die Augen der beiden Frauen trübe, und doch sahen sie jetzt beide deutlich diese frischen weißen und roten Blüten. Es waren nicht viele, aber sie waren sauber in einem Kreis angeordnet. Sie waren nicht großartig, doch hübsch. Frau Hua warf schnell einen Blick auf das Grab ihres Sohnes und die anderen Gräber, sah aber nur da und dort ein paar verstreute blaue und weiße Blümchen, die dem Frost standgehalten hatten. Nur hier gab es scharlachrote

Blumen. Ein unerklärliches Gefühl der Schwere, der völligen Leere bemächtigte sich ihrer. Was konnte es mit diesem Kreis roter und weißer Blumen auf sich haben?

Die andere Frau trat näher heran und untersuchte die Blumen: Wie das wohl zu erklären ist? sann sie, und im Selbstgespräch fuhr sie fort: Ohne Wurzeln! Sie sind also nicht hier gewachsen . . . Wer könnte hier gewesen sein? Kinder kommen nicht zum Spielen her, und keiner unserer Verwandten kommt mehr hierher. Was mag geschehen sein? Sie grübelte und grübelte, dann flossen ihr Tränen über die Wangen, und sie rief: „Mein Sohn! Sie haben dir Unrecht getan. Du hast das noch immer nicht vergessen — hast dein Leid noch immer nicht verwunden und heute dieses Wunder vollbracht, weil du mich daran erinnern willst." Sie schaute sich um. Auf einem kahlen Baum sah sie eine Krähe sitzen und sprach weiter: „Ich weiß es. — Mein lieber Sohn, elendiglich hineingelegt haben sie dich. Aber es gibt eine Abrechnung. Der Himmel weiß alles. Nun schließe die Augen und schlafe in Frieden. — Wenn du wirklich zugegen bist und meine Worte hörst . . . laß diese Krähe auf dein Grab fliegen. Gib mir dieses Zeichen!"

Die Brise hatte sich gelegt, und überall standen die trockenen Grashalme nun aufrecht wie Borsten aus

Kupfer. Ein zarter Ton hing in der Luft und vibrierte, immer leiser werdend, um schließlich ganz zu verstummen. Dann war alles still wie der Tod. Die beiden alten Frauen standen regungslos im dürren Gras und beobachteten unverwandt die Krähe. Sie hockte mit eingezogenem Kopf zwischen den geraden Ästen des Baumes, unbeweglich, als wäre sie aus Eisen gegossen.

Die Zeit verging, und allmählich nahm die Zahl der Gräberbesucher zu. Frau Hua hatte nun das Gefühl, daß eine schwere Last nach und nach von ihr genommen werde, und sie drängte die andere: „Kommen Sie! Gehen wir!“

Die alte Frau seufzte mutlos und sammelte ihre Opferschalen ein. Einen Augenblick zögerte sie noch, machte sich aber dann langsam auf den Weg. „Was kann es nur bedeuten?“ murmelte sie.

Nach kaum dreißig Schritten hörten sie plötzlich ein scharfes „Kraah“!

Sie wandten sich schaudernd um und sahen, wie sich die Krähe vom Zweig abstieß, ihre breiten Schwingen entfaltete und wie ein Pfeil gegen den fernen Horizont flog.

April 1919

Der kommende Tag

„Kein Laut ist zu hören. Was wohl mit dem Jungen los ist?“ murmelte Lao Gung, die Rotnase. Er hob die Tasse mit gelbem Wein und deutete mit einem Kopfnicken auf die Mauer, hinter der das Nachbarhaus stand.

Lan Pi, die Blauhaut, stellte seine Tasse hin, schlug Lao Gung aus allen Kräften auf den Rücken und brüllte trunken: „Du . . . du . . . Scheinst ja wieder ganz verrückt zu sein!“

Das Städtchen Ludschen war dafür bekannt, daß es Ruhe und Frieden liebte. Es hatte sogar einige Einwohner, die gern noch an die guten alten Zeiten dachten und bei Anbruch des Abends zu Bett gingen, nicht ohne vorher die Türen verriegelt zu haben. Nur in

zwei Häusern blieben die Leute immer bis tief in die Nacht wach: in der Weinschenke „Hsiän Heng“, wo sich am Schanktisch bei Speis und Trank die Nachtschwärmer versammelten, und im Nachbarhaus, in dem die vor zwei Jahren verwitwete Frau des Vierten Schan wohnte. Sie erhielt sich und ihren drei Jahre alten Sohn mit der Arbeit ihrer Hände, indem sie Garn spann.

Doch das Spinnrad in Frau Schans Haus hatte seit einigen Tagen aufgehört zu surren. Und da nur in diesen zwei Häusern jemand bis tief in die Nacht wachblieb, konnten natürlich nur Lao Gung und seine Zechkumpane das Surren des Spinnrads jenseits der Mauer hören, und nur ihnen konnte auffallen, daß das Surren in Frau Schans Haus aufgehört hatte.

Lao Gung quittierte den Schlag, als wäre nichts geschehen, mit einem langen Zug aus der Tasse und begann einen Gassenhauer zu summen.

In diesem Augenblick saß Frau Schan am Bettrand und wiegte ihren Sohn Bao-örl. Auf dem Boden stand verlassen und vernachlässigt das Spinnrad. Das trübe Licht der Lampe fiel auf das kleine rötlich-blaue Gesicht des Kindes. Ich war beim Wahrsager, überlegte Frau Schan, ich habe Gelübde abgelegt, ich hab' dem Buben unsere Hausmittel verabreicht. Nichts hilft. Was sonst könnte ich tun? Nur eines: Ich

muß ihn in die Sprechstunde zu Hö, dem kleinen Heiligen, tragen. Aber vielleicht geht's Bao-örl nur bei Nacht so schlecht, vielleicht geht's ihm bei Tag besser? Wenn das Fieber bei Sonnenaufgang fällt, wird er vielleicht freier atmen. Bei Kranken ist das oft so.

Frau Schan war eine unwissende Frau; sie begriff nicht, was für gräßliche Gefahren sich hinter dem Wörtchen „vielleicht“ verbergen. Zugegeben, eben seinetwegen geht manchmal eine böse Sache gut aus, aber wie oft kommt es zu einem traurigen Ende bei Dingen, die gut begannen!

Sommernächte sind kurz. Kaum hatte Lao Gung aufgehört, seinen Gassenhauer zu summen, als der Himmel im Osten schon heller wurde und durch die Risse im Ölpapier der Fenster die silbernen Strahlen der Morgendämmerung krochen.

Frau Schan fand es nicht so leicht wie die anderen, den Tagesanbruch abzuwarten. Ihr zögerte der Morgen viel zu lange; Bao-örl schien für jeden Atemzug eine Ewigkeit zu brauchen. Schließlich brach der Tag an und triumphierte über die Lampe. Im neuen Licht fiel Frau Schan auf, daß die Nasenflügel Bao-örls wie die Blätter eines Fächers zitterten.

Sie begriff nun, daß es um den Jungen wirklich schlecht stand, und stöhnte leise: „O weh! Was soll ich tun? Ich muß ihn nun zum Arzt tragen, das ist die einzige

Möglichkeit." Frau Schan mochte eine unwissende Frau sein, aber sie war unbeirrbar, sobald sie einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Einer Holztruhe entnahm sie ihre Groschen um Groschen zurückgelegten Ersparnisse, insgesamt dreizehn silberne und hundertachtzig Kupfermünzen, steckte sie in die Tasche, versperrte die Türen und machte sich, mit dem Kind im Arm, hastig auf den Weg zum Haus des Doktors.

Es war noch sehr zeitig; immerhin warteten schon vier Patienten. Frau Schan holte ein paar Münzen aus der Tasche und kaufte dafür eine Anmeldenummer. Als sie schließlich vor dem Arzt stand, streckte er den Arm vor und fühlte mit zwei Fingern den Puls des Kindes. Er hatte verblüffend lange Fingernägel, und Frau Schan dachte voll Ehrfurcht: Bao-örl wird genesen. Doch hatte sie nicht die Kraft, ihre Besorgnis zu verbergen, und platzte, etwas ängstlich, heraus: „Herr, was fehlt Bao-örl?"

„Er hat Fieberkrämpfe."

„Ist das gefährlich? Er . . ."

„Geben Sie ihm zuerst zwei Pillen."

„Er atmet so schwer, seine Nasenflügel zittern."

„Das ist das Feuer, welches das Metall überwindet . . ."

Der Arzt brach mitten im Satz ab und schloß die Augen, und die Mutter wagte es nicht, ihn mit weiteren

Fragen zu behelligen. Inzwischen schrieb ein Mann von etwa dreißig Jahren, der dem Arzt gegenübersaß, schon das Rezept aus. Er wies auf einige Ideogramme in einer Ecke des Papiers und sagte: „Diese Pillen sind die beste Medizin für ein Kind. Wenn Sie wirklich gute bekommen wollen, dann gehen Sie zur Djischi-Apotheke der Familie Djia."

Frau Schan nahm das Rezept und zog ab. Zwar war sie eine unwissende Frau, doch begriff sie dessen ungeachtet, daß es vom Haus des Arztes zur Apotheke näher war als von ihrem Haus, daß es demnach einfacher war, zuerst das Heilmittel zu kaufen und dann heimzukehren. Und so eilte Frau Schan geradewegs zur Apotheke. Der Provisor, der in die Bewunderung seiner Nägel vertieft dasaß, brauchte eine Ewigkeit, um das Rezept zu entziffern, und packte dann gemächlich die Pillen ein. Frau Schan stand mit dem Kind auf dem Arm da und wartete.

Plötzlich warf Bao-örl ein Händchen hoch und riß an seinem Haar, das wie ein wirres Garnknäuel aussah. Er hatte das zuvor nie getan, und die Mutter erstarrte vor Schreck.

Die Sonne stand nun schon hoch am Himmel. Frau Schan wandte sich heimwärts. Sie trug das Päckchen mit dem Heilmittel in der Hand, ihr Kind auf dem Arm, und je weiter sie ging, desto schwerer wurde ihre

Bürde. Bao-örl warf sich hin und her und hielt keinen Augenblick still, was den Weg noch länger scheinen ließ. Völlig erschöpft setzte sich Frau Schan vor dem Zaun irgendeines Hauses am Straßenrand hin. Sie war schweißbedeckt, und die Kleider klebten ihr am Leib. Bao-örl beruhigte sich; augenscheinlich war er eingeschlafen. Mit einiger Mühe erhob sie sich und trottete, kaum fähig, die Füße vom Fleck zu bringen, dahin. Plötzlich sagte jemand dicht neben ihr: „Frau Schan, ich möchte dir helfen und das Kind tragen."

Es war die Stimme Lan Pis. Frau Schan hob den Kopf und sah, daß tatsächlich Lan Pi neben ihr ging. Seine Augen waren trübe und schlaftrunken.

Frau Schan hatte in eben diesem Augenblick gehofft, irgendein Geist werde vom Himmel herabsteigen und ihr zu Hilfe kommen, aber sie wollte nicht, daß diese Hilfe von Lan Pi komme. Und doch hatte er, nichts als Ritterlichkeit, seine Hilfe angeboten. Schließlich entschloß sie sich einzuwilligen. Lan Pi streckte die Arme aus und nahm ihr das Kind ab. Als sie die Berührung seiner Hand fühlte, schoß ihr das Blut ins Gesicht, und sie errötete bis an die Ohren.

In einigem Abstand voneinander verfolgten sie ihren Weg. Lan Pi versuchte, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber Frau Schan antwortete kaum. Nach einer Weile blieb er stehen, reichte ihr das Kind und

sagte, wie um sich zu entschuldigen, ein Freund erwarte ihn, mit dem zu Mittag zu essen er schon gestern versprochen habe. Frau Schan nahm das Kind. Glücklicherweise war es nun nicht mehr weit nach Hause, wo Großmutter Wang Neun sie am Tor sitzend erwartete.

„Wie geht's deinem Kind, Frau Schan? Warst du beim Arzt?"

„Ich komme von ihm . . . Du hast soviel in deinem langen Leben gesehen, Großmutter Wang, möchtest du dir nicht mit deinen erfahrenen Augen ansehen, was ihm fehlt?"

„Hm . . ."

„Nun? Was fehlt ihm?"

„Hm . . ." Großmutter Wang sah sich nachdenklich das Kind an, seufzte und schüttelte den Kopf.

Zu Mittag schluckte Bao-örl die Pillen. Frau Schan beobachtete ihn mit Luchsaugen. Sein Atem schien leichter zu gehen. Gegen Abend schlug er unerwarteterweise die Augen auf, rief „Ma!" und schlief sofort wieder ein. Er hatte kaum länger als eine Viertelstunde geschlafen, als sich seine Stirn und die Nasenflügel mit Schweißperlen bedeckten. Frau Schan hatte, als sie sie behutsam abwischte, das Gefühl, daß sie ihr an den Fingern kleben blieben. Von furchtbaren Ahnungen bedrückt, fuhr sie ihrem Sohn mit der Hand

über die Brust. Dann konnte sie sich nicht mehr zurückhalten und brach in Tränen aus. Die nahezu unhörbaren Atemzüge Bao-örls wurden immer schwächer. Das stille Weinen Frau Schans ging in bitteres Schluchzen über.

Langsam kamen Menschen in den Hof. Großmutter Wang und Lan Pi gingen in die Stube, die übrigen, unter ihnen der Schankwirt und Lao Gung, blieben draußen. Großmutter Wang veranlaßte alles Notwendige. Zuerst zündete sie papierenes Opfergeld an, dann packte sie einigen Kram zusammen und holte beim Pfandleiher zwei Silbermünzen dafür: Frau Schan würde das Geld zur Vorbereitung des Leichenschmauses für ihre Helfer brauchen.

Vor allem mußte ein Sarg besorgt werden. Frau Schan hatte von besseren Tagen her noch ein Paar silberne Ohrringe und eine vergoldete Haarnadel. Die wurden nun beim Besitzer der Weinschenke verpfändet, damit er den Sarg bezahle. Lan Pi hob beschwörend die Hände und bot seine Hilfe an, aber Großmutter Wang schnitt ihm das Wort ab: er dürfe nur den Sarg morgen zum Friedhof tragen. Worauf Lan Pi zu fluchen begann, er nannte sie eine alte Hexe und stand unzufrieden da.

Am Abend tauchte der Schankwirt wieder auf und berichtete, der Sarg werde morgen früh geliefert werden.

Als er kam, hatten diejenigen, die Frau Schan geholfen hatten, ihr Abendbrot bereits gegessen. Um acht Uhr verließen sie das Haus, um dem Brauch von Ludschen, mit den Hühnern schlafen zu gehen, nicht untreu zu werden.

Nur in der Weinschenke waren noch Leute wach. Lan Pi lehnte an der Theke und trank seinen Wein, und Lao Gung summte seinen Gassenhauer.

Frau Schan war nun allein; sie saß auf dem Bettrand und schluchzte untröstlich. Bao-örl lag neben ihr. Auf dem Boden stand das Spinnrad.

Langsam verging die Zeit.

Schließlich schien Frau Schan keine Träne mehr vergießen zu können. Mit geschwollenen Augen saß sie da und blickte um sich. Ein seltsames Gefühl beschlich sie, und sie konnte einfach nicht glauben, was an diesem Tag geschehen war. Nein, nein, sagte sie sich, ich liege in tiefem Schlaf . . . Morgen früh werde ich erwachen und Bao-örl neben mir schlafen sehen. Und auch er wird erwachen, wird „Ma!“ rufen und zu spielen und herumzuhüpfen beginnen . . .

Lao Gungs Singen hatte nun schon lange aufgehört, und die Lampen in der Schenke waren ausgelöscht worden.

Frau Schan schlug die Augen auf. Die Hähne krähten, der Himmel im Osten war heller, und das Licht des

dämmernden Morgens brach durch die Risse im Ölpapier des Fensters.

Das Silberlicht der Morgendämmerung ging in purpurne Röte über, und ein Sonnenstrahl kroch in die Stube. Frau Schan erhob sich mit Mühe, nur um sich gleich wieder hinzusetzen. Jemand klopfte an die Tür. Zusammenfahrend stürzte Frau Schan zur Tür und öffnete. Draußen stand ein unbekannter Mann, hinter ihm Großmutter Wang.

Wehe, sie brachten den Sarg!

Am Nachmittag wurde der Deckel auf den Sarg gelegt. Frau Schan schluchzte — sie konnte die Augen von Bao-örl nicht abwenden. Niemand konnte sich entschließen, den Sarg zuzunageln. Schließlich fand Großmutter Wang, Frau Schan habe nun genug geweint, faßte sie an der Hand und führte sie beiseite. Inzwischen wurde der Sarg geschlossen.

Frau Schan war nun vollkommen erschöpft und kaum mehr imstande zu begreifen, was um sie herum vorging. Alles Erforderliche war bereits durchgeführt worden. Gestern hatte man ein Bündel Opfergeld verbrannt, und heute früh waren neunundvierzig Rollen mit Begräbnisgesängen angezündet worden. Bao-örl hatte man ganz neue Kleider angezogen. Die Spielsachen, die er allen anderen vorzog, ein Männchen aus gebranntem Ton, zwei hölzerne Puppenbecher und zwei

kleine Flaschen, standen am Kopfende des Sarges. Großmutter Wang zählte alles sorgfältig an den Fingern ab, um sich zu überzeugen, daß nichts außer acht gelassen worden war.

Lan Pi ließ sich an diesem Tage überhaupt nicht blicken, und der Wirt zahlte im Namen Frau Schans zwei Männern je zweihundertzehn Käsch, wofür sie den Sarg zum Friedhof zu tragen hatten. Großmutter Wang half Frau Schan bei der Bewirtung der Trauergäste. Nach dem Essen — die Sonne war gerade hinter den Bergen untergegangen — nahmen alle Abschied und machten sich ruhig und unauffällig auf den Heimweg.

Frau Schan war völlig benommen und hatte das Gefühl, daß sich ihr der Kopf drehe. Nach einiger Zeit kam sie wieder zu sich, war jedoch unfähig, einen Gedanken zu fassen. Derartiges war ihr nie zuvor widerfahren. Je größere Mühe sie sich gab zu erfassen, was geschehen war, desto unbegreiflicher wurde es. Sie machte eine seltsame Entdeckung: die Stube, in der sie so viele Jahre wohnte, war plötzlich merkwürdig groß geworden; sie war zu still und zu leer.

Frau Schan zündete die Lampe an, und nun kam ihr mit besonderer Eindringlichkeit zum Bewußtsein, wie trostlos die Stube geworden war. Mechanisch schloß sie die Tür und setzte sich auf den Bettrand. Auf dem

Boden stand verlassen das Spinnrad. Ihre Blicke wanderten aufmerksam rund um die Stube, und sie hatte das Gefühl, nicht mehr sitzen bleiben zu können. Die Stube war da, zu groß und zu leer, und die Dinge darin, die ihr gehörten, hatten jeden Sinn für sie verloren. Leere schloß Frau Schan von allen Seiten ein; die Dinge, die stumm und unbenutzt umherlagen und -standen, bedrückten sie so, daß sie nicht mehr atmen konnte.

Nun erst wußte sie, daß Bao-örl unwiderruflich tot war. Das Unmögliche war Wirklichkeit geworden. Sie wollte diese Stube nicht mehr sehen; sie löschte die Lampe aus und legte sich nieder. Weinend ließ sie die Vergangenheit an sich vorüberziehen: es gab eine Zeit, da spann ich mein Garn, und Bao-örl saß neben mir, aß Bohnen mit süßem Anis und blickte mich aus seinen schwarzen Äuglein an. Einmal wurde er ganz versonnen und sagte: „Ma, Vater verkaufte doch Fleischklöße. Wenn ich groß bin, werde auch ich Fleischklöße verkaufen, und eine Menge Geld werd' ich verdienen und alles dir geben!" Damals schien sogar das Garn, Zentimeter um Zentimeter zunehmend, unter ihren Händen lebendig zu werden. Und nun?

Frau Schan war außerstande, auf diese Frage eine Antwort zu finden.

Was hätte diese unwissende Frau auch für eine Antwort finden können? Sie fühlte nur, daß die Stube zu groß geworden war, zu still und zu öde — das war alles. Und doch begriff sie, daß der Tote nicht ins Leben zurückkehren könne, daß sie Bao-örl nie wiedersehen werde. Sie seufzte auf und sagte dann laut: „Bao-örl, du mußt hier sein, genau so wie zuvor. Wirst du im Traum zu mir kommen, ja?" Sie schloß die Augen, um früher einzuschlafen und Bao-örl wiederzusehen. In der eintretenden Stille und der ungewohnten Leere hörte sie ihre eigenen bitteren Seufzer nur um so deutlicher.

Der Schlaf überkam sie fast unmerklich. Vollkommene Stille erfüllte die Stube. Auch der Gassenhauer Lao Gungs jenseits der Mauer war verstummt. Die Rotnase verließ die Schenke und wehklagte, wie um sich lustig zu machen:

„Ach, du Ärmstes, du tust mir so leid, meine arme Verlassene . . ."

Lan Pi packte ihn fest an der Schulter, und sie taumelten, lachend und bei jedem Schritt einander stoßend, heimwärts.

Frau Schan schlief. Lao Gung und Lan Pi verschwanden um eine Ecke. In der Weinschenke wurden die Türen versperrt, und nun war das Städtchen Ludschen ganz in Lautlosigkeit getaucht. Nur die dunkle Nacht

eilte durch die Stille, um dem kommenden Tag schneller Platz zu machen. Irgendwo im Stockdunkel heulte ein einsamer Hund auf.

Juni 1920

Eine unbedeutende Begebenheit

Sechs Jahre sind dahingegangen wie ebenso viele Augenblicke, seit ich aus dem Dorf in die Hauptstadt gekommen bin. Während der ganzen Zeit sind viele jener Ereignisse eingetreten, die mit dem Wort „Staatsaffären" bezeichnet werden, und eine Menge von ihnen habe ich gesehen oder berichten gehört. Mein Herz scheint von keiner dieser Staatsaffären auch nur im geringsten betroffen zu sein; die Erinnerung an sie macht meine schlechte Laune nur noch schlechter und wird zur Ursache wachsender Abneigung gegen die Menschen. Ein kleiner Zwischenfall jedoch hat seine tiefe Bedeutung für mich nie verloren, und nicht einmal jetzt bin ich imstande, ihn zu vergessen.

Es war ein Wintertag im sechsten Jahr der Republik (1917), und ein eisiger Nordwind blies mit aller Macht durch die Straßen. Um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, mußte ich früh aufstehen, und ich pflegte auf dem Weg zu meiner Arbeitsstätte keiner Menschenseele zu begegnen. Es war nicht leicht, eine Rikscha zu finden, aber schließlich gelang es mir, und ich gab dem Rikschamann als Fahrtziel das Südtor an.

Nach einer Weile ließ der Wind nach und, wo er geblasen hatte, waren die Straßen nun von dem üblichen lockeren Staub gesäubert, so daß der Rikschamann schneller vorankam. Als wir das Südtor beinahe erreicht hatten, lief uns jemand in den Weg, wurde von der Rikscha niedergestoßen und fiel zu Boden.

Es war eine Frau mit weißen Strähnen im Haar, und die Kleider, die sie trug, waren zerlumpt. Sie war plötzlich aus einer Seitengasse hervorgekommen und hatte die Straße gerade vor uns zu überqueren versucht. Mein Rikschamann hatte auszuweichen getrachtet, aber ihre zerfetzte Jacke, aufgeknöpft und im Winde flatternd, hatte sich in den Deichselstangen verfangen. Glücklicherweise hatte der Rikschamann sein Tempo rechtzeitig verlangsamt, sonst wäre sie kopfüber niedergestoßen und wahrscheinlich ernstlich verletzt worden. Als wir zum Stehen kamen, kniete die Frau, sozusagen auf allen vieren, auf der Straße.

Ich glaube nicht, daß ihr etwas zugestoßen war. Niemand sonst hatte den Zusammenstoß beobachtet, und es ärgerte mich, daß der Rikschamann hielt und anscheinend bereit war, in irgendeine blöde Affäre verwickelt zu werden. Eine Störung oder Verzögerung meiner Fahrt konnte ich aber nicht brauchen.

„Schon gut“, sagte ich zu ihm. „Fahr weiter!“

Entweder hörte er mich nicht, oder er schenkte meinen Worten keine Beachtung; denn er ließ die Deichsel fallen und half der alten Frau behutsam auf die Beine. Er hielt sie am Arm, stützte sie und fragte:

„Ist Ihnen etwas geschehen?“

„Ich bin verletzt.“

Ich dachte: Ich hab' dich doch stürzen gesehen, und es war keinesfalls ein arger Sturz. Wie kannst du da verletzt sein? Spiel doch keine Komödie. Die ganze Angelegenheit ist widerlich, und der Rikschamann legt sich nur selber herein. Na, dann soll er sich auch selber aus dem Schlamassel ziehen.

Der Rikschamann zögerte keinen Augenblick, nachdem die Alte behauptet hatte, verletzt zu sein. Sie immer noch am Arm haltend, führte er sie vorsichtig über die Straße auf ein Polizeirevier zu, das ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Und da des Windes wegen draußen niemand stand, führte er sie durch das Tor.

Als sie hineingingen, hatte ich eine seltsame Vision. Ich weiß nicht warum, aber in diesem Augenblick schien mir der Rikschamann ein Riese zu sein, und als er sich entfernte, hörte er nicht auf zu wachsen, so daß ich schließlich den Kopf heben mußte, um ihm mit den Blicken folgen zu können. Gleichzeitig fühlte ich in meinem ganzen Körper einen Druck, der aus der Richtung kam, die der Rikschamann eingeschlagen hatte. Es war beinahe so, als ob dieser Druck alle die Kleinheit aus mir herauspreßte, die sich unter meinem Pelz verborgen hielt. Schwäche überkam mich, als wäre meine Lebenskraft erschöpft, als wäre das Blut in mir geronnen. Regungslos saß ich da, betäubt und gedankenlos, bis ich einen Polizisten vom Revier herankommen sah. Erst als er zu mir kam, stieg ich aus.

„Suchen Sie sich eine andere Rikscha", riet er mir. „Der Rikschamann kann Sie nicht weiterfahren."

Ohne nachzudenken griff ich in die Tasche und zog eine Handvoll Münzen hervor. „Geben Sie das dem Rikschamann", sagte ich.

Der Wind hatte nun vollkommen aufgehört, aber die Straße war noch immer still. In Gedanken versunken schritt ich dahin, aber ich hatte fast Angst, über mich selbst nachzudenken. Was vorher geschehen war, ließ ich außer Betracht und suchte nur nach einer Erklärung für die Handvoll Münzen. Warum hatte ich sie dem

Rikschamann gegeben? Als Belohnung? Stand es mir denn überhaupt zu, über den Rikschamann zu urteilen? Ich konnte mir darauf keine Antwort geben.

Bis heute brennt dieses Erlebnis in meinem Gedächtnis. Ich denke daran und schaue mit Schmerzen in mein Inneres. Die politische und militärische Tragödie dieser Jahre mutete mich wie die Klassiker an, die ich in meiner Jugend studierte; nicht eine halbe Zeile von ihnen kann ich hersagen. Aber immer wieder ersteht vor meinem geistigen Auge dieser kleine Zwischenfall, und ich gehe durch das Fegefeuer der Scham, muß mich bessern, bin von Hoffnung und Mut gestärkt. Und ich sehe ihn in jeder Einzelheit so genau wie am Tage, an dem er sich ereignete.

Juli 1920

Wolken kommen und schwinden

Als die Sonne nach und nach ihre letzten gelben Strahlen von den Lehmufern des Flusses zurückzog, schien das versengte Laub der hohen Bäume wieder zu Atem zu kommen. Ein paar gestreifte Stechmücken begannen ihr Summkonzert unter dem Geäst; der Rauch von den Schornsteinen der Bauernhäuser gegenüber dem Fluß wurde dünner und schwand. Frauen und Kinder spritzten Wasser auf den Boden vor den Häusern und stellten niedrige Tische und Schemel auf. Es war die Zeit des Abendbrots.

Die alten Leute und die Männer setzten sich auf die Schemel, fächelten sich mit riesigen Palmwedeln und schwatzten. Die Kinder liefen hin und her oder

hockten sich unter die hohen Bäume und spielten mit Kieseln. Die Frauen trugen Schüsseln mit gewürztem Gemüse und braunem Reis auf, heiß und dampfend. Ein Vergnügungsdampfer zog vorbei, und wären seine Fahrgäste Dichter gewesen, sie hätten, vom Schauspiel am Ufer begeistert, von den Bauern und ihrem Leben sagen können: Sorgenlos sein, wahrhaftig, das ist ländlicher Segen!

Doch wären die Empfindungen dieser literarischen Größen belanglos und unzutreffend gewesen, weil sie ja nicht hatten hören können, was Großmutter Neun Pfund in diesem Augenblick sagte. Sie war mit den Dingen im allgemeinen nicht sehr einverstanden.

„Ich habe neunundsiebzig Jahre gelebt", sagte sie und schlug mit ihrem ausgefransten Palmwedel nachdrücklich an das Bein ihres Schemels. „Ich habe lange genug gelebt. Ich wünsche diese Zeichen des Zerfalls der Familie nicht zu sehen. Es wäre besser, ich stürbe. Das Abendbrot wartet auf dem Tisch, und sie stopft sich mit gerösteten Bohnen voll. Sie wird uns noch arm fressen!"

Ihre Urenkelin Sechs Pfund kam gerade, die Hände voll gerösteter Bohnen; aber als sie die Lage abschätzte, floh sie zum Flußufer und versteckte sich unter einem hohen Baum. Dann schob sie ihr Köpfchen mit den

zwei wie Hörner abstehenden Zöpfchen vor und sagte laut: „Die wird noch hundert Jahre alt!"

Obgleich Großmutter Neun Pfund schon ein ehrwürdiges Alter erreicht hatte, war sie doch nicht ganz taub. Sie schien aber das Kind nicht gehört zu haben und fuhr fort: „Was nur beweist, daß jede Generation schlimmer ist als die vorangegangene!"

Dieses Dorf hatte eine sonderbare Gewohnheit. Bei der Geburt wurde ein Kind auf einer Balkenwaage gewogen, und sein Gewicht in Pfunden wurde zu seinem Rufnamen.

Nach der Feier ihres fünfzigsten Geburtstags begann Großmama Neun Pfund zu nörgeln und den guten alten Zeiten nachzutrauern. In ihrer Jugend, behauptete sie, wäre das Wetter nicht so heiß gewesen wie jetzt und die Bohnen nicht so hart. Sie hatte ein ewiges Thema: die Welt war schlechter geworden. Überdies hatte Sechs Pfund bei ihrer Geburt um drei Pfund weniger gewogen als ihr Urgroßvater und um ein Pfund weniger als ihr Vater Sieben Pfund. Für die alte Frau waren dies unwiderlegliche Beweise ihrer Behauptung, weshalb sie denn auch gleich mit Nachdruck wiederholte: „Wahrhaftig, jede Generation ist schlimmer als die vorangegangene!"

In diesem Augenblick kam ihre Schwiegerenkelin Schwester Sieben Pfund mit dem Reiskorb, knallte ihn

hart auf den Tisch und sagte mit gequälter Stimme: „Reitest du schon wieder darauf herum? Sechs Pfund wog bei der Geburt in Wirklichkeit sechs Pfund und fünf Unzen. Außerdem zeigt ja deine Waage ein falsches Gewicht — achtzehn Unzen das Pfund. Wäre eine richtige Sechzehn-Unzen-Waage verwendet worden, dann hätte unsere Sechs Pfund mehr als sieben Pfund gewogen, und es ist ganz gut möglich, daß Großvater und Vater in Wirklichkeit gar nicht neun oder acht Pfund schwer waren. Die damals verwendete Waage kann ja eine Vierzehn-Unzen-Waage gewesen sein."

„Jede Generation ist schlimmer als die vorangegangene!"

Schwester Sieben Pfund wollte eben antworten, doch erspähte sie plötzlich ihren Mann, der den Dorfweg herankam, änderte sofort die Richtung ihres Angriffs und schrie ihn an: „Eine schöne Zeit hast du dir zur Heimkehr ausgesucht, du lebende Leiche! Wohin hast du dich denn zum Krepieren verkrochen? Daß die Leute mit dem Abendbrot auf dich warten müssen und der Reis auf dem Tisch kalt wird, macht dir wohl nichts aus?"

Obzwar Sieben Pfund sein Leben lang in diesem Dorf lebte, fühlte er sich doch erhaben über die gewöhnlichen Bauern. Seit drei Geschlechtern, von seines Großvaters Zeiten bis zu seiner eigenen, hatten die Angehörigen

seiner Sippe keine Spitzhacke mehr in die Hand genommen. Wie viele andere Männer fortschrittlicher Veranlagung verdiente sich Sieben Pfund sein Leben als Schiffer. Tag um Tag machte er die Fahrt hin und zurück, morgens von Ludschen nach der Stadt, vor Einbruch der Nacht zurück nach Ludschen. Darum war er auch über alle Ereignisse in der großen Welt gut unterrichtet. So zum Beispiel erfuhr er vor allen anderen, daß im Orte Soundso der Donnergott ein Ungeheuer mit hundert Füßen mit seinem Blitz erschlagen hatte, daß im Orte Soundso eine Jungfrau einen Dämon geboren hatte und ähnliche Dinge. Auf diese Weise war er zu einer wichtigen Persönlichkeit im Dorfe geworden. Da jedoch während der Sommermonate das Abendessen auch in seiner Familie, wie es bei Bauern Brauch ist, noch immer aufgetragen wurde, ehe man dazu eine Lampe anzünden mußte, verdiente er ausgescholten zu werden, wenn er spät heimkam.

Sieben Pfund kam langsam heran, mit gesenktem Kopf, und setzte sich auf einen Schemel. In der Hand hielt er eine Pfeife mit einem Messingkopf und einem elfenbeinernen Mundstück; das Pfeifenrohr aus gemasertem Bambus war zwei Meter lang. Sechs Pfund schlängelte sich, die Gelegenheit wahrnehmend, hinter ihrem Baum

hervor und setzte sich mit einem Gruß neben ihn, aber Sieben Pfund schenkte ihr keine Beachtung.

„Jede Generation ist schlimmer als die vorangegangene!" wiederholte Großmutter Neun Pfund.

Sieben Pfund hob langsam den Kopf und sagte seufzend: „Der Kaiser hat den Drachenthron bestiegen."

Seiner Frau verschlug diese Neuigkeit für einen Augenblick die Rede. Aber dann sagte sie, als wäre eine Erleuchtung über sie gekommen: „Großartig! Bedeutet das nicht, daß es von des Kaisers Gnaden eine allgemeine Amnestie geben wird?"

Sieben Pfund seufzte wieder auf und sagte: „Ich habe keinen Zopf."

„Verlangt der Kaiser Zöpfe?"

„Der Kaiser verlangt Zöpfe."

„Woher weißt du das?" fragte Schwester Sieben Pfund ungeduldig und schien etwas aus der Fassung gebracht.

„Jedermann in der Weinschenke ‚Zum Wohlstand' sagt es."

Düstere Aussichten für einen Mann, dachte Schwester Sieben Pfund, wenn man das in der Weinschenke „Zum Wohlstand" sagte, der Hauptnachrichtenquelle der Gegend. Sie warf einen Blick auf den kahlrasierten Kopf ihres Gatten und konnte ihren aufsteigenden Zorn und Widerwillen gegen ihn nicht mehr unterdrücken.

Er hatte seine Sicherheit mutwillig selbst gefährdet. Beinahe haßte sie ihn. Verzweifelt füllte sie eine Schüssel mit Reis, schob sie ihm hin und sagte: „Iß jetzt deinen Reis. Es wird dir kein Zopf davon wachsen, wenn du traurige Gesichter schneidest!"

Unmerklich schwand das letzte Licht der Sonne, und der Fluß wurde abendlich kühl. Überall auf dem offenen Platz klapperten Eßstäbchen an Schüsseln, und von jedermanns Rücken liefen Schweißperlen hinunter. Als sie ihre dritte Schüssel Reis leergegessen hatte, blickte Schwester Sieben Pfund auf. Ihr Herz begann heftig zu schlagen, als sie den schmerbäuchigen, kurzbeinigen Herrn Dschao Sieben über die kleine hölzerne Brücke auf ihren Tisch zukommen sah. Was sie am meisten bedrückte, war der Umstand, daß Herr Dschao seinen langen Kittel aus blauem Baumwollstoff trug.

Herr Dschao war Eigentümer der Weinschenke „Quelle des Gedeihens" im Nachbardorf und die vornehmste Persönlichkeit im Umkreis von dreißig Meilen. Er stand in dem Ruf, ein Gelehrter zu sein, und machte den Eindruck eines Mannes, der bessere Tage gesehen hat. Er besaß etwa zehn verschiedene Bände des Romans „Geschichte der drei Königreiche" mit Kommentaren von Djin Scheng-tan. Über diesen pflegte er zu hocken und Wort für Wort laut zu lesen. Seine Gelehrsamkeit war so groß, daß er nicht nur die Namen

der Fünf-Tiger-Generäle auswendig wußte, sondern auch ihre Ehrennamen. So zum Beispiel wußte er, daß Dschao Yüns Ehrenname Dsi-lung war, der Dschang Fes Yi-dö und so weiter. Nach der Revolution von 1911 trug er seinen Zopf zusammengerollt auf dem Kopf — wie ein taoistischer Priester. Er pflegte mit vielen Seufzern zu sagen, die Welt wäre nie so tief gesunken, lebte Dschao Dsi-lung heute noch.

Schwester Sieben Pfund hatte ausgezeichnete Augen; sie bemerkte sofort, daß Herr Dschao sein Haar nicht auf dem Kopf trug wie ein taoistischer Priester, sondern seinen Zopf frei herabhängen ließ, mit dem vertrauten, kahlrasierten Kreis rundherum. Dies überzeugte sie endgültig, daß der Kaiser den Drachenthron bestiegen hatte, daß man nun verpflichtet war, einen Zopf zu tragen, und daß Sieben Pfunds Lage nun ganz gewiß höchst unsicher geworden war. Denn Herr Dschao trug seinen langen Kittel nur bei außergewöhnlichen Anlässen. In den letzten drei Jahren hatte er ihn nur zweimal angelegt, zuerst als der blatternarbige Ah Si, mit dem er einmal einen Streit gehabt hatte, erkrankte, und dann wieder, als der älteste Lu, der einmal seine Schenke zu Trümmern gedroschen hatte, starb. Dies war das dritte Mal, und es konnte nur bedeuten, daß er etwas feierte, was ihm selbst Glück brachte, seinen Feinden aber Pech.

Es fiel Schwester Sieben Pfund ein, daß ihr Gatte vor zwei Jahren im Reisschnapsrausch Herrn Dschao beschimpft, ihn einen von einem billigen Schoß Geborenen genannt hatte. Darum bekam sie gleich Angst um Sieben Pfund und konnte ihr hämmerndes Herz nicht beruhigen.
Beim Herankommen Herrn Dschaos standen diejenigen, die gegessen hatten, auf, wiesen auf ihre Schüsseln mit den Eßstäbchen und sagten: „Herr Sieben, bitte, bedienen Sie sich!" Herr Dschao nickte bloß und sagte: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören! Bitte, lassen Sie sich nicht stören!" Er ging direkt zu Sieben Pfunds Tisch hin, wo er auf die gleiche Art begrüßt wurde und die gleiche Antwort gab, und betrachtete prüfend die Schüsseln mit Reis und gedünstetem Gemüse.
„Wie Ihr Gemüse duftet! . . . Haben Sie schon das Neueste gehört?" fragte er und stellte sich hinter Sieben Pfund, Schwester Sieben Pfund gegenüber.
„Der Kaiser hat den Drachenthron bestiegen", sagte Sieben Pfund mürrisch.
Schwester Sieben Pfund wandte keinen Blick von Herrn Dschaos Gesicht und sagte mit einem begütigenden Lächeln: „Nun, da der Kaiser den Drachenthron bestiegen hat, haben wir nicht von Seiner Majestät eine allgemeine Amnestie zu erwarten?"

„Allgemeine Amnestie von des Kaisers Gnaden? Kein Zweifel, zur rechten Zeit wird es eine allgemeine Amnestie geben", sagte Herr Dschao, fuhr aber mit plötzlich strenger Stimme fort: „Wo ist Sieben Pfunds Zopf? Ja, der Zopf ist eine wichtige Sache. Ihr erinnert euch doch, wie es während des Aufstands der Langhaare war! Da hieß es: wer das Haar behält, kommt um den Kopf; wer sich kahl rasiert, rettet seinen Kopf!"
Sieben Pfund und seine Frau waren keine Bücherwürmer, und so verstanden sie die Anspielung nicht ganz. Aber wenn es der gelehrte Herr Dschao sagte, mußte die Lage unweigerlich ernst sein. Es war, als wäre ihnen das Todesurteil gesprochen worden. Sieben Pfund konnte keinen Laut hervorbringen, und in seinen Ohren klang es, als hätte in nächster Nähe ein Blitz eingeschlagen.
„Jede Generation ist schlimmer als die vorangegangene!" sagte Großmutter Neun Pfund, die sich die Gelegenheit nicht nehmen ließ, ihren Kummer auch Herrn Dschao mitzuteilen. „Heutzutage schneiden die Aufrührer den Leuten die Zöpfe ab, so daß jeder wie ein Mönch aussieht. Waren die Langhaar-Aufrührer auch so? Ich habe neunundsiebzig Jahre gelebt. Ich habe lange genug gelebt. Die Langhaare der alten Zeiten pflegten ganze Rollen roter Seide um ihre Köpfe

zu winden, und die losen Enden hingen bis zu ihren Füßen herab. Die Langhaarkönige verwendeten gelbe Seide, die sie auch bis zu den Füßen herabbaumeln ließen. Ja, gelbe Seide und rote Seide, herabbaumelnd . . . Ich habe lange genug gelebt; ich bin schon neunundsiebzig Jahre alt."

Schwester Sieben Pfund stand auf und murmelte vor sich hin: „Was machen wir bloß? Der Lebensunterhalt von uns allen, Alten und Jungen, hängt von ihm ab."

Herr Dschao schüttelte den Kopf und sagte: „Da gibt's keine Abhilfe. Die Strafe für das Fehlen eines Zopfes steht ganz unzweideutig im Buch geschrieben. Familienumstände werden nicht in Betracht gezogen. Verbrechen bleibt Verbrechen."

Als sie hörte, es stehe ganz unzweideutig im Buch geschrieben, gab Schwester Sieben Pfund jede Hoffnung auf. Sie fühlte sich wie in eine Sackgasse getrieben und wandte sich in ihrer Hilflosigkeit aufgebracht gegen ihren Mann. Mit ihren Eßstäbchen zeigte sie auf seine Nasenspitze und sagte: „Das alles hast du dir selber zuzuschreiben, du lebendige Leiche! Als die Revolution ausbrach, sagte ich dir, du sollst das Staken von Booten und die Fahrt nach der Stadt unterlassen, aber du hörtest nicht auf mich. Tausend Ausreden erfandest du, um in die Stadt zu können; wie einen Strolch zog

es dich hin, und dort schnappten sie dich und schnitten dir den Zopf ab. Früher hatte er einen netten seidigen schwarzen Zopf, und jetzt sieht er wie ein Mönch aus. Geschieht dir schon recht, du Galgenvogel, hast dir die Suppe ja selbst eingebrockt! Aber was können wir dafür? Was werden wir tun? Du wandelnde Galgenvogelleiche!"

Die Dorfbewohner hatten ihre Mahlzeit schleunigst beendet und sich um Sieben Pfunds Tisch versammelt. Im Bewußtsein, eine Art Persönlichkeit zu sein, empfand Sieben Pfund es als große Schande, von seiner Frau in aller Öffentlichkeit beschimpft zu werden. Er hob den Kopf und widersprach, wenn auch sanft: „Du hast jetzt leicht reden, aber damals hast du . . ."

„Du wandelnde Galgenvogelleiche!"

Unter den Zuschauern war Frau Acht-eins Pfund die gütigste. Mit ihrem zwei Jahre alten Sohn auf dem Arm — er war nach dem Tode des Gatten zur Welt gekommen — stand sie neben Schwester Sieben Pfund und genoß das Geplänkel. Sieben Pfund tat ihr leid und sie versuchte, ein gutes Wort für ihn einzulegen: „Schwester Sieben Pfund, laß ihn in Frieden. Die Menschen sind keine Götter, wer kann denn die Zukunft voraussehen? Und sagtest du damals nicht, Schwester Sieben Pfund, es sei gar nicht so schlimm, ohne einen Zopf zu leben, und ein Mann sehe ohne Zopf nicht

schlimmer aus als zuvor? Außerdem hat Seine Ehren, der Kreisvorsteher, ja noch gar nichts verlautbart."
Noch ehe Frau Acht-eins Pfund ausgeredet hatte, röteten sich Schwester Sieben Pfunds Ohren vor Erregung. Sie wies mit ihren Eßstäbchen auf Frau Acht-eins Pfunds Nase und sagte: „Was redest du da zusammen, Frau Acht-eins Pfund? Soweit ich sehen kann, bin ich noch immer die gleiche anständige Frau wie damals, wie kann ich also etwas so Albernes gesagt haben? Im Gegenteil. Wie jedermann weiß, weinte ich drei Tage und drei Nächte lang. Sogar Sechs Pfund, die kleine Teufelin, weinte."
Sechs Pfund hatte eben ihre Schüssel Reis geleert, hielt sie der Mutter hin und verlangte mehr. Schwester Sieben Pfund, die auf der Suche nach etwas war, woran sie ihre schlechte Laune auslassen konnte, landete mit den Enden ihrer Eßstäbchen direkt zwischen den hornähnlichen Zöpfchen auf dem Kopf des Kindes und schrie: „Halt den Mund, du freches Ding!"
Krach! Die leere Schüssel fiel Sechs Pfund aus der Hand. Sie landete klirrend auf einem vorstehenden Ziegel, und ein großes Stück brach vom Rand ab. Sieben Pfund sprang auf, hob die zerbrochene Schüssel auf, untersuchte behutsam die Stücke und versuchte sie zusammenzutun. „Verflucht . . ." rief er aus und versetzte Sechs Pfund einen Schlag, daß sie laut weinend

zu Boden fiel. Großmutter Neun Pfund nahm sie bei der Hand, half ihr auf die Beine und führte sie weg, ununterbrochen murmelnd: „Jede Generation ist schlimmer als die vorangegangene."
Frau Acht-eins Pfund war nun auch empört und schrie Schwester Sieben Pfund an: „Du zeigst auf das Huhn, verfluchst aber den Hund."
Herr Dschao hatte sich mit dem Zuschauen begnügt, bis Frau Acht-eins Pfund sagte, daß der Amtsvorsteher noch nichts verlautbart habe. Dies ärgerte ihn. Er tat einen Schritt vorwärts und sagte: „Auf das Huhn zu zeigen, während man den Hund verflucht, ist in einem solchen Augenblick ganz unwichtig. Die kaiserlichen Truppen werden hier früher oder später durchmarschieren. Nun müßt ihr wissen, daß der Beschützer der kaiserlichen Karosse diesmal Marschall Dschang ist, ein Nachkomme des großen Tiger-Generals Dschang Yi-dö von Yen. Mit seinem achtzehn Fuß langen Serpentinspeer hat er die Stärke von zehntausend Kriegern. Wer könnte sich ihm entgegenstellen?" Er ballte seine Hände zu Fäusten, als hielte er einen unsichtbaren Serpentinspeer, sprang auf Frau Acht-eins Pfund zu und sagte: „Könnten Sie ihm widerstehen?"
Frau Acht-eins Pfund, mit dem Kind auf dem Arm, zitterte vor Zorn, erschrak aber nichtsdestoweniger, als sie Herrn Dschao mit von talgigem Schweiß bedeckten

Gesicht und hervorquellenden Augen auf sich losspringen sah. Sie wagte nicht zu antworten, machte einfach kehrt und ging davon. Herr Dschao folgte ihr. Die Zuschauer meinten, Frau Acht-eins Pfund hätte sich alles selber zuzuschreiben, warum mischte sie sich auch in anderer Leute Angelegenheiten.

Sie machten Herrn Dschao Platz, und mehrere zopflose Männer versteckten sich hinter anderen, um von Herrn Dschao nicht gesehen zu werden. Dieser machte gar keinen Versuch, sie bloßzustellen. Als er jedoch um die hohen Bäume bog, wiederholte er: „Können Sie ihm widerstehen?" Dann schritt er hoch erhobenen Hauptes über die Holzbrücke.

Die verdutzten Dörfler gestanden sich ein, daß in der Tat keiner von ihnen imstande war, gegen Dschang Yi-dö etwas auszurichten und daß infolgedessen Sieben Pfund seinen Kopf kaum werde retten können. Da Sieben Pfund sich gegen die Gesetze Seiner Majestät vergangen hatte, durfte er nicht so selbstzufrieden und stolz sein, bloß weil er die Nachrichten überbrachte, die er auf seinen täglichen Fahrten nach der Stadt gesammelt hatte. Und sie waren höchst vergnügt über die Sackgasse, in die Sieben Pfund sich hineinmanövriert hatte. Sie hatten das Bedürfnis, sich darüber auszulassen, merkten aber, daß sie nichts zu sagen wußten.

Das Summen wurde lauter, als die Stechmücken von den nackten Rücken abließen, um unter den hohen Bäumen unter sich zu sein. Langsam zerstreute sich die Menge; einer nach dem anderen machten sich die Bauern davon, schlossen die Türen ihrer Häuser und gingen zu Bett. Dasselbe tat Schwester Sieben Pfund, nachdem sie die ganze Zeit, während sie das Geschirr, den Tisch und die Schemel wegräumte, vor sich hingebrummt hatte.

Sieben Pfund nahm die zerbrochene Schüssel und setzte sich rauchend auf die Türschwelle. Aber in seinem Kummer vergaß er, am Elfenbeinmundstück der Pfeife zu ziehen, und sie ging aus. Er wußte, daß die Lage sehr kritisch war, und wollte sich irgendeinen Ausweg überlegen, irgendeine Abhilfe finden, aber seine Gedanken waren verschwommen und zusammenhanglos, und er fand keine Methode, sie miteinander zu verbinden. Zopf, Zopf, wie komme ich zu einem Zopf? . . . achtzehn Fuß langer Serpentinspeer . . . jede Generation ist schlimmer als die vorangegangene . . . der Kaiser auf seinem Drachenthron . . . die gebrochene Schüssel muß in der Stadt repariert werden . . . wer kann ihm widerstehen? . . . es steht ganz unzweideutig im Buch geschrieben . . . verflucht! . . .

Am nächsten Morgen stakte Sieben Pfund das Boot von Ludschen nach der Stadt und kehrte am Abend,

wie gewöhnlich mit der Pfeife im Mund, zurück. Beim Abendessen erzählte er Großmutter Neun Pfund, die gebrochene Schüssel sei in der Stadt repariert worden. Der abgebrochene Teil war sehr groß und brauchte sechzehn Messingklammern, jede zu drei Käsch, eine Gesamtauslage von 48 Käsch.

Großmutter Neun Pfund war mißvergnügt über die Ausgabe und sagte wie gewöhnlich: „Jede Generation ist schlimmer als die vorangegangene. Ich habe lange genug gelebt. Drei Käsch für eine Klammer! Aber was sind das für Klammern? Zu meiner Zeit waren die Klammern anders. Ich habe neunundsiebzig Jahre gelebt . . ."

Obwohl Sieben Pfund wie üblich nach der Stadt fuhr, war von da an sein Haushalt gewissermaßen umdüstert. Die Bauern mieden ihn und nahmen sich nicht länger die Mühe, wegen Nachrichten aus der Stadt zu ihm zu kommen. Schwester Sieben Pfund hatte kein freundliches Wort mehr für ihn und nannte ihn oft Galgenvogelleiche.

Etwa zehn Tage später fand Sieben Pfund bei der Rückkehr aus der Stadt seine Frau in bester Laune.

„Hast du etwas Neues in der Stadt gehört?" fragte sie ihn.

„Ich habe nichts gehört."

„Hat der Kaiser wirklich den Drachenthron bestiegen?"

„Ich habe nichts gehört."

„Hat niemand in der Schenke ‚Zum Wohlstand' etwas darüber gesagt?"

„Auch dort nicht."

„Ich glaube, der Kaiser wird schließlich den Drachenthron doch nicht besteigen. Ich ging heute an Herrn Dschaos Schenke vorbei und sah ihn seine Bücher lesen. Sein Zopf ist wieder auf dem Kopf zusammengerollt, und seinen langen Kittel trägt er auch nicht mehr."

„Hm . . ."

„Glaubst du nicht auch, daß der Kaiser nach alledem den Drachenthron gar nicht besteigen wird?"

„Mag sein."

Von diesem Augenblick an erfreut sich Sieben Pfund wieder der Achtung der Dörfler und seiner Frau. Er wird von ihnen mit der Ehrfurcht behandelt, die einer Person seines Standes zukommt. Wenn sie sich jetzt im Freien zu den Sommermahlzeiten vor ihren Türen versammeln, grüßen sie einander wieder mit gutmütigem Lachen. Großmutter Neun Pfund hat inzwischen ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert und ist ebenso mißvergnügt und gesund wie eh und je. Die zwei hornngleichen Schwänzchen Sechs Pfunds sind zu einem einzigen Zopf verschmolzen. Obgleich sie eben begonnen hat, ihre Füße zu schnüren, kann sie immer noch Schwester Sieben Pfund im Haushalt helfen. Im

Augenblick humpelt sie wie ein Krüppel über den freien Platz am Flußufer, die Schüssel mit den sechzehn Messingklammern in der Hand.

Oktober 1920

Meine alte Heimat

Nach mehr als zwanzig Jahren in der Fremde hatte ich mich auf den Weg in die alte Heimat gemacht. Zweitausend Li weit ging die Reise, und es war bitter kalt, als ich mich im tiefsten Winter meinem Ziel näherte. Der Himmel war von Wolken bedeckt, und ein eisiger Wind fegte in die Kajüte der Dschunke. Durch die Risse in der Bambusplane sah ich ein paar trübselige verlassene Dörfer. Wie absichtslos über die Landschaft verstreut, lagen sie anscheinend völlig leblos unter dem fahlgelben Himmel. Kein Wunder, daß mich unwiderstehliche Schwermut überkam.
War das wirklich das Land, das ich zwanzig Jahre lang nicht vergessen hatte?

Die Heimat meiner Erinnerung war so völlig anders und viel schöner. Aber wäre ich aufgefordert worden, ihre besondere Schönheit und den ihr eigenen Zauber wachzurufen, dann ließ mein Gedächtnis mich im Stich. Mir fiel nichts ein, und es wurde mir klar, daß sie wohl nie anders gewesen war, als ich sie jetzt sah. Sie hatte sich wahrscheinlich überhaupt nicht geändert, und sie war auch gar nicht so niederdrückend; es war wohl meine eigene Einstellung, die mir die Heimat so traurig erscheinen ließ; ich war nicht gerade bester Laune bei diesem Besuch, weil ich ohne Illusionen heimkehrte.

Aber ich war ja auch nur gekommen, um endgültig Abschied zu nehmen. Wir hatten das alte Haus, in dem unsere Familie mehrere Geschlechter lang gelebt hatte, verkauft. Wir sollten es den neuen Besitzern noch vor Jahresende übergeben. Ich mußte mich beeilen, um vom alten Haus und der vertrauten Gegend Abschied zu nehmen und meine Familie nach der Stadt umzusiedeln, wo ich mein Brot verdiente.

Bei Morgengrauen am nächsten Tag kam ich an. Die verdorrten Grashalme zwischen den glasierten Ziegeln auf dem Dach raschelten im Winde und erklärten besser, als man es mit Worten hätte tun können, warum das alte Haus den Besitzer wechseln mußte. Ungewöhnliche Stille umgab es; denn ein Teil der Familienmitglieder war bereits abgereist. Wir waren die letzten,

die nun auszuziehen hatten. Meine Mutter erwartete mich schon am Tor, und bald kam auch mein achtjähriger Neffe Hung-örl gelaufen.

Mutter war glücklich, mich wiederzusehen, konnte aber eine gewisse Schwermut nicht unterdrücken. Sie bat mich, Platz zu nehmen und in Ruhe eine Tasse Tee zu trinken; die Übersiedlung erwähnte sie vorerst gar nicht. Und Hung-örl, der Neffe, der mich zum erstenmal in seinem Leben sah, hielt sich in respektvoller Entfernung, aber ohne mich aus den Augen zu lassen.

Schließlich mußten wir den Umzug besprechen. Ich berichtete, daß ich schon eine Wohnung gemietet und etwas an Möbeln erstanden hatte, doch würden wir allen Hausrat hier verkaufen müssen, um in der Stadt noch einiges dazuzukaufen. Mutter war einverstanden. Fast das ganze Gepäck sei bereits gepackt, sagte sie, und da die schweren Möbelstücke nur unter Schwierigkeiten hätten weggeschafft werden können, sei etwa die Hälfte bereits losgeschlagen worden. Es sei allerdings nicht leicht, die Käufer zum Zahlen zu bringen.

„Du wirst dich ein paar Tage lang erholen“, sagte Mutter, „und die Verwandten besuchen. Dann können wir uns auf den Weg machen.“

„Ja, Mutter.“

„Im übrigen habe ich Jun-tu ausrichten lassen, wann du ankommst. Er fragte jedesmal, wenn er vorbeikam,

nach dir; er möchte dich gern sehen. Er dürfte bald da sein."

Ein seltsames, geheimnisvolles Bild erstand plötzlich vor meinen Augen: unter einem Himmel, an dem die goldgelbe Scheibe des Vollmonds hing, stand inmitten des Smaragdgrüns endloser Wassermelonenfelder am sandigen Gestade des Meeres ein elf oder zwölf Jahre alter Junge mit einer silbernen Kette um den Hals. In der Hand hielt er eine Heugabel, mit der er nach einem Dachs zielte. Als er jedoch mit aller Kraft zustieß, wich der Dachs aus und entwischte zwischen den Beinen des Jungen hindurch.

Dieser Junge war Jun-tu. Ich war ungefähr zehn Jahre alt, als ich ihn, vor jetzt nahezu dreißig Jahren, kennenlernte. Wie schnell die Zeit vergangen war! Mein Vater war damals noch am Leben, und die Familie lebte in Wohlstand. Mit einem Wort, ich war ein richtiger Schao-jeh, ein junger Herr. Im nächsten Jahr war meine Familie an der Reihe, ein besonders wichtiges Ahnenopfer darzubringen. Es fiel nur einmal alle dreißig Jahre auf uns und war aus diesem Grunde für uns wichtiger als für die übrige Sippe. Die Opfergaben — sie werden während des ersten Monats des Mondkalenderjahrs dargebracht — waren reich und vielfältig. Die Gefäße für die Zeremonie waren von besonderer Vollendung, und da sehr viele Andächtige

an der Feier teilnahmen, mußten diese Opfergefäße im Auge behalten und vor Diebstahl geschützt werden. Da unser mang-yüä im Hause zu viel zu tun hatte, bat er meinen Vater, seinen Sohn Jun-tu mit der Bewachung der Opfergefäße zu betrauen. (In unserem Kreis gab es dreierlei Knechte: die sich ganzjährig verdingten, waren als tschang-niän oder Ganzjährige bekannt; Taglöhner nannte man duan-gung oder Kurzarbeiter, während diejenigen, die ihre eigenen Felder bestellten und sich nur zu Neujahr und anderen Festen anheuern ließen, mang-yüä, d. h. emsiger Monat, genannt wurden.)

Ich freute mich sehr, als mein Vater zustimmte, denn von diesem Jun-tu hatte ich schon eine Menge gehört und wußte, daß er ungefähr in meinem Alter war. Sein Vater hatte ihm den Namen Jun-tu gegeben, weil er in einem Schaltmonat (Jun — nach dem Mondkalender) geboren war und in seinem Horoskop das fünfte der Elemente, die eine Geburt bestimmen, das der Erde (tu) fehlte. Ich war auf ihn sehr neugierig, vor allem weil er ein geschickter Vogelsteller war.

Ich begann, mich auf das Neujahr zu freuen, bedeutete es doch, daß mit ihm Jun-tu kommen werde. Schließlich war das Ende des alten Jahres da, und eines Tages sagte die Mutter mir, daß Jun-tu gekommen sei. Ich lief zu ihm hin und fand ihn in der Küche. Er war rotwangig

und hatte ein Filzkäppchen auf dem Kopf und eine Kette aus glänzendem Silber um den Hals. Sein Vater liebte ihn wohl sehr und fürchtete, daß Jun-tu nicht lange zu leben hätte, deshalb hatte er den Göttern und Buddha gelobt, seinem Sohn die Halskette der Langlebigkeit umzuhängen, die ihn am Leben festhalten sollte. Jun-tu, der Erwachsenen gegenüber sehr schüchtern war, empfand vor mir keine Scheu und redete, wenn er mit mir allein war, munter drauflos. Schon nach wenigen Stunden waren wir dicke Freunde.

Ich habe keine Ahnung, worüber wir uns unterhielten. Ich erinnere mich nur, daß er sehr zufrieden war und seiner Begeisterung über die Wunder des Städtchens Ausdruck gab, das er zum erstenmal zu sehen bekam.

Am nächsten Tag bat ich ihn, mir zu zeigen, wie er Vögel fange. „Nein, das ist jetzt unmöglich", sagte er. „Wir müssen warten, bis Schnee fällt. Bei uns zu Hause fege ich auf dem Sandstrand einen Fleck vom Schnee frei und stelle, an einem Stock befestigt, einen Bambuskorb mit dem Boden nach oben auf. An den binde ich eine lange Schnur. Unter den Korb streue ich Reiskörner und lege mich in einiger Entfernung auf die Lauer. Wenn dann die Vögel kommen und meinen Reis aufpicken, ziehe ich an der Schnur, der Korb fällt herab, und die Vögel sind unter ihm gefangen. So fange ich alle möglichen Vögel: Wachteln, Rebhühner, Fasane, Blaumeisen . . ."

Also hoffte ich, daß es schneien werde.

„Jetzt ist es zu kalt", sagte Jun-tu ein anderes Mal, „aber komm im Sommer zu uns. Bei Tag können wir zum Strand gehen und Muscheln sammeln. Da gibt's alle möglichen, rote und blaue, Teufelsmuscheln und Bodhisattwa-Hände. Am Abend kannst du dann mit Vater und mir auf die Melonenfelder aufpassen."

„Wegen der Diebe?"

„Ach nein. Das ist doch kein Diebstahl, wenn sich ein Durstiger im Vorbeigehen eine Melone nimmt. Nein, wir halten Wache gegen Ferkel, Igel, vor allem aber Dachse. Du kannst sie im Mondschein nagen hören. Es knirscht, wenn ein Dachs eine Melone kaut. Dann packst du eine Heugabel und schleichst dich heran . . ."

Ich hatte keine Ahnung, was ein Dachs ist. Ich weiß es auch heute noch nicht. Damals stellte ich mir etwas wie einen kleinen Hund darunter vor, nur wilder.

„Beißen sie denn nicht?" fragte ich.

„Du hast ja die Heugabel. Du schleichst dich an, und wenn du ihn erblickst, stößt du sofort zu. Die Biester sind sehr flink. Wenn dich eines erblickt, läuft es auf dich zu und huscht dir zwischen den Beinen davon. Sein Fell ist schlüpfrig wie Öl."

Bis zu diesem Tage hatte ich nie geahnt, daß es auf Erden so viele Wunder geben könne, daß am Gestade Muscheln in so vielen Farben herumlägen und daß Wassermelonen solchen Gefahren ausgesetzt sind, Wassermelonen, von denen ich früher nur wußte, daß sie im Obstladen verkauft werden.
„Wenn die Flut hereinkommt", sagte Jun-tu, „trägt sie ganze Schwärme springender Fische. Die haben zwei Beine wie ein junger Frosch."
Oh, Jun-tu hatte eine unendliche Wunderwelt im Kopf, Dinge, von denen meine gewöhnlichen Spielgefährten keine Ahnung hatten. Wie hätten sie auch eine Ahnung haben sollen, da sie doch wie ich nur ein viereckiges Stück Himmel über den Hofmauern zu sehen bekamen, indessen Jun-tu am Meeresstrand spielen durfte.
Unglücklicherweise war der erste Monat des neuen Jahres bald um. Jun-tu mußte nach Hause, und ich weinte bitterlich. Das tat auch er. In der Küche versteckt, weigerte er sich, mich zu verlassen, mußte aber schließlich seinem Vater folgen. Dieser brachte mir später einmal ein Päckchen mit Meermuscheln und einige sehr schöne Vogelfedern. Jun-tu hatte sie geschickt. Auch ich sandte ihm ein- oder zweimal irgendwelche Dinge, aber wir sahen einander nicht mehr.

Darum lebten jetzt, als meine Mutter von ihm sprach, meine Kindheitserinnerungen wieder auf, und die alte Heimat erschien mir so schön, wie meine Erinnerung sie mir immer vorgegaukelt hatte.
„Großartig!" sagte ich. „Wie geht's ihm denn?"
„Nicht sehr gut. Es fehlt an allen Ecken und Enden etwas", erwiderte die Mutter, warf einen Blick durchs Fenster und schrie auf: „Da sind diese Leute schon wieder. Sie kommen und geben vor, die Möbel kaufen zu wollen. Aber kaum wendet man den Blick und gibt nicht acht, ist schon irgendetwas verschwunden. Ich muß hingehen und aufpassen."
Sie erhob sich und ging hinaus. Draußen schwatzten einige Frauen. Ich rief den kleinen Hung-örl heran und fragte ihn, ob er schreiben könne und ob er sich auf die lange Reise freue.
„Werden wir mit der Eisenbahn fahren?"
„Ja, wir werden in einem Zug fahren."
„Und auf einem Schiff?"
„Ja, zuerst mit einem Schiff!"
„Ah, da bist du ja! Also das ist aus dir geworden! Und ein Schnurrbart ist dir gewachsen!" unterbrach uns eine scharfe, rauhe Stimme.
Erschrocken blickte ich auf und sah eine Frau von etwa fünfzig Jahren vor mir stehen. Sie hatte hervorstehende Backenknochen und dünne Lippen und stemmte die

Arme in die Hüften. Sie trug keinen Rock, sondern Hosen, und sie stand mit gespreizten Beinen da und erinnerte an die Schenkel eines langen Zirkels, wie ihn Zeichner benutzen.

Ich muß wohl erstaunt dreingeschaut haben; denn sie sagte: „Du weißt also nicht, wer ich bin? Und dabei habe ich dich auf den Armen getragen, ja, wirklich . . ."

Meine Verblüffung nahm zu, aber da kam glücklicherweise die Mutter herein und sagte zu ihr:

„Er ist so lange Jahre weggewesen, daß er alles vergessen hat." Dann wandte sie sich zu mir und setzte fort: „Du solltest dich an sie erinnern. Es ist Schwester Yang von gegenüber . . . Die den Laden hatte, wo du Bohnenbrei zu kaufen pflegtest."

Ach ja, nun fiel mir alles wieder ein. Aus meinen Kindheitserinnerungen holte ich das Bild der Schwester Yang hervor, sah sie den ganzen Tag auf der Schwelle des Ladens gegenüber sitzen. Sie hatte den Spitznamen „Bohnenbreischönheit". Aber damals legte sie Puder auf; die Backenknochen traten nicht so stark hervor; die Lippen waren nicht so dünn, und da sie den ganzen Tag saß, konnte ich mich an die merkwürdige Form der Beine nicht erinnern. Damals war sie jung und anziehend. Man erzählte sich, daß das Geschäft dank ihrem schönen Gesicht erstaunlich gut ginge. Auf mein kindliches Gemüt jedoch hatten ihre

weiblichen Reize keinen Eindruck gemacht, und ich hatte sie vergessen. „Zirkelbeine" ärgerte sich darüber. Ihre Miene war eitel Empörung, ihr Blick Verachtung; ich kam ihr wohl vor wie ein Franzose, der Napoleon, oder ein Amerikaner, der Washington nicht erkennt.

„Du hast also vergessen, wer ich bin", sagte sie mit einem sarkastischen Lächeln. „Nun, das ist wohl die Vergeßlichkeit der Großen."

„Aber nein, gewiß nicht . . . Ich . . . ich . . ." Vor Verlegenheit stotternd, erhob ich mich.

„Ich will dir was sagen, Bruder Hsün", sagte die Frau. „Du bist jetzt reich und angesehen. Deine Möbel sind zu groß und zu plump. Sie werden bei der Übersiedlung nur Anlaß zu Ärger sein. Und was willst du mit dem alten Krempel anfangen? Gib das Zeug mir; wir sind arm und können es brauchen."

„Ich bin nicht reich. Ich muß das alles und noch mehr verkaufen, um . . ."

„Was redest du da zusammen? Du bist zum Bezirksamtmann ernannt worden, bist ein Kreisrat, und da willst du behaupten, nicht reich zu sein! Drei Konkubinen hast du; du reist in einer Riesensänfte, die von acht Trägern getragen wird, und willst mir weismachen, daß du nicht reich bist. Aber mich kannst du nicht irreführen."

Im Bewußtsein, viel weniger beredt zu sein als sie, gab ich keine Antwort.
„Oh, wie wahr es ist, daß einer um so geiziger ist, je reicher er ist! Und je geiziger einer ist, desto reicher wird er." „Zirkelbeine" wandte mir entrüstet den Rücken und verließ murrend das Zimmer, nicht ohne im Vorbeigehen die Handschuhe meiner Mutter in die Hosentasche gesteckt zu haben.
Nach diesem Zwischenfall verbrachte ich drei oder vier Tage damit, Besuche meiner näheren und ferneren Verwandten aus der Nachbarschaft zu empfangen. In den freien Augenblicken packte ich.
An einem sehr kalten Nachmittag saß ich nach dem Mittagessen beim Tee, als ich Schritte herankommen hörte. Ich blickte auf und eilte dem Besucher entgegen.
Es war Jun-tu. Ich erkannte ihn in dem Augenblick, da ich ihn erblickte, aber es war nicht der Jun-tu, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Er war nun doppelt so groß wie damals; sein Gesicht, das in den alten Tagen rund und rotwangig gewesen war, hatte eine graugelbe Farbe und war von Runzeln durchfurcht; seine Augen waren wie die seines Vaters: die Lider waren geschwollen und entzündet, wie so oft bei Menschen, die am Meer leben und dauernd dem Seewind ausgesetzt sind. Ein schäbiges Filzkäppchen bedeckte seinen Kopf. In der

leicht gefütterten Baumwolljacke zitterte er vor Kälte. Er hielt eine lange Pfeife und ein in Papier gewickeltes Päckchen in den Händen, die nicht mehr dick und rot waren, wie ich sie in Erinnerung hatte, sondern grob und plump und zerrissen wie die Rinde einer Föhre.
Ich war zutiefst erschüttert. Eine Flut von Worten — Rebhühner, springende Fische, Dachse, Muscheln — lag mir auf der Zunge, aber ich konnte nur sagen:
„Ach, Bruder Jun-tu, daß du endlich da bist!"
Mit einem Gesichtsausdruck, in dem sich Trauer und Freude mischten, stand er da; seine Lippen bewegten sich, aber kein Laut kam von ihnen. Als er endlich seine Schüchternheit überwunden hatte und zu sprechen begann, sagte er nur:
„Euer Ehren . . ."
Mich schauderte, als mir klar wurde, daß uns eine hohe, starre Mauer trennte, und ich war unfähig, etwas zu sagen.
„Komm her, Schui-scheng, und verneige dich vor Seiner Ehren", sagte er zu einem Jungen, den er hinter sich herzog. Das Kind sah genau so aus wie Jun-tu vor dreißig Jahren, nur daß es magerer und fahler war und keine silberne Halskette trug. „Das ist mein Fünfter; er hat den Hof nie verlassen, darum ist er so schüchtern."

Mutter und Hung-örl kamen vom oberen Stockwerk herunter, wahrscheinlich, weil sie die Besucher gehört hatten.

„Verehrungswürdige Hausherrin", begrüßte sie Jun-tu, „ich erhielt Ihre Botschaft und war sehr glücklich zu hören, daß Seine Ehren zurückgekommen sind."

„Aber warum so förmlich?" wandte meine Mutter ein. „Habt ihr nicht einander Bruder genannt? Mach's wie damals, nenn ihn Bruder Hsün."

„Oh, wie gütig Sie sind! Aber wie könnte ich denn? Damals mag es angebracht gewesen sein. Ich war ein kleiner Junge und wußte nicht, was sich gehört." Jun-tu versuchte, seinen Sohn zu bewegen, meiner Mutter guten Tag zu wünschen, aber der Junge versteckte sich hinter des Vaters Rücken.

„Ist das nicht Schui-scheng, das fünfte Kind? Kein Wunder, daß wir Fremden ihn einschüchtern. Geh mit ihm spielen, Hung-örl", sagte die Mutter.

Hung-örl ging zu Schui-scheng hin, der sofort bereit war mitzugehen.

Mutter bot Jun-tu einen Stuhl an. Er zögerte eine Weile, setzte sich aber schließlich, nachdem er seine lange Pfeife an den Tisch gelehnt und mir das Päckchen überreicht hatte. „Wir haben nichts Frisches im Winter", sagte er, „aber diese getrockneten grünen

Bohnen habe ich selbst gezogen. Ich hoffe, Euer Ehren . . ."

Ich fragte ihn, wie es ihm ginge, und er erzählte mit vielem Kopfschütteln.

„Es ist sehr schwer", sagte er. „Der sechste Junge ist nun alt genug, um mit Hand anzulegen, aber es ist nie genug da, um sie alle zu füttern. Und die Zeiten sind alles andere als friedlich . . . Jeder verlangt Geld und immer wieder Geld, und immer wieder neue außerordentliche Steuern . . . Und die Ernten sind schlecht. Wenn wir etwas einbringen und es auf dem Markt verkaufen, bekommen wir kaum genug, um alle Steuern zu bezahlen, die sie einem fortwährend aufpelzen. Und wenn man nicht verkauft, verfault einem alles unter den Händen . . . Was soll man also tun?"

Er hörte nicht auf, den Kopf zu schütteln. Sein Gesicht war trotz der tiefen Furchen ausdruckslos wie ein Denkmal von Stein. Obwohl er sich seiner Nöte bewußt war, konnte er ihnen keinen Ausdruck verleihen. Nachdem er für eine Weile verstummt war, griff er nach der Pfeife und rauchte.

Auf die Fragen meiner Mutter erwiderte er, daß ihn zu Hause eine Menge Arbeit erwarte und daß er am nächsten Tag heimgehen müsse. Da er zu Mittag nichts gegessen hatte, lud Mutter ihn ein, in die Küche zu gehen und sich dort etwas Reis zu rösten.

Nachdem er hinausgegangen war, sprachen wir seufzend über seine Lage: ein Haufen Kinder, Hungersnot, drükkende Steuern, Soldaten, Banditen, Beamte, Grundherren — sie alle hatten sich verschworen, die Bürde des armen Bauern schwer zu machen, ihn zu bedrücken und ihm das Blut auszusaugen, bis er schließlich kaum lebendiger war als eine hölzerne Statue. Mutter schlug vor, ihm alles zu geben, was wir weder verwenden noch verkaufen konnten.

Am Nachmittag suchte er sich einiges aus: zwei lange Tische, vier Stühle, eine aus Weihrauchfaß und Leuchtern bestehende Garnitur, eine Waage. Er bat auch, ihm die Reisstroh-Asche (wir kochten mit Stroh) zu überlassen, die er zum Düngen verwenden wollte. Er werde sie vor unserer Abreise mit einem Kahn holen.

Den ganzen Tag lang hatte ich keine Zeit, mit ihm zu sprechen, abends jedoch hatten wir noch eine, allerdings nicht sehr ergiebige Unterhaltung, und am nächsten Morgen zog er mit Schui-scheng davon.

Neun Tage später verließen wir unser altes Heim. Jun-tu war am frühen Morgen gekommen, ohne Schui-scheng, aber mit einem fünf Jahre alten Mädchen, das auf den Kahn aufpaßte. Wir waren den ganzen Tag beschäftigt und fanden kaum Zeit, ein Wort zu wechseln. Gäste kamen und gingen: manche, um Abschied zu nehmen; andere, um Kleidungsstücke, die wir zurückzulassen

gedachten, davonzutragen; manche, um beides zu tun. Als wir uns schließlich am Abend einschifften, war aus dem alten Haus alles, klein oder groß, gut oder schäbig, fein oder grob, was irgendwie von Nutzen sein konnte, ausgeräumt worden.

Unser Boot setzte sich langsam in Bewegung; die grünen Hügel entlang beider Ufer entschwanden im Dunkel. Plötzlich fragte Hung-örl, der mit mir die düster werdende Landschaft betrachtete: „Wann kehren wir zurück, Onkel?“

„Zurückkehren? Warum denkst du denn an Rückkehr? Wir haben die Reise doch kaum begonnen.“

„Weil Schui-scheng mich gebeten hat, zu ihm zu kommen und mit ihm zu spielen“, sagte der Junge nachdenklich mit weit aufgerissenen schwarzen Augen.

Die Bemerkung des Jungen rührte uns, und Mutter und ich begannen wieder über Jun-tu zu reden. Schwester Yang, erzählte Mutter, hatte vom Augenblick an, da wir zu packen begannen, nicht aufgehört, um das Haus zu schleichen. Zwei Tage vor dem Aufbruch entdeckte sie im Aschenhaufen zehn oder mehr Schalen und Schüsseln. Sie behauptete, Jun-tu hätte sie dort versteckt, um sie mitgehen zu lassen, wenn er die Asche holen käme. Schwester Yang freute sich sehr über ihre Entdeckung, und da ein so wichtiger Fund eine Belohnung verdiente, ergriff sie, ohne eine Aufforderung dazu

abzuwarten, einen Hühnerfutterkorb und lief triumphierend davon. Mutter sagte, sie hätte nie gedacht, daß Schwester Yang mit ihren kleinen geschnürten Füßen und hohen Stöckeln so schnell laufen könnte.

Ich fühlte kein Bedauern, als unser altes Haus und die Berge und die Bäche der Heimat wie ein Alpdruck hinter uns wegglitten. Nur das Gefühl, von unsichtbaren Mauern umringt und von der Welt isoliert zu sein, bedrückte mich sehr. Die Gestalt des kleinen Helden mit dem silbernen Halskettchen auf dem Melonenfeld, die mir bisher immer deutlich vor Augen gestanden hatte, verwischte sich. Eine ungekannte Wehmut überkam mich.

Schließlich schliefen Mutter und Hung-örl ein.

Ich lag in meinem Winkel, lauschte dem Plätschern des Wassers gegen das Boot und war traurig, weil das Bild meines kleinen Helden mit der silbernen Halskette, das früher so scharf und klar gewesen war, plötzlich undeutlich wurde und verschwamm. Meine Gedanken schweiften bald in die Vergangenheit, bald in die Zukunft. Warum schied Jun-tu und mich eine so tiefe Kluft? Glücklicherweise gab es zwischen den Angehörigen der jüngeren Generation noch keine solche Kluft. Dachte Hung-örl nicht an Schui-scheng und fragte er nicht nach ihm? Ich hoffte, daß sich eine solche Kluft zwischen ihnen niemals auftun werde. Und

ich wünschte ihnen, daß ihr Leben nicht voller Unruhe und Leid wie meines, aber auch nicht voller Sorge und Freudlosigkeit wie Jun-tus sein möge. Sie sollten eine neue Art Leben leben, ein Leben, wie es unsere ältere Generation nie gekannt hat.

Als mir klar wurde, was ich da spintisierte, erfaßte mich Angst. Als Jun-tu um das Weihrauchfaß und die Leuchter bat, hatte ich in mich hineingelächelt und ihn bedauert, weil er seinen Aberglauben für keinen Augenblick vergessen konnte. Aber was war denn meine Hoffnung? War sie nicht auch ein mit eigenen Händen geschaffenes Götzenbild? Der einzige Unterschied zwischen uns war, daß seine Wünsche und Hoffnungen sich auf nahe und greifbare Dinge bezogen, die meinigen auf entferntere, weniger leicht erreichbare.

Das grüne Wassermelonenfeld tauchte aus dem Dunkel wieder vor mir auf, mit einer goldenen Mondscheibe darüber an einem blauschwarzen Himmel. Vielleicht, dachte ich mir, ist die Hoffnung weder Wirklichkeit noch Scheinbild. Vielleicht ist sie wie die Straßen im Antlitz der Erde: sie waren nicht dagewesen; die Füße der Wanderer hatten sie geschaffen.

Januar 1921

Die wahre Geschichte des Ah Q

ERSTES KAPITEL

Einleitung

Es sind nun mehrere Jahre her, seit ich den Plan faßte, die wahre Geschichte des Ah Q zu schreiben. Dieser Wunsch, über eine so unbedeutende Person zu schreiben, beweist, und ich bin mir dessen bewußt, daß ich kein Mann unsterblicher Worte bin, denn seit unvordenklichen Zeiten sind unsterbliche Worte immer nur zur Beschreibung unsterblicher Persönlichkeiten verwendet worden, so daß es letzten Endes unmöglich wird zu sagen, ob das Thema durch das Schreiben oder das Schreiben durch das Thema unsterblich

gemacht wird. Nichtsdestoweniger habe ich es unternommen, über Ah Q zu schreiben — der Teufel allein weiß, warum!

Aber schon als ich mich daran machte, diese zum Vergessen bestimmte Geschichte zu schreiben, stellten sich mir unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Zuerst kam das Problem, wie ich das Werk nennen sollte. Das ist höchst wichtig, sagte doch Konfuzius: „Sind die Namen nicht richtig gewählt, dann klingt die Wahrheit gequält", und an diesen Grundsatz sollte man sich peinlich genau halten. Es gibt viele Arten von Biographien: offizielle Biographien, Autobiographien, beglaubigte Biographien und unautorisierte Biographien, legendäre Biographien, Familiengeschichten, kurze Lebensabrisse und so weiter, aber unglücklicherweise entspricht keine dieser Bezeichnungen meinem Zweck.

„Offizielle Biographie"? Es liegt auf der Hand, daß dieser Bericht nicht in irgendein authentisches Geschichtswerk aufgenommen werden wird. Das bleibt Menschen von größerer Wichtigkeit als Ah Q vorbehalten. „Autobiographie"? Aber ich bin doch nicht Ah Q! Und würde ich es eine „unautorisierte Biographie" nennen, wo bliebe dann seine „beglaubigte Biographie"? Das Wort „Legende" ist unverwendbar, weil Ah Q ja keine legendäre Gestalt ist. „Amtliche Biographie"?

Aber es hat doch kein Präsident jemals das Nationalinstitut für Geschichte beauftragt, eine offizielle Lebensgeschichte des Ah Q zu schreiben. Zugegeben, der große englische Schriftsteller Arthur Conan Doyle gab seinem Roman „Rodney Stone" den Untertitel „Die unoffizielle Biographie eines Spielers", obwohl es keine offizielle Biographie besagten Spielers in der offiziellen Geschichte Englands gibt, doch kann sich solche Freiheit nur ein großer Schriftsteller, nicht aber unsereiner erlauben. Ebensowenig kommt der nächstmögliche Begriff — „Familienbiographie" — in Betracht; denn weder weiß ich, ob Ah Q und ich gemeinsame Ahnen haben, noch bin ich von seinen Nachkommen beauftragt worden, sein Leben zu schildern. Auch „Kurzer Lebensabriß" ist ungeeignet, weil keine lange Biographie vorhanden ist, von der diese unterschieden werden müßte. Kurz gesagt, dies ist wirklich eine Biographie.

Da ich jedoch in einem gewöhnlichen Stil schreibe und mich der Sprache von Straßenhändlern bediene, wage ich es nicht, einen so hochtönenden Titel zu verwenden, und borge von Erzählern geringeren Ansehens deren ständige Redewendung: „Genug der Abschweifungen! Zurück zur wahren Geschichte!" und will die letzten zwei Worte als Titel verwenden. Sollte dies an die

„Wahre Geschichte der Kalligraphie" erinnern, so kann ich nichts dafür.

Nach dieser Entscheidung über die Art der Biographie müßte ich die Eröffnungssätze lauten lassen: Soundso, dessen Beiname so und so lautet, stammte aus dem und dem Ort. Aber wie komme ich um die Tatsache herum, daß ich des Familiennamens von Ah Q nicht sicher bin? Bei einer Gelegenheit scheint er den Familiennamen Dschao geführt zu haben, aber schon am nächsten Tag herrschte in dieser Angelegenheit wieder einige Verwirrung. Dies war der Fall, als gongschlagende Boten im Dorf die Nachricht verbreiteten, der Sohn Seiner Ehren Dschao habe das erste Staatsexamen bestanden und sei nun ein Hsiu-tsai (Kreisbeamten-Anwärter), ein „blühendes Talent". Ah Q hatte gerade zwei Tassen gelben Weines getrunken und verkündigte mit großer Geste, diese Ehre färbe auch auf ihn ab, gehöre er doch zur selben Sippe wie Seine Ehren Dschao und stände, wenn man es genau nachrechnete, um drei Generationen höher als der erfolgreiche Kandidat. Damals machte diese Mitteilung auf mehrere der Zuhörer einen solchen Eindruck, daß sie sogar eine gewisse Ehrfurcht vor Ah Q empfanden. Doch schon am nächsten Tag lud der Polizeimeister Ah Q ins Haus Seiner Ehren Dschao vor, und kaum

hatte ihn der alte Herr erblickt, als Zornesröte sein Gesicht verfärbte und er brüllte:

„Ah Q, du elender Lump! Hast du behauptet, du seist mit mir verwandt?"

Ah Q gab keine Antwort.

Je länger Seine Ehren Dschao Ah Q ansah, desto wütender wurde er; schließlich ging er drohend auf ihn zu und sagte: „Wie kannst du dich unterstehen, so einen Unsinn zusammenzufaseln! Wie käme ich zu einem solchen Verwandten? Ist dein Familienname überhaupt Dschao?"

Ah Q tat den Mund nicht auf, dachte vielmehr gerade an Rückzug, als Seine Ehren auf ihn lossprang und ihm einen Schlag ins Gesicht gab.

„Wie könnte dein Name Dschao sein! Glaubst du, des Namens Dschao würdig zu sein? Du!"

Ah Q machte nicht den geringsten Versuch, sein Recht auf den Namen Dschao zu beweisen, sondern rieb sich nur die linke Wange und verließ mit dem Polizeimeister das Zimmer. Nachdem er draußen eine Standpauke des Polizeimeisters über sich hatte ergehen lassen, zeigte Ah Q ihm seine Erkenntlichkeit, indem er ihm zweihundert Käsch Weingeld gab. Diejenigen, denen der Zwischenfall zu Ohren kam, waren alle der Ansicht, Ah Q habe die Prügel durch seine eigene Unverschämtheit herausgefordert; wahrscheinlich sei

sein Familienname gar nicht Dschao, und sogar wenn das der Fall sei, hätte er nicht so vermessen sein dürfen, darüber zu reden, solange Seine Ehren Dschao im Dorfe lebte. Hernach wurde seiner Ahnen niemals mehr Erwähnung getan, so daß ich seinen wahren Familiennamen nie feststellen konnte.

Ich weiß auch nicht, wie der Rufname Ah Q geschrieben werden soll. Zu Lebzeiten nannten ihn alle Ah Queh; nach seinem Tode erwähnte ihn niemand mehr. Er gehörte ja auch nicht zu denen, deren Name „auf Bambus und Seide verewigt" wird. Diese Aufzeichnung ist der erste Versuch dieser Art, und darum habe ich als erster diese Schwierigkeit zu überwinden.

Ich habe oft überlegt, ob das Q in Ah Queh für queh in der Bedeutung Zimtbaum oder für queh in der Bedeutung Adel steht. Wäre sein Rufname Mondpavillon gewesen oder hätte er seinen Geburtstag im Monat des Mondfestes gefeiert, dann stünde das queh sicherlich für Zimtbaum, da dieser doch im Monat des Mondfestes in Blüte steht. Da er jedoch keinen anderen Namen hatte — oder wenn er einen hatte, dann kannte ihn niemand — und da er niemals Einladungen zum Geburtstag ausschickte, um sich gute Wünsche in Versen zu sichern, wäre es reine Willkür, ihn „Zimtbaum" zu nennen. Hätte er jedoch einen älteren oder jüngeren Bruder namens Ah Fu gehabt,

dann wäre er sicherlich „Adel" genannt worden. Aber er hatte keinen Bruder; demnach wäre die Schreibweise Adel nur der Ausdruck einer unbegründeten Vermutung. Alle anderen und weniger üblichen Wortzeichen, die queh ausgesprochen werden, entsprechen unseren Anforderungen noch weniger, da sie mehr oder weniger unklar sind. Ich stellte diese Frage einmal dem Mao-tsai, dem Sohn Seiner Ehren Dschao, aber bei aller seiner Gelehrsamkeit konnte er mich nicht aufklären. Seiner Ansicht nach war das Problem unlösbar geworden, weil Tschen Du-hsiu* in seiner Zeitschrift „Neue Jugend" für die Einführung des lateinischen Alphabets eintrat und unsere nationale Kultur vor die Hunde ging.

Als letzten Ausweg bat ich einen Landsmann in meinem Heimatdorf, in die Gerichtsakten des Prozesses gegen Ah Q Einblick zu nehmen, doch erhielt ich nach acht Monaten nur einen Brief, der besagte, kein Name, der Ah Q irgendwie ähnelte, erscheine in diesen Akten. Nun weiß ich nicht, ob wirklich keine Gerichtsakten über den Prozeß gegen Ah Q vorhanden sind oder ob gar nicht nachgeschlagen wurde. Ich weiß jedoch, daß

* 1880—1942. Damals Professor an der Universität Peking und Herausgeber der „Neuen Jugend". Später wurde er Renegat der Kommunistischen Partei Chinas.

ich alles Menschenmögliche getan und keine andere Möglichkeit habe, den wahren Namen zu finden. Da zu meinem Leidwesen das chinesische phonetische Alphabet noch nicht allgemein bekannt ist, bleibt mir nur die Verwendung lateinischer Buchstaben übrig, und ich buchstabiere seinen Namen Q-u-e-i, wie es nach dem englischen Transkriptionssystem richtig wäre; allerdings habe ich das zu Q abgekürzt. Zwar riecht das nach blinder Nachahmung des Steckenpferdes der „Neuen Jugend", und ich muß mich dessen zutiefst schämen, aber was kann ich tun, wenn nicht einmal ein so gelehrter Mann wie der Mao-tsai eine Lösung des Problems zu bieten vermag?

Die nächste Schwierigkeit bildet der Geburtsort des Ah Q. Angenommen, sein Familienname wäre Dschao gewesen, dann könnten wir sagen, er stamme, im Einklang mit den Kommentaren der „Lokalen Quellen von Familiennamen", aus Tiänschui in Lunghsi. Unglücklicherweise sind wir, wie ich gezeigt habe, seines Familiennamens nicht sicher, und so bleibt auch der Ort seiner Herkunft unsicher. Es trifft zu, daß er zumeist in dem Dorfe We (Wedschuang) lebte, doch hielt er sich auch an anderen Orten auf, und es wäre gegen das Herkommen der Geschichtsschreibung, ihn einen Eingeborenen von Wedschuang zu nennen.

So bleibt mir also als Trost nur die Tatsache, daß das Schriftzeichen Ah unzweifelhaft und unbedingt richtig ist. Es steht fest, daß es nicht das Ergebnis einer falschen Analogie ist, und es wird jeder Untersuchung durch gelehrte Kritiker standhalten. Was die anderen Probleme anbetrifft, so sind die nicht von solcher Art, daß ungebildete Menschen wie ich sie lösen könnten, und ich kann nur hoffen, daß Historiker und Bücherwürmer wie die Schüler Hu Schis* das Problem in Zukunft aufnehmen und die verschiedenen, jetzt noch zweifelhaften Punkte aufklären werden. Doch befürchte ich, daß zu dieser Zeit „die wahre Geschichte des Ah Q" aus dem Gedächtnis der Menschen seit langem geschwunden sein wird.

Das Gesagte möge als Einführung angesehen werden.

ZWEITES KAPITEL

Ein kurzer Bericht von Ah Qs Siegen

Nicht nur der Familienname, der Rufname und der Geburtsort waren ungewiß, noch größere Ungewißheit herrschte in bezug auf die Vergangenheit des Ah Q. Die Dörfler von We interessierten sich für Ah Q

---

* Hu Schi — 1891—1962. Reaktionärer Politiker und Literat

nur, wenn sie einen Taglöhner brauchten oder um ihn zum Gegenstand ihres Spottes zu machen. Seinem Leben und seinen Taten schenkte niemand auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Ah Q selbst schwieg sich über dieses Thema aus. Nur wenn er sich mit jemandem stritt, mochte er einen Blick auf seinen Gegner werfen und, auf seine eigene Vergangenheit anspielend, sagen: „Wir waren viel besser daran als du! Wofür hältst du dich denn?"

Ah Q hatte weder Heim noch Familie und wohnte im Tempel des Dorfschutzgottes von Wedschuang. Auch hatte er keine feste Beschäftigung, sondern verrichtete einfach Gelegenheitsarbeiten für andere. War Weizen zu ernten, dann schnitt er ihn; war Reis zu schälen, er tat es; war ein Boot zu staken, dann stakte er es. Nahm die Arbeit längere Zeit in Anspruch, dann wohnte er im Hause seines zeitweiligen Arbeitgebers, das er jedoch verließ, sobald die Arbeit beendet war. Demnach erinnerte man sich seiner nur, wenn man einen Helfer brauchte, doch gedachte man nicht des Ah Q und seiner Taten, sondern seiner Dienste, und war die Arbeit getan, dann wurde Ah Q vergessen, gar nicht zu reden von seinen Taten. Einmal lobte ihn ein alter Mann mit den Worten: „Dieser Ah Q ist doch ein guter Arbeiter!" Im Augenblick, da dies geschah, stand Ah Q bis zum Gürtel entblößt müßig

und ohne jede Arbeit vor dem Alten, und die anderen Leute wußten nicht, ob die Bemerkung ernst oder höhnisch gemeint war, Ah Q jedoch, der es nicht so genau nahm, war vor Freude überwältigt.

Ah Q hatte nämlich die denkbar beste Meinung von sich selber: stolz, wie er war, blickte er auf alle Einwohner von Wedschuang voll Verachtung herab und hielt nicht einmal die zwei jungen „Scholaren" des Dorfes eines mitleidigen Lächelns für würdig.

Nun mag ja so ein junger Scholar eines Tages die Staatsexamina bestehen, und der Grund, warum Seine Ehren Dschao und Seine Ehren Tjiän von den Dörflern so geachtet wurden, war, daß sie neben ihrem Reichtum die Väter junger Scholaren waren. Nur Ah Q bezeigte ihnen keinerlei besondere Ehrfurcht, er dachte sich nämlich: Mein Sohn wäre viel tüchtiger als sie! Die wenigen Reisen, die er nach der Stadt unternommen hatte, waren natürlich auch eine Ursache seiner Überheblichkeit, wenngleich er auch auf Städter nur mit Verachtung herabblickte. So zum Beispiel nannten die Dörfler von We eine Sitzgelegenheit aus einem Holzbrett von drei Fuß mal drei Zoll Größe einen „Schemel", und so nannte sie auch Ah Q; die Städter aber sagten dazu „Bank"; Ah Q dachte sich: Das ist falsch und lächerlich! Wenn die Leute in We Fische mit großen Köpfen in Öl brieten, taten sie einen

halben Zoll lange, grüne Schalotten dazu, und da die Städter diese Schalotten kleinhackten, fand er das falsch und lächerlich. Aber was waren doch die Dörfler von Wedschuang für unwissende Bauerntölpel! Sie hatten niemals auch nur gesehen, wie man Fische in der Stadt briet.

Früher einmal besser daran, ein Mann von großer Erfahrung und ein guter Arbeiter, wäre Ah Q ein vollkommener Mensch gewesen, hätte er nicht unter einigen körperlichen Mängeln gelitten. Am lästigsten waren ein paar Stellen an seiner Kopfhaut, an denen — er konnte sich nicht erinnern, wann — glänzende Grindflächen aufgetaucht waren. Handelte es sich auch um seine eigenen Gebresten, so schien Ah Q auf sie doch nicht stolz zu sein und enthielt sich der Verwendung des Wortes „Grind" und aller ähnlichen Bezeichnungen. Späterhin erweiterte er diese Ausschaltung auf die Worte „licht" und „hell", und schließlich verbot er sich sogar „Lampe" und „Kerze". Wann immer diese Verbote mißachtet wurden, gleichgültig ob mit oder ohne Absicht, bekam Ah Q einen Wutanfall, und seine Grindnarben verfärbten sich violett; er blickte den Beleidiger von oben bis unten an, und handelte es sich um einen stotternden, dann beschimpfte und verfluchte er ihn; war es ein körperlicher Schwächling, dann verabreichte er ihm sogar eine

Tracht Prügel. Seltsamerweise zog gewöhnlich bei diesen Scharmützeln Ah Q den kürzeren, so daß er sich schließlich zu einer neuen Taktik entschloß und sich mit einem wütenden Blick auf den Gegner begnügte.
Nachdem sich Ah Q diese wütenden Blicke angewöhnt hatte, wurden Witze auf seine Kosten bei den Müßiggängern von Wedschuang noch beliebter als zuvor. Kaum erblickten sie ihn, taten sie höchst überrascht und sagten:
„Seltsam, es ist plötzlich so hell geworden!"
Und Ah Q wurde, wie es seine Gewohnheit war, zornig und warf wütende Blicke um sich.
„Kein Wunder! Wir haben eine Petroleumlampe hier", warf ein anderer ein, nicht im geringsten eingeschüchtert.
Ah Q konnte nichts anderes tun, als sich den Kopf nach irgendeiner Antwort zerbrechen. „Du verdienst nicht einmal, daß . . ." War es soweit, dann schienen ihm die Narben auf seiner Kopfhaut edel und ehrenwert zu sein und nicht einfach gewöhnliche Grindnarben. Da jedoch Ah Q, wie wir schon sagten, ein Mann von Welt war, merkte er sofort, daß er selbst das Tabu beinahe gebrochen hatte, und enthielt sich jeder weiteren Äußerung.
Gaben sich die Müßiggänger noch immer nicht zufrieden, sondern fuhren fort, ihn zu reizen, dann kam es

gewöhnlich zu einer Schlägerei. Erst nachdem Ah Q verprügelt und an seinem braunen Zopf gezogen worden war, erst nachdem man seinen Kopf vier- oder fünfmal gegen eine Mauer gestoßen hatte, pflegten die Müßiggänger befriedigt im Bewußtsein des Sieges abzuziehen. Und Ah Q stand einen Augenblick da und grübelte: Es ist, als wäre ich von meinem eigenen Sohn geschlagen worden. Wo ist die Welt neuerdings hingeraten . . . Worauf er auch abzog, überzeugt, den Sieg davongetragen zu haben.
Zuerst dachte er sich das nur, später jedoch sagte er es laut, und so erfuhren alle, die sich über Ah Q lustig machten, von seinen psychologischen Siegen. Nun kam ihm jeder, der ihn an seinem braunen Zopf zog, zuvor, indem er sagte: „Hör mal, Ah Q, es handelt sich nicht um einen Sohn, der seinen Vater schlägt, sondern um einen Menschen, der eine Bestie prügelt."
Worauf Ah Q seinen Zopf an den Wurzeln zu packen und mit zur Seite geneigtem Kopf zu sagen pflegte:
„Ihr schlagt einen Wurm. Seid ihr damit zufrieden? Ich bin ein Wurm. Wollt ihr mich nun gehen lassen?"
Mochte er aber auch ein Wurm sein, die Müßiggänger ließen ihn doch nicht in Frieden ziehen, ehe sie nicht seinen Kopf gewohnheitsmäßig vier- oder fünfmal gegen irgend etwas in der Nähe gestoßen hatten. Erst

dann zogen sie ab, nicht nur überzeugt, den Sieg errungen, sondern diesmal Ah Q endgültig erledigt zu haben. Aber in weniger als zehn Sekunden zog auch Ah Q im Bewußtsein ab, den Sieg errungen zu haben, und dachte sich, er sei der „großartigste Selbstverächter", und nachdem er „Selbstverächter" fallen gelassen hatte, was blieb zurück? — „Der Großartigste". Hieß nicht auch der Dschuang-yüan, der erfolgreichste Kandidat bei den Staatsexamina, „der Großartigste"? „Und wofür hältst du dich?" sagte er laut vor sich hin.

Wenn er mit Hilfe solcher Ränke und Schliche mit seinen Feinden auf gleich gekommen war, pflegte Ah Q sich fröhlich in die Schenke zu begeben, um einige Schälchen Wein zu trinken, wieder mit den anderen zu spaßen, wieder mit ihnen zu streiten, wieder als Sieger aus dem Streit hervorzugehen und fröhlich in den Tempel des Schutzgottes zurückzukehren, um dort einzuschlafen, kaum daß sein Kopf das Kissen berührt hatte.

Hatte er Geld, dann leistete er sich gern ein Spielchen. Irgendwo gab es sicher eine Schar von Männern, die auf dem Boden hockten; Ah Q drängte sich mit schweißüberströmtem Gesicht zwischen sie, und seine Stimme rief am lautesten: „Vierhundert Käsch auf den Grünen Drachen!"

Und der ebenso schweißüberströmte Bankhalter hob mit dem Ruf: „He! Ich tu' auf!" den Deckel und leierte „Himmelstor! . . . Her mit Ah Qs Kupfern! Setzt niemand auf Menschliche Harmonie?"

„Hundert Käsch auf Menschliche Harmonie, nein, hundertfünfzig!"

Zur Melodie dieses Singsangs pflegte Ah Qs Geld in den Taschen anderer schwitzender Spieler zu verschwinden. Schließlich mußte er aus dem Innenkreis ausscheiden und vom äußeren Kreis her der Schar zuschauen, aber er schwitzte und schrie mit den Spielern, ohne sich losreißen zu können, bis die Partie zu Ende war. Widerwillig kehrte er dann in den Tempel des Schutzgottes zurück, um am nächsten Tag mit verschwollenen Augen zur Arbeit zu gehen.

Aber „wer weiß, ob es nicht ein Segen für den Tartaren ist, sein Pferd verloren zu haben!"

Die einzige Gelegenheit, bei der ein Gewinn auf Ah Q fiel, brachte ihm beinahe eine Niederlage. Es geschah am Abend des Götterfestes in Wedschuang. Wie üblich, gab es eine Freilichtaufführung, und knapp vor der Bühne standen auch, dem Brauch gemäß, zahlreiche Spieltische. Die Trommeln und die Gongs schienen Ah Q, der nur für den Singsang des Bankhalters Ohren hatte, Meilen entfernt zu sein. Wieder und wieder machte er erfolgreiche Einsätze. Seine

Kupfer- verwandelten sich in kleine Silbermünzen, die kleinen Silbermünzen in große, und diese häuften sich vor ihm zu Hügeln. Er war glücklich und erregt. Und in seiner Erregung rief er:
„Zwei Taler auf Himmelstor!"
Er hätte nie sagen können, wie die Schlägerei begonnen hatte und was der Grund dafür war. Flüche, Schläge, Fußtritte mischten sich zu einem höllischen Getöse, und als er wieder auf den Beinen stand, waren die Spieltische und mit ihnen die Spieler verschwunden. Sein Körper schmerzte von den Mißhandlungen, und die Leute um ihn herum blickten ihn verwundert an. Mit dem Gefühl, daß ihm etwas fehle, schleppte er sich zum Tempel des Schutzgottes zurück, und als er wieder ganz zu sich gekommen war, wurde ihm bewußt, daß sein Talerhaufen verschwunden war. Wo sollte er die Schuldigen suchen, da die wenigsten der Leute an den Spieltischen beim Götterfest Einwohner von Wedschuang waren? Ein Haufen blinkend weißer Silbertaler — alle sein Eigentum — und nun waren sie verschwunden! Hätte er sich auch gesagt, er sei von seinem eigenen Sohn beraubt worden, es hätte ihn nicht getröstet! Auch nicht, wenn er sich als Wurm betrachtet hätte! Und so kostete er diesmal wirklich etwas von der Bitterkeit der Niederlage.

Doch kurz darauf verwandelte er die Niederlage in einen Sieg. Er hob die rechte Hand und gab sich selbst zwei Schläge ins Gesicht, daß er vor Schmerz zuckte. Nach diesen Schlägen fiel ihm ein Stein vom Herzen, war es doch, als wäre er selber der Schlagende gewesen, der Geschlagene aber ein anderer, und so rang er sich bald zu dem Gefühl durch, jemand anderen geschlagen zu haben — ungeachtet des Umstands, daß sein Gesicht immer noch brannte. Er legte sich hin, überzeugt, der Sieger zu sein.
Bald darauf war er eingeschlafen.

DRITTES KAPITEL

Weitere Siege Ah Qs

Obgleich Ah Q mit einer langen Liste von Siegen aufwarten konnte, wurde er doch erst berühmt, nachdem er von Seiner Ehren Dschao mit einer Ohrfeige ausgezeichnet worden war.
Als er dem Polizeimeister die zweihundert Käsch gegeben hatte, begab er sich in sein Zimmer im Tempel und legte sich mit Entrüstung im Herzen zur Ruhe. Was ist das für eine Welt heutzutage, dachte er sich, wenn ein Sohn seinen Vater schlägt. Bei dem Gedanken, Seine Ehren Dschao mit all seiner Macht und

seinem Ansehen sei nun sein Sohn, besserte sich seine Laune in so hohem Maße, daß er sich erhob und, „Die junge Witwe an des Gatten Grab“ summend, sich nach der Schenke begab. In diesem Augenblick war er auf Herrn Dschao sogar stolz, stand dieser doch über den meisten Menschen.

Am seltsamsten war wohl, daß nach diesem Zwischenfall die meisten Menschen ihm ungewöhnliche Achtung zu zollen schienen. Er selbst führte das darauf zurück, daß er sich zu Seiner Ehren Dschaos Vater ernannt hatte; in Wirklichkeit war dem nicht so. Wenn in Wedschuang Ah Sieben mit Ah Acht raufte oder Li Vier mit Dschang Drei, dann ging ein solcher Zwischenfall unbemerkt vorüber; erst wenn eine Schlägerei mit irgendeiner wichtigen Persönlichkeit wie Seiner Ehren Dschao zusammenhing, dann hielten sie die Dörfler für wichtig genug, besprochen zu werden. Erachteten sie aber einmal so etwas als besprechenswert und war der Schlagende angesehen, dann fiel etwas von seinem Glanz auf den Geschlagenen ab. Da von vornherein angenommen wurde, daß Seine Ehren Dschao unmöglich im Unrecht sein konnte, wurde Ah Qs Schuld als erwiesen angenommen. War jedoch Ah Q im Unrecht, warum behandelte ihn dann jedermann mit so ungewöhnlicher Ehrerbietung?

Die Sache ist sehr schwer zu erklären. Doch da Ah Q behauptet hatte, zur selben Familie wie Seine Ehren Dschao zu gehören, dachten die Leute wahrscheinlich, es könnte, obwohl er verprügelt worden war, an seiner Behauptung etwas Wahres sein; es war also sicherer, ihn mit mehr Ehrfurcht zu behandeln. Mit anderen Worten, die Lage des Opfers entsprach jener des Opferstiers im Tempel des Konfuzius, eines Opfers, das, obgleich Vieh, wie Schweine oder Schafe, geheiligt war, nachdem der Weise seine Eßstäbchen an ihm versucht hatte.

Von jenem Tage an genoß Ah Q mehrere Jahre lang Ruhe und Frieden.

Eines Tages im Frühling, als er in seligem Rausch die Straße entlang schlenderte, erblickte er den bärtigen Wang, der, bis zum Gürtel entblößt, an einer Mauer lehnte und die abgelegte Jacke nach Läusen absuchte. Bei diesem Anblick begann es Ah Q zu jucken. Nun war dieser bärtige Wang nicht nur bärtig, sondern auch grindig. Und jedermann nannte ihn den Grindbart Wang. Zwar nahm Ah Q das Wort Grind nicht in den Mund, doch hinderte ihn das nicht, Wang zu verachten. Ah Q empfand Grind nicht als außergewöhnlich, nicht als etwas wie so schwärzliche, haarige Wangen, die wirklich ganz außergewöhnlich waren und Hohn geradezu herausforderten.

Ah Q setzte sich neben Wang. Wäre es irgendein anderer Müßiggänger gewesen, dann hätte Ah Q gezögert, sich so ohne weitere Umstände hinzusetzen. Vor dem Bärtigen hatte er keine Angst. Er tat ihm eine Ehre an, wenn er sich neben ihn setzte.

Auch Ah Q zog seine zerlumpte gefütterte Jacke aus und suchte sie ab. Aber entweder, weil sie vor kurzem gewaschen worden war, oder weil er es an Gründlichkeit fehlen ließ, hatte er nach langer Suche nur drei oder vier Läuse gefunden. Mittlerweile fing der Bart eine nach der anderen, steckte sie in den Mund und zermalmte sie mit einem knisternden Laut zwischen den Zähnen.

Im Anfang war Ah Q nur enttäuscht, doch machte dieses Gefühl bald tiefster Entrüstung Platz. Es war aber auch zu demütigend, daß ein so unwürdiger Geselle wie der Bart so viele gefunden haben sollte und er nur so wenige! Er sehnte sich danach, zur Hebung seines Selbstbewußtseins zumindest eine oder zwei größere Läuse zu finden, doch gelang es ihm trotz größter Mühe nur, eine mittelgroße zu erwischen. Er steckte sie in den Mund und biß entschlossen zu, doch gab es nur einen schwachen zischenden Laut, nicht zu vergleichen mit dem Geräusch, das dem bärtigen Wang zu erzeugen gelang.

Seine Grindnarben verfärbten sich rot. Er warf seine Jacke wütend auf den Boden, spuckte angeekelt aus und sagte: „Wurm!“

„Wem fluchst du da, krätziger Hund?“ fragte der bärtige Wang und blickte voll Verachtung auf.

Hätte ihn einer der Müßiggänger herausgefordert, die ihm schmähliche Niederlagen zugefügt hatten, dann hätte Ah Q wohl trotz der ihm gezollten Achtung und seines Stolzes darauf mehr Vorsicht an den Tag gelegt. Aber bei dieser Gelegenheit glaubte er, auf jede Vorsicht verzichten zu können, und fühlte, wie der Mut seine Brust schwellte. Wie konnte der haarige Affe es wagen, ihn so unverschämt zu beschimpfen?

„Ich fluche jedem, der sich davon betroffen fühlt“, sagte Ah Q, stand auf und stemmte die Arme in die Hüften.

„Juckt es dich in den Knochen?“ sagte der Bart, stand auf und schlüpfte in seine Jacke.

Ah Q dachte, er wolle davonrennen, also stürzte er auf ihn zu und wollte ihn mit der Faust ins Gesicht schlagen, aber der Bart fing den Arm ab und verrenkte ihn. Als Ah Q vorwärts fiel, packte ihn der Bart am Zopf und wollte ihm den Kopf auf die gewohnte Weise gegen die Mauer schlagen.

„Ein Edelmann beweist mit Worten, nicht mit Fäusten", verwahrte sich Ah Q mit seitwärts geneigtem Kopf.

Dem bärtigen Wang schien es gleichgültig zu sein, ob er für einen Edelmann gehalten wurde oder nicht. Ohne dem, was Ah Q sagte, die geringste Beachtung zu schenken, stieß er dessen Kopf fünfmal gegen die Mauer und gab ihm dann einen Tritt, der Ah Q sechs Schritte weit taumeln ließ, ehe er zu Boden fiel. Dann erst ging der bärtige Wang befriedigt weg.

So weit sich Ah Q erinnern konnte, war dies die größte Demütigung seines Lebens, hatte er doch immer den bärtigen Wang um dessen häßlicher haariger Wangen willen verhöhnt, war aber selber von ihm nie verhöhnt oder gar geschlagen worden. Und nun hatte, allen Erwartungen entgegen, der bärtige Wang ihn geschlagen. Sollte etwas Wahres an dem Gerücht sein, das auf dem Markt umging: Der Kaiser hat die Staatsexamina eingestellt, so daß nach Gelehrten keine Nachfrage mehr herrscht? Infolgedessen mußte die Familie Dschao an Ansehen verloren haben. War es deshalb, daß die Leute ihn nun so unverschämt behandelten?

Während Ah Q unentschlossen dastand und das unerklärliche Ereignis zergrübelte, sah er in einiger Entfernung den ältesten Sohn Seiner Ehren, des Herrn Tjiän, herankommen, einen seiner schlimmsten Feinde.

Der junge Tjiän war zuerst nach der Stadt geschickt worden, wo er eine der ausländischen Schulen besuchte; sodann war er aus irgendeinem Grund nach Japan gereist. Ein halbes Jahr später kam er als ein vollkommen veränderter Mensch heim: seine Beine waren nun gerade, der Zopf war weg. Seine Mutter weinte sich die Augen aus dem Leibe, seine Frau versuchte nicht weniger als dreimal, sich in den Brunnen zu stürzen. Später erzählte seine Mutter jedem, der es hören wollte: „Irgendein Schuft hat meinem Sohn, als er betrunken war, den Zopf abgeschnitten. Er stand vor der Ernennung zum hohen Beamten, aber jetzt wird er wohl warten müssen, bis ihm der Zopf wieder gewachsen ist."

Ah Q glaubte kein Wort von diesen Erklärungen und blieb dabei, den jungen Tjiän einen Talmifremden und einen Verräter in ausländischen Diensten zu nennen. Und kaum erblickte er ihn, murmelte er gleich Flüche vor sich hin. Was Ah Q an dem Manne am meisten haßte, war dessen falscher Zopf; man konnte doch einen Menschen mit einem falschen Zopf keinen Mann nennen, und seine Frau konnte kein tugendhaftes Weib sein, da sie es nicht ein viertes Mal versuchte, sich in den Brunnen zu stürzen.

Der Talmifremde kam näher.

„Glatzköpfiger Esel!“ entfuhr es, unwillkürlich laut, dem Munde Ah Qs, der seine Beschimpfungen früher immer nur gemurmelt hatte, diesmal aber schlechter Laune war und seinem Zorn Luft machen wollte.

Unglücklicherweise trug der „Glatzköpfige Esel“ einen gelblackierten Stock — Ah Q nannte ihn den Begräbnisstock — und stürzte sich damit gleich auf Ah Q, dem im gleichen Augenblick klar wurde, daß er eine Tracht Prügel bekommen werde. Er spannte seine Muskeln an, zog die Schultern ein und wartete. Er hörte einen dumpfen Ton: das mußte ein Hieb auf seinen Kopf gewesen sein.

„Ich habe ihn gemeint“, protestierte Ah Q und wies auf einen Jungen, der in der Nähe stand.

Klaps, klaps, klaps!

Soweit sich Ah Q erinnerte, war dies die zweitgrößte Demütigung seines Lebens. Das Geräusch der Schläge gewährte ihm eine gewisse Erleichterung; die Angelegenheit war erledigt, die Spannung gelöst. Überdies kam die Fähigkeit zu vergessen — ein von seinen Ahnen ererbter unschätzbarer Charakterzug — ihm zu Hilfe, so daß er beim Eintreten in die Schenke sein Gleichgewicht wieder erlangt hatte.

In eben diesem Augenblick ging eine kleine Nonne vom nahegelegenen Kloster „Zur stillen Selbstbesinnung“ an ihm vorbei. Der Anblick einer Nonne hatte

Der „Talmifremde“ kam näher.

Ah Q immer zum Schimpfen angeregt — wieviel mehr nach diesen Demütigungen! Sofort fiel ihm wieder ein, was geschehen war, sein Zorn lebte auf, und er dachte sich: Du bist also an meinem ganzen Pech schuld!

Er ging zu ihr hin, spuckte ihr geräuschvoll vor die Füße und sagte nur: „Chrr-pff!"

Die kleine Nonne ging mit gesenktem Kopf weiter, ohne Ah Q die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Er streckte die Hand aus, fuhr ihr über den geschorenen Schädel und sagte mit einem albernen Grinsen: „Glatzköpfchen! Lauf nach Hause! Dein Mönch wartet auf dich . . ."

„Du mußt von Sinnen sein, daß du es wagst, mich zu berühren!" sagte die Nonne und ging mit hochrotem Gesicht weiter.

Die Leute in der Schenke grölten vor Gelächter.

Ermutigt von dem allgemeinen Beifall, zwickte Ah Q sie in die Wange und sagte: „Was der Mönch darf, darf ich auch!"

Wieder lachten die Leute in der Schenke, und Ah Q war mit sich nun so zufrieden, daß er die Nonne, zur Draufgabe an die Zuschauer, auch in die andere Wange zwickte.

Darüber hatte er den bärtigen Wang und den Talmifremden völlig vergessen, und das Pech des ganzen

Tages war wie weggeblasen. Und so seltsam das klingen mag, sein ganzer Körper fühlte sich sogar noch behaglicher als nach den Schlägen und war so leicht, daß Ah Q geradezu in der Luft zu schweben glaubte.
„Ah Q, ohne Sohn sollst du sterben!“ rief ihm die kleine Nonne mit tränenerstickter Stimme aus sicherer Entfernung zu.
„Hahaha!“ lachte Ah Q triumphierend.
„Hahaha!“ echote die Schenke, doch mit etwas weniger Genugtuung.

VIERTES KAPITEL
Die Tragödie der Liebe

Man sagt, gewisse Sieger brauchen, um mit ihren Siegen zufrieden zu sein, Feinde, wild wie Tiger und Adler, da ihnen Siege über Lämmer oder Hühner kein Vergnügen bereiten. Nach vollendetem Sieg und nachdem sie ihre Feinde entweder über die Klinge haben springen lassen oder sie zur Unterwerfung gezwungen haben, leiden solche Sieger unter Einsamkeit und Gewissensbissen und bedauern es, durch ihre Siege würdige Feinde und offenherzige Freunde verloren zu haben; nichts ist ihnen geblieben als hündische Sklaven, die den vertrauten Kehrreim leiern: „Dein Untertan zittert und bebt, weil er weiß, daß er den Tod verdient.“ Unser Ah Q war mit solchen Mängeln

in seiner Veranlagung nicht behaftet; ihn machten seine Siege immer glücklich. Mag sein, daß er der lebendige Beweis für die Überlegenheit chinesischer Kultur der übrigen Welt gegenüber war.
Seht ihn euch an! Er war so stillvergnügt und leichtfertig, als schwebte er wirklich in der Luft!
Aber sein letzter Sieg hatte für Ah Q ungewöhnliche Folgen. Normalerweise pflegte er, kaum daß er sich hingelegt hatte, zu schnarchen. In dieser Nacht aber konnte er, nachdem er durch das Dorf und schließlich zum Tempel zurückgeschwebt war, nicht einschlafen. Seine Daumen und sein Zeigefinger schienen sich verändert zu haben, schienen weicher und glatter als sonst. Klebte etwas Fett und Glätte vom Gesicht der Nonne an seinen Fingern oder hatten sie sich an den Wangen der Nonne glatt gerieben?
„Ah Q, ohne Sohn sollst du sterben!“ Die Worte klangen ihm wieder in den Ohren.
Ja, ich muß eine Frau haben, sagte er sich, ohne Kinder wird niemand da sein, um nach meinem Tode meinem Geist eine Schüssel Reis zu opfern. Überdies war von den drei Ungehörigkeiten im Verhalten eines Sohnes die schlimmste, ohne Erben zu sterben. Und hieß es nicht: „Geister ohne Nachkommen hungern“? Also stand sein Wunsch in vollkommenem Einklang mit den Lehren der Heiligen und der Weisen.

Weib, Weib! dachte er.
. . . der Mönch darf es . . . Weib, Weib, dachte er von neuem.

Wir werden nie erfahren, wann Ah Q an diesem Abend schließlich einschlief. Aber wie dem auch sei, wahrscheinlich hatte er von da an das Gefühl, seine Finger seien weich und glatt, und blieb etwas leichtfertig. Ein Weib! dachte er immer wieder.

Woraus zu ersehen ist, daß Frauen eine Gefahr für die Menschheit bedeuten.

Die Mehrheit chinesischer Männer könnte zu Heiligen und Weisen werden, würde sie nicht unglücklicherweise von den Frauen verderbt werden. Die Schang-Dynastie ging wegen Da Dji unter; die Dschou-Dynastie wurde von Bao Si unterwühlt, und von der Tjin-Dynastie kann man wohl ohne fehlzugehen annehmen, daß eine Frau zu ihrem Fall beitrug, wenn sich die Geschichte auch in bezug auf diesen Punkt ausschweigt. Und es ist überhaupt keine Frage, daß Dung Dschos Tod durch seine Leidenschaft für Diao Tschan verursacht wurde.*

* Da Dji — Konkubine des letzten Herrschers der Schang-Dynastie (12. Jh. v.u.Z.). Bao Si — Konkubine des letzten Königs der Westlichen Dschou-Dynastie (8. Jh. v.u.Z.). Tjin-Dynastie — 221 bis 206 v.u.Z. Diao Tschan — Konkubine des sehr einflußreichen Ministers Dung Dscho (3. Jh. u.Z.).

Auch Ah Q war ursprünglich ein moralisch aufrechter Mann gewesen. Zwar wissen wir nicht, ob er jemals von einem guten Lehrer geleitet wurde. Doch hatte er sich in bezug auf die „genaue Trennung der Geschlechter" als höchst gewissenhaft erwiesen und sich immer in gerechtem Zorn gegen Ketzer wie die kleine Nonne und den Talmifremden aufgelehnt. Sein Standpunkt ließ sich etwa in den Worten zusammenfassen: Alle Nonnen unterhalten unerlaubte Beziehungen zu Mönchen. Zeigte eine Frau sich allein auf der Straße, dann tat sie das, weil sie Männer leichtsinnig versuchen und verführen wollte. Sprachen ein Mann und eine Frau miteinander, so geschah das in der Absicht, einen Ehebruch zu vereinbaren. — Um solche Menschen zu strafen oder zu bessern, starrte er sie wütend an oder machte auch im Vorübergehen laut eine abfällige Bemerkung. War der Schauplatz verlassen, dann warf er Steine nach ihnen — wenn er es gefahrlos tun konnte.

Wer hätte gedacht, daß Ah Q im Alter von dreißig Jahren, in dem Konfuzius das „Alter moralischer Unabhängigkeit" sah, dem Hexenzauber einer kleinen Nonne verfallen werde. Legt man den Maßstab klassischer Verhaltungsvorschriften an, dann hätte ein so leichtfertiges Gefühl in ihm überhaupt nicht aufkommen dürfen. Wahrhaftig! Frauen sind hassenswerte

Geschöpfe! Hätte die Nonne nicht ein so glattes Gesicht gehabt oder wäre es mit einem Tuch bedeckt gewesen, dann wäre Ah Q nicht verhext worden. Fünf oder sechs Jahre zuvor hatte er, als Zuschauer vor einer Freilichtbühne, eine Frau in den Schenkel gezwickt. Da dieser jedoch von seinen Fingern durch das Tuch ihrer Hosen getrennt war, hatte er darüber nicht den Kopf verloren und das Erlebnis hatte ihm keine schlaflose Nacht bereitet. Aber die kleine Nonne hatte ihr Gesicht nicht mit einem Tuch bedeckt — ein weiterer Beweis dafür, daß Nonnen und andere Ketzer böse und hassenswert waren.

Weib! dachte Ah Q.

Er pflegte die Frauen, von denen er annahm, sie gingen darauf aus, leichtsinnige Männer zu verführen, sehr aufmerksam anzuschauen, aber keine von ihnen lächelte ihn an. Er spitzte auch höchst aufmerksam die Ohren, wenn er zufällig mit Frauen sprach, aber keine von ihnen erwähnte jemals etwas, das auch nur entfernt auf ein Stelldichein anspielte. Dies war wieder nur ein weiterer hassenswerter Charakterzug der Frauen: sie alle gaben vor, keusch und tugendhaft zu sein.

Nachdem Ah Q einmal einen ganzen Tag lang im Hause Seiner Ehren Dschao Reis geschält hatte, setzte er sich nach dem Abendessen in die Küche und rauchte

dort seine Pfeife. In jedem anderen Haus wäre ein Taglöhner nach dem Abendbrot heimgegangen, aber bei Seiner Ehren wurde das Abendessen sehr früh verabreicht. In diesem Haushalt war es üblich, gleich nach dem Abendbrot zu Bett zu gehen, so daß man keine Lampe anzuzünden brauchte. Doch gab es ein paar Ausnahmen von der Regel: erstens durfte Seiner Ehren Sohn zur Vorbereitung auf die Examina beim Licht einer Lampe lesen; zweitens gab es Licht, wenn Ah Q Reis schälen kam, damit er nach dem Abendbrot seine Arbeit fortsetzen könne. So war denn Ah Q da und rauchte seine Pfeife, ehe er sich wieder ans Reisschälen machte.

Nach dem Tellerwaschen setzte sich Wu-ma, die einzige Magd im Haus, auch auf die lange Bank und schwatzte mit Ah Q.

„Unsere Herrin hat seit zwei Tagen kein Essen angerührt, weil Seine Ehren die Absicht hat, sich eine kleine Konkubine zuzulegen . . .“

Die Weiber . . . Wu-ma . . . die junge Witwe, dachte Ah Q.

„Unsere junge Herrin wird ein Kind haben . . . wahrscheinlich im achten Monat . . .“

Weiber . . . dachte Ah Q, legte plötzlich seine Pfeife hin und stand auf.

„Unsere junge Herrin . . .“ fuhr Wu-ma geschwätzig fort.
Aber in diesem Augenblick trat Ah Q zu ihr hin, warf sich ihr zu Füßen und rief aus: „Schlaf mit mir! Schlaf mit mir!“
Der nächste Augenblick war vollkommenes Schweigen. Zuerst nur verdutzt, begann Wu-ma plötzlich zu zittern und stürzte dann kreischend und wehklagend, so daß es sich bald anhörte, als wäre sie in Tränen aufgelöst, aus der Küche hinaus.
Ah Q starrte einen Augenblick lang wie vom Donner gerührt die Wand an, vor der er kniete, dann legte er langsam die Hände auf die Bank und erhob sich. Unklar kam ihm zum Bewußtsein, daß etwas schiefgegangen sein müsse. Er war nun ziemlich unruhig, steckte hastig die Pfeife in den Gürtel und wollte in den Reisschälraum, als ein schwerer Schlag auf seinen Kopf niedersauste. Er drehte sich um und sah den erfolgreichen Hsiu-tsai einen großen Bambusknüttel schwingen.
„Du! Wie wagst du es . . . du!“
Der dicke Bambusknüttel sauste auf seine Schultern herab. Als Ah Q beide Hände hob, um den Kopf zu schützen, landeten die Schläge auf seinen Gelenken und verursachten heftige Schmerzen. Als er durch die

Küchentür entlief, traf ihn noch ein Hieb auf den Hintern.
„Bastard!“ rief ihm der Hsiu-tsai nach, das Lieblingsschimpfwort der Mandarine verwendend.
Ah Q war auf die Tenne geflohen, wo er nun dastand und seine schmerzenden Finger rieb. Das Wort Bastard klang ihm noch in den Ohren, war es doch ein Schimpfwort, das keiner vom Landvolk von Wedschuang jemals verwendete. Da es aber gelegentlich von den Begüterten verwendet wurde, die mit Beamten Umgang hatten, machte es auf ihn tiefen Eindruck und ängstigte ihn. Jeder Gedanke an Weiber war nun geschwunden. Seltsamerweise schienen die Beschimpfungen und Schläge ihn beruhigt und von allen Ängsten befreit zu haben, so daß er sich nun ganz leichten Herzens ans Reisschälen machte. Nachdem er einige Zeit gearbeitet hatte, wurde ihm warm, und er setzte aus und legte das Hemd ab.
Der Aufruhr draußen, der vom Reisstampfen übertönt worden war, wurde nun, während er das Hemd auszog, hörbar, und da Ah Q gern überall mit dabei war, lenkte er seine Schritte in die Richtung des Lärms und kam so geradewegs in Seiner Ehren Innenhof. Trotz des herrschenden Zwielichts erkannte er eine Menge Menschen, einschließlich der Herrin, die seit zwei Tagen nichts gegessen hatte. Außerdem waren die Nach-

barin Dsou Sieben, der weißäugige Dschao und der Nachtwächter Dschao da, beide richtige Verwandte Seiner Ehren.

Die junge Herrin zerrte Wu-ma aus ihrer Kammer: „Komm hier heraus! Brüte nicht in deiner Kammer."

„Alle wissen, daß du eine anständige Frau bist . . . du darfst nicht einmal daran denken, dich umzubringen", warf Schwester Dsou ein.

Wu-ma weinte bloß und murmelte unverständliche Worte.

Interessant, dachte Ah Q, was für einen Unfug hat die kleine Witwe jetzt vor? Das wollte er herausfinden und näherte sich zu diesem Zweck dem Nachtwächter Dschao, erblickte aber plötzlich Seiner Ehren ältesten Sohn, der auf ihn zustürzte und, was schlimmer war, den dicken Bambusknüttel in der Hand hielt. Beim Anblick dieses dicken Bambusknüttels fiel es Ah Q ein, daß er damit geschlagen worden war, und es dämmerte ihm, daß er mit diesem erregten Schauspiel etwas zu tun hatte. Er machte kehrt und hoffte, laufend auf die Tenne entwischen zu können, doch galt es zu bedenken, daß ihm der Bambusknüttel den Rückzug abschneiden werde. Also lief er in die andere Richtung und verließ ohne weitere Umstände das Anwesen durch die Hintertür. Kurz darauf war er im Tempel des Schutzgottes.

Nachdem Ah Q eine Weile dagesessen hatte, bekam er eine Gänsehaut und es wurde ihm kalt, denn auch im Frühling sind die Nächte noch kühl und nicht das richtige Wetter, um bis zum Gürtel nackt herumzusitzen. Da erst fiel ihm ein, daß er sein Hemd bei den Dschaos zurückgelassen hatte. Er dachte daran, zurückzugehen und es sich zu holen, hatte aber Angst vor dem Stock des erfolgreichen Hsiu-tsai.

In diesem Augenblick trat der Polizeimeister ein.

„Ah Q, du Sohn einer Hündin!" sagte er. „Du treibst es wirklich gar zu schlimm! Sogar eine Magd der Dschaos verführen zu wollen! Du bist einfach ein Rebell! Hast du denn keine Angst vor dem Kaiser? Und ich muß deinetwegen aus dem Bett kriechen, du Sohn einer Hündin!"

Der Polizeimeister schien nicht die geringste Absicht zu haben, mit den Flüchen und der Standpauke aufzuhören. Und da er den Polizeimeister um seinen Schlaf gebracht hatte, mußte Ah Q ihm zur Beschwichtigung 400 Käsch Weingeld geben. Und da er kein Geld hatte, gab er ihm seinen Filzhut als Pfand und erklärte sich mit folgenden fünf Bedingungen einverstanden:

1. Am nächsten Morgen hatte sich Ah Q zu den Dschaos zu begeben, um Verzeihung zu bitten und zur Sühne seines Vergehens zwei rote Kerzen von

einem Pfund Gewicht und ein Bündel Weihrauchstäbchen darzubringen.

2. Ah Q hatte die taoistischen Priester zu bezahlen, die von Seiner Ehren Dschao beauftragt worden waren, die bösen Geister auszutreiben, welche Wu-ma zum Selbstmord treiben konnten.

3. Nie wieder durfte Ah Q seinen Fuß über die Schwelle des Hauses Dschao setzen.

4. Sollte ungeachtet der Geisteraustreibung Wu-ma etwas Unangenehmes zustoßen, dann sollte Ah Q dafür zur Verantwortung gezogen werden.

5. Ah Q durfte weder seinen Lohn noch sein Hemd verlangen.

Natürlich war Ah Q mit allem einverstanden, doch hatte er unglücklicherweise kein Bargeld. Aber da ja schon der Lenz ins Land gezogen war, konnte er ohne die wattierte Decke auskommen; er verpfändete sie für zweitausend Käsch, um die vereinbarten Bedingungen erfüllen zu können. Nachdem er mit nacktem Rücken Kotau gemacht hatte, um Verzeihung zu erlangen, blieben ihm noch ein paar Käsch übrig, und anstatt beim Polizeimeister seinen Filzhut auszulösen, versoff er sie.

Die Familie Dschao jedoch zündete weder den Weihrauch noch die Kerzen an, sondern hob sie für bessere Anlässe auf, zum Beispiel als Opfer der alten Herrin an Buddha, und zu diesem Zweck wurden die Dinge beiseitegelegt. Ah Qs zerlumptes Hemd hingegen wurde einer nützlichen Verwendung zugeführt: aus den größeren Stücken wurden Windeln für das im achten Monat des Mondkalenders zu erwartende Kind geschnitten; die kleineren Reste verwandelten sich in Sohlen für Wu-mas Schuhe.

FÜNFTES KAPITEL

Das Problem des Lebensunterhalts

Nachdem Ah Q Abbitte geleistet hatte, kehrte er, wie er es gewohnt war, in den Tempel des Schutzgottes zurück. Als die Sonne an diesem Abend unterging, beschlich ihn ein Gefühl, daß etwas auf dieser Welt nicht ganz richtig sein könne. Nach gründlicher Erwägung der Lage kam er zu dem Schluß, das gegenwärtige Unbehagen sei hauptsächlich auf die Nacktheit seines Oberkörpers zurückzuführen. Da fiel ihm ein, daß er noch eine zerlumpte, aber gefütterte Jacke besitze, und er zog sie an und legte sich hin.

Als er die Augen wieder aufschlug, fielen die Strahlen der Sonne bereits auf die westliche Mauer. Er setzte sich auf und murmelte: „Sohn einer Hündin . . .“

Er streunte wie gewöhnlich in den Straßen herum und merkte allmählich, daß noch etwas anderes auf dieser Welt nicht ganz richtig war, wenn es auch kein solches Unbehagen verursachte wie ein nackter Oberkörper. Offensichtlich waren die Frauen von We plötzlich sehr schüchtern geworden und verschwanden, kaum daß sie ihn herankommen sahen, hinter den Türen. Das ging so weit, daß sogar Schwester Dsou, die beinahe fünfzig Jahre alt war, sich mit den übrigen versteckte und ihre elfjährige Tochter ins Haus rief. Ah Q fand das unbegreiflich und dachte: Die tun ja wie scheue Jungfrauen. Verdammte Huren!

Ein paar Tage später bekam er noch mehr Anlaß als je zuvor zu glauben, daß es in der Welt nicht ganz richtig zuging. Erstens weigerte sich der Schankwirt, ihm weiteren Kredit zu geben; zweitens machte der alte Tempeldiener unerwünschte Bemerkungen und tat, als wollte er Ah Q loswerden; drittens bot ihm viele Tage lang, er hätte nicht sagen können, wie viele, kein Mensch eine Arbeit an. Nun konnte er sich ja des Trunkes enthalten und so der Kreditverweigerung in der Schenke Paroli bieten; er konnte Entschuldigungen murmeln und so den Tempeldiener beschwichtigen; aber wenn ihm niemand Arbeit gab, so bewirkte das bei ihm nagenden Hunger, ein Zustand, zu dem man nur zu oft „Sohn einer Hündin“ sagen mußte.

Als er es nicht mehr aushielt, machte Ah Q die Runde bei seinen alten Arbeitgebern — mit Ausnahme der Dschaos — und bat um irgendeine Gelegenheitsarbeit. Er wurde auf eine von der früheren sehr verschiedene Weise aufgenommen; unweigerlich kam ein Mann heraus, mit mürrischer Miene, und fuchtelte mit den Händen, als ob er einen Bettler davonjagte:

„Nichts für dich! Gar nichts! Schau, daß du weiterkommst!“

Darauf konnte sich Ah Q überhaupt keinen Reim machen. Diese Leute, dachte er, hatten früher immer eine Menge Arbeit, bei der sie Hilfe brauchten. War es möglich, daß plötzlich nichts mehr zu tun war? Da steckte doch irgend etwas dahinter. Er fragte herum und stellte fest, daß für alle Gelegenheitsarbeit nun der kleine Don gerufen wurde. Dieser kleine Don war ein armer Teufel, Haut und Knochen, und stand in Ah Qs Augen noch unter dem bärtigen Wang. Und doch hatte ihm dieser niedrige Geselle seine Schüssel Reis gestohlen! Diesmal war Ah Qs Entrüstung größer als je zuvor, und als er, rot vor Zorn, weiterging, hob er plötzlich den Arm und sang: „Mit einer stählernen Peitsche will ich dich schlagen . . .“

Ein paar Tage später traf er den kleinen Don vor dem Hause Seiner Ehren Tjiän. „Wenn Feinde einander

begegnen, sprühen ihre Augen Feuer." Ah Q ging auf ihn zu, und der kleine Don blieb stehen.
„Dummes Vieh!" sagte Ah Q und starrte ihn mit schäumendem Mund an.
„Ich bin nur ein Wurm. Genügt dir das?" fragte der kleine Don.
Diese Demut machte Ah Q nur noch zorniger, da er jedoch keine stählerne Peitsche in der Hand hatte, warf er sich selber auf den kleinen Don und packte ihn beim Zopf. Der kleine Don legte eine Hand schützend um die Zopfwurzel und packte mit der anderen Ah Qs Zopf. So zwang er Ah Q, mit seiner freien Hand den eigenen Zopf zu schützen. Nun war Ah Q ja gewohnt gewesen, den kleinen Don als tief unter sich stehend anzusehen, doch hatte ihn der Hunger geschwächt und aus ihm einen dem kleinen Don gleichwertigen Gegner gemacht. So standen denn länger als eine halbe Stunde die beiden Gegner regungslos da und bildeten einen blauen Regenbogenschatten vor der weißen Mauer — mit vier Händen auf zwei Zöpfen und vorgeneigten Körpern.
„Schon gut! Schon gut!" sagten ein paar Zuschauer, wahrscheinlich um den Frieden wieder herzustellen.
„Bravo! Bravo!" riefen andere aus, so daß nicht festzustellen war, ob sie den Kampf zu einem Ende bringen

oder die Kämpfer zu weiteren Anstrengungen anstacheln wollten.
Aber die beiden Streiter nahmen keine Notiz von den Zuschauern. Machte Ah Q drei Schritte vorwärts, dann wich der kleine Don drei Schritte zurück, und so blieben sie stehen. Nach einer kurzen Pause wich Ah Q drei Schritte zurück, während der kleine Don drei Schritte vorging, und der Kampf kam wieder zum Stillstand. Nach etwa einer halben Stunde Hin- und Herziehens — da es im Dorf keine Uhr gab, war es schwierig, die richtige Zeit anzugeben, und vielleicht waren es bloß zwanzig Minuten — stieg Dampf von ihren Köpfen auf und der Schweiß rann ihnen über die Stirn. Ah Q ließ schließlich seine Arme sinken, und in der gleichen Sekunde fielen auch die Dons herab. Gleichzeitig richteten sie sich auf, traten gleichzeitig zurück und bahnten sich ihren Weg durch die Menge.
„Du hörst noch von mir, du Hundesohn!" sagte Ah Q und warf dem kleinen Don über die Schulter einen drohenden Blick zu.
„Du Hundesohn, du hörst noch von mir", kam das Echo vom kleinen Don, auch über die Schulter hinweg.
So endete dieser „Kampf zwischen Drachen und Tiger" weder mit einem Sieg noch mit einer Niederlage, und wenn die Zuschauer auch nicht auf ihre Rechnung gekommen waren, so war doch nicht festzustellen, ob sie

befriedigt waren oder nicht, denn keiner von ihnen beklagte sich oder gab seine Meinung zum besten. Doch kam noch immer niemand, um Ah Q Arbeit anzubieten.

Dann kam ein sehr warmer Tag, und eine sanfte Brise brachte etwas wie einen Vorgeschmack des Sommers, aber Ah Q war es kalt. Damit hätte er sich abfinden können, doch die Sorge um seinen leeren Magen wurde er nicht los. Seine wattierte Decke, die Filzmütze und das Hemd waren den Weg alles Irdischen schon lange gegangen, und vor kurzem hatte er auch seine gefütterte Winterjacke verkaufen müssen. Es war unmöglich, auch die Hosen zu verkaufen, die er trug, obgleich sie sein Eigentum waren. Richtig, er hatte noch eine zerlumpte, gefütterte Jacke, aber die war keinen Käsch mehr wert und konnte bestenfalls verschenkt werden, um, zerschnitten, zu Schuhsohlen zusammengeklebt zu werden. Er träumte davon, etwas Geld auf der Straße zu finden, aber solches Glück wich ihm beharrlich aus; er phantasierte auch von einem überraschenden Geldfund in seinem Zimmer und lugte scharf aus, wie aufgeschreckt durch auf dem Fußboden tanzende Silbermünzen, aber das Zimmer war kahl und hatte nicht einmal dunkle Winkel zur Verlängerung seiner Hirngespinste. Schließlich entschloß er sich, auf Nahrungsuche auszuziehen.

Unterwegs sah er die vertraute Schenke und das vertraute gedämpfte Brot. Er ging daran vorbei, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden oder davor stehen zu bleiben, denn irgendwie wußte er, daß sie nicht für ihn bestimmt waren; allerdings wußte er auch nicht, was er eigentlich suchte.

Wedschuang ist kein großes Dorf, und Ah Q hatte es bald hinter sich gelassen. Die Landschaft um das Dorf bestand aus Reisfeldern, die, soweit das Auge reichte, grün waren von den zarten Schößlingen der jungen Halme, nur hier und dort von runden schwarzen Punkten unterbrochen, den Bauern, welche die Felder bebauten. Ah Q blieb jedoch nicht stehen, um dieses Bild ländlichen Segens zu genießen, sondern ging einfach weiter, weil ihm sein Instinkt sagte, dies habe mit seiner Nahrungsuche nichts zu tun. Schließlich fand er sich vor den Mauern des Klosters „Zur stillen Selbstbesinnung“.

Auch das Kloster war von Reisfeldern umgeben, und seine weißen Mauern stiegen senkrecht aus dem Grün auf. Im Hintergrund schützte ein niedriger Lehmwall einen Gemüsegarten. Ah Q warf einen zögernden Blick in die Runde und kletterte, nachdem er sich vergewissert hatte, daß ihn niemand sah, über den niedrigen Wall. Unter seinen tastenden Füßen lösten sich Lehmklumpen von dem Wall, doch gelang es ihm, den

Zweig eines Maulbeerbaumes zu fassen und sicher auf dem festen Boden zu landen. Im Garten hinter dem Wall empfing ihn ein wilder Überfluß an pflanzlichem Leben, doch schien weder gelber Wein noch gedämpftes Brot oder sonst etwas Eßbares dabei zu sein. Am Wall gegenüber wuchs etwas Bambus, mit vielen Schößlingen, doch waren diese leider nicht gekocht. Da war auch Raps — schade, daß er schon in Saat geschossen war; der Senf fing bereits an zu blühen, und die kleinen Kohlköpfe sahen sehr zähe aus.

Wie ein Student, der bei einem Examen durchgefallen ist, hatte Ah Q das Gefühl, ihm sei ein furchtbares Unrecht angetan worden. Er wandte sich zum Gartentor und stieß plötzlich einen Freudenschrei aus: er stand vor einem Beet schwarzer Rettiche. Er hockte nieder und zog einige heraus, als ein Kopf, glatt und rund, durch das Tor gesteckt wurde, um gleich wieder zurückgezogen zu werden. Es war niemand anders als die kleine Nonne. Nun hatte Ah Q für Leute wie kleine Nonnen nie etwas anderes als Verachtung übrig gehabt, aber es gibt Augenblicke, in denen „Besonnenheit der bessere Teil des Mutes ist", also zog er schnell nur vier Rettiche heraus und versteckte sie in den Falten seiner Jacke. Aber in diesem Augenblick war schon eine alte Nonne auf dem Schauplatz.

„Barmherziger Buddha! Ah Q, wie kannst du nur in unseren Garten klettern und Menschen wie uns Rettiche stehlen? Eine große Sünde ist das, mein Sohn, eine böse Tat! Möge uns Buddha bewahren!"

„Wann wäre ich in deinen Garten geklettert und hätte Rettiche gestohlen?" erwiderte Ah Q und wollte sich davonmachen.

„Ja, sind denn das nicht unsere Rettiche?" sagte die Nonne und zeigte auf seine Beute in der Jacke.

„Sind es wirklich deine Rettiche? Ruf sie doch und warte ab, ob sie dir antworten, du . . ."

Ohne den Satz zu beenden, gab Ah Q Fersengeld, so schnell er konnte, denn ein ungeheuer fetter schwarzer Hund folgte ihm. Wie dieser in den Gemüsegarten gekommen war, war unerklärlich, denn gewöhnlich war er am Eingangstor zum Kloster. Der schwarze Hund fletschte knurrend die Zähne und war daran, nach Ah Qs Beinen zu schnappen, als ein Rettich herabfiel und ihn erschreckte. Während der Hund den Rettich beschnüffelte, erklomm Ah Q den Maulbeerbaum, sprang von diesem auf den Lehmwall und rollte mit seinen Rettichen auf der anderen Seite hinunter. Der Hund bellte den leeren Baum an, die Nonne rief Buddha zu Hilfe.

Voll Angst, die alte Nonne könnte den Hund auf ihn hetzen, klaubte Ah Q seine Rettiche auf und lief, was

die Beine hergaben. Unterwegs hob er ein paar Steine und zerbrochene Ziegel auf, aber der schwarze Hund folgte ihm nicht. Also warf Ah Q seine Wurfgeschosse wieder weg und dachte, im Gehen seine Rettiche essend: Hier gibt's nichts für mich; ich muß mein Glück in der Stadt versuchen.
Als er mit dem dritten Rettich fertig war, hatte er seinen Entschluß endgültig gefaßt.

SECHSTES KAPITEL

Aufstieg und Fall

Das nächstemal tauchte Ah Q in Wedschuang kurz nach dem Mondfest des gleichen Jahres auf. Die Dörfler waren von seiner Rückkehr überrascht und fragten sich, wo er so lange gesteckt habe. Bei den wenigen früheren Gelegenheiten einer Reise nach der Stadt hatte Ah Q jedermann mit großem Stolz seine Absicht angekündigt. Diesmal hatte er es nicht getan, und niemand war sein Verschwinden aufgefallen. Vielleicht hatte er es dem alten Tempeldiener gesagt, aber nur wenn Seine Ehren Dschao, Seine Ehren Tjiän oder der erfolgreiche Hsiu-tsai eine Reise nach der Stadt machten, wurde es in Wedschuang als ein Ereignis angesehen. Nicht einmal über eine Reise des Talmifremden wurde

gesprochen, geschweige denn über eine solche Ah Qs. Dies mag erklären, warum der Alte vom Tempel die Nachricht nicht verbreitet hatte, so daß die Bauern einfach nichts erfuhren.
Diesmal spielte sich die Heimkehr Ah Qs ganz anders ab als zuvor und war durchaus geeignet, Erstaunen und Verwunderung hervorzurufen. Es dämmerte bereits, als er schläfrig blinzelnd an der Tür der Schenke erschien, zur Theke ging, eine Handvoll Silber- und Kupfermünzen aus dem Gürtel nahm, sie auf den Schanktisch warf und sagte: „Bargeld! Her mit dem Wein!" Er trug eine neue gefütterte Jacke und hatte augenscheinlich einen großen Geldbeutel um die Leibesmitte gebunden, dessen Gewicht seinen Gürtel in einer scharfen Kurve herabzog. Es war in Wedschuang Sitte, einen, der irgendwie aus dem Rahmen fiel, eher ehrerbietig als unverschämt zu behandeln. Natürlich wußten sie alle, daß es derselbe Ah Q war, aber er war doch ganz verschieden von dem Ah Q mit der zerlumpten Jacke. „Ein Gelehrter, der drei Tage fort war, muß mit neuen Augen betrachtet werden", sagten die Alten, und so drückten denn der Kellner, der Schankwirt, die Stammkunden und die Laufkunden alle Art Hochachtung, gemischt mit Argwohn, aus. Der Schankwirt nickte ihm zu und brachte das Gespräch in Gang.

„Zurück, Ah Q?“
„Ja, ich bin wieder da.“
„Mögest du reich und glücklich werden. Wo . . .“
„Ich war in der Stadt.“

Am nächsten Tag hatte sich die Nachricht im ganzen Dorf verbreitet und war zum Gegenstand höchsten Interesses geworden. Jedermann wollte die Erfolgsgeschichte dieses Ah Q hören, der eine neue gefütterte Jacke hatte und dem das Geld so locker in der Tasche saß. In Schenke, Teehaus und am Tempeltor wurde jede Einzelheit besprochen, bis man schließlich Ah Q mit neuer Ehrerbietung zu behandeln begann.

Wenn man Ah Qs eigenem Bericht glauben wollte, dann war er im Hause Seiner Ehren, des Provinzbeamten-Anwärters, bedienstet gewesen. Diese Mitteilung hob sofort sein Ansehen in den Augen der Dörfler. Der Rufname Seiner Ehren war Bai, aber da er der einzige Provinzbeamten-Anwärter in der ganzen Umgebung war, war es überflüssig, seinen Familiennamen vor den Titel zu stellen. Dies galt nicht nur für Wedschuang, sondern überall auf hundert Meilen im Umkreis, so daß die Menschen beinahe dachten, „Seine Ehren, der Provinzbeamten-Anwärter“ sei der Name des Mannes.

Natürlich war es eine große Ehre, im Hause eines solchen Menschen zu arbeiten. Doch hatte Ah Q seine Stellung bald aufgegeben, weil, wie er sagte, der Pro-

vinzbeamten-Anwärter wahrhaftig zu viel von einem Hundesohn an sich hatte. Diese Mitteilung hatte ein allgemeines Seufzen des Bedauerns und der Befriedigung zur Folge; Befriedigung, weil Ah Q der Ehre kaum würdig war, und Bedauern, weil es doch sehr schade war, eine solche Stellung aufzugeben.

Einen anderen Grund zur Rückkehr nach We hatten die Städter Ah Q gegeben, weil sie einen Schemel eine Bank nannten und kleingehackte Schalotten zum Ausbraten von Fisch beigaben. Dazu kam ein Übelstand, den er jetzt erst festgestellt haben wollte — die Art des hüftenschwingenden Ganges der Frauen in der Stadt mißfiel ihm.

Manches jedoch sprach für das Stadtvolk. So zum Beispiel wurde in Wedschuang ein Domino mit nur zweiunddreißig Bambussteinen gespielt; die einzige Ausnahme bildete der Talmifremde, der Mahjong spielen konnte; in der Stadt aber spielten sogar die kleinen Schildkröten, die in den Freudenhäusern angestellt waren, Mahjong ganz ausgezeichnet. Der Talmifremde mochte sehr stolz auf sich sein, aber wenn er sich mit einer solchen halbwüchsigen Schildkröte gemessen hätte, dann wäre es ihm kaum besser ergangen als einem kleinen Teufel in den Händen des Höllenkönigs. Bei diesem Teil der Geschichte erröteten alle Zuhörer.

„Und hat jemals einer von euch eine Enthauptung gesehen?" fragte Ah Q plötzlich. „Ach, welch einen großartigen Anblick bietet das Köpfen von Revolutionären. Großartig, sage ich euch, wirklich ein großartiger Anblick!" Er nickte so heftig und übersprudelte sich so beim Reden, daß sein Speichel dem Nachtwächter Dschao ins Gesicht flog. Dieser Teil der Geschichte ließ die Zuhörer erzittern. In dem eingetretenen ehrfürchtigen Schweigen blickte Ah Q in die Runde, hob plötzlich die Rechte und ließ sie auf das Genick des bärtigen Wang niederfallen, der mit vorgestrecktem Kopf aufgeregt zuhörte. „Sssst!" sagte Ah Q. „Hin ist er!"

Der bärtige Wang fuhr erschrocken zusammen und zog blitzschnell den Kopf ein; die anderen durchrieselte ein angenehmer Schauer. Noch mehrere Tage später ging der bärtige Wang herum, als hätte er wirklich den Kopf verloren, und getraute sich nicht wieder in die Nähe Ah Qs. Und mit den übrigen verhielt es sich ebenso.

Wir können zwar nicht behaupten, Ah Q habe damals in den Augen der Einwohner von Wedschuang eine höhere Stellung eingenommen als Seine Ehren Dschao, doch können wir ohne zu übertreiben sagen, daß sie ungefähr gleich hoch war.

Kurz darauf drang Ah Qs Ruhm auch in die Frauengemächer von Wedschuang. Obgleich nur die zwei

Familien Dschao und Tjiän den Anspruch erheben konnten, Frauengemächer zu haben, neun Zehntel der übrigen aber arme Teufel waren, die bestenfalls über eine Ecke für die Frauen verfügten, so bleiben Frauengemächer doch Frauengemächer, und daß Ah Qs Ruhm so weite Verbreitung fand, hatte etwas von einem Wunder an sich. Wo immer Frauen zusammenkamen, redeten sie von dem blauen Seidenhemd, das Schwester Dsou von Ah Q gekauft hatte. Kein Zweifel, es war alt, aber sie hatte ja auch nur neunzig Käsch dafür bezahlt. Und eine andere vom Glück begünstigte Frau, die Mutter des weißäugigen Dschao — nach einem anderen Bericht war es die Mutter des Nachtwächters Dschao, eine Sache, die noch geklärt werden mußte — hatte von ihm einen Kinderanzug aus ausländischem rotem Kaliko gekauft, zu siebzig Prozent neu, und hatte dafür nur 300 Käsch ausgegeben, abzüglich acht Prozent Kassaskonto.

Infolgedessen brannten die Frauen von Wedschuang darauf, Ah Q zu treffen, und anstatt sich vor ihm zu verstecken, wie sie es eine Zeitlang getan hatten, liefen sie hinter ihm her und hielten ihn an, um zu fragen:

„Ah Q, hast du keine Seidenhemden mehr? Nein? Und wie wäre es mit ausländischem Kaliko? Du hast doch sicher etwas zu verkaufen."

Sein Ruhm drang von den Frauenecken in die tiefsten Frauengemächer, vor allem dank Schwester Dsou, die ihre stolze Neuerwerbung der alten Herrin Dschao vorgeführt hatte. Diese wieder hatte eine Bemerkung darüber zu Seiner Ehren gemacht. Beim Abendessen besprach Seine Ehren die Angelegenheit mit seinem Erben, dem Hsiu-tsai, und meinte, dieser Ah Q sei irgendwie verdächtig und man täte gut daran, Türen und Fenster geschlossen zu halten. Aber die Dinge, die Ah Q zu verkaufen hatte, wären in Ordnung, und vielleicht gäbe es noch ein paar gute Gelegenheitskäufe. Außerdem erwog die alte Herrin Dschao den Ankauf einer guten, aber wohlfeilen Pelzjacke. Der Familienrat beschloß, Schwester Dsou ohne Zeitverlust nach Ah Q auszuschicken und aus diesem besonderen Anlaß die Lampe anzuzünden.

Eine beträchtliche Menge Petroleum war bereits verbraucht, ohne daß Ah Q aufgetaucht wäre. Der ganze Haushalt der Dschaos gähnte vor Ungeduld; manche fanden es ungeheuerlich, daß Ah Q keinen festen Wohnsitz hatte, die anderen beschuldigten Schwester Dsou, sich nicht genug Mühe gegeben zu haben. Frau Dschao fürchtete, Ah Q wage infolge der ihm im Frühling auferlegten Bedingungen nicht zu kommen, aber Seine Ehren Dschao hielt das für kein Hindernis, denn: „Diesmal habe ich ja nach ihm geschickt.“ Tatsächlich

erwies sich Seine Ehren Dschao als Mann von Weitblick, als Ah Q schließlich mit Schwester Dsou eintrat.

„Er behauptet dauernd, daß er nichts mehr habe, aber ich sagte ihm: ‚Geh und sage das selbst Seiner Ehren‘. Er beharrt darauf, nichts mehr zu haben, aber ich sagte ihm . . .“ stieß Schwester Dsou keuchend hervor.

„Eure Ehren!“ sagte Ah Q und versuchte zu lächeln, blieb aber an der Schwelle stehen.

„Ich höre, du bist da draußen reich geworden, Ah Q“, sagte Seine Ehren Dschao und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen. „Das ist gut, sehr gut. Nun, ich höre, du hast einige alte Dinge zu verkaufen. Du darfst sie herbringen und uns alles anschauen lassen . . . Ich brauche nämlich zufällig . . .“

„Ich habe es schon Schwester Dsou gesagt. Es ist nichts mehr da.“

„Nichts mehr da?“ Seine Ehren konnte die Enttäuschung nicht unterdrücken. „Wie konnte alles so schnell weg sein?“

„Diese Sachen gehörten meinem Freund, und es war nicht viel da. Die Leute haben manches gekauft.“

„Muß doch noch was da sein!“

„Hab’ nur noch einen baumwollenen Türvorhang.“

„Dann laß uns den Türvorhang sehen", sagte die alte Herrin Dschao eilig.
„Tja, es genügt, wenn du ihn morgen bringst", sagte Seine Ehren Dschao weniger begeistert. „Aber wenn du in Zukunft etwas hast, Ah Q, mußt du es zuerst herbringen . . ."
„Wir werden dir gewiß nicht weniger bezahlen als andere Leute", sagte der Hsiu-tsai.
Die junge Herrin warf einen Blick auf Ah Q, um festzustellen, ob diese Versicherung ihn günstig beeindruckt habe.
„Ich brauche eine Pelzweste", sagte die alte Herrin.
Ah Q murmelte zustimmend, ging aber mit einem so gleichgültigen Gesicht weg, daß man unmöglich hätte sagen können, ob er sich das Gespräch zu Herzen genommen habe. Diese Unbekümmertheit enttäuschte, reizte und beunruhigte Seine Ehren so sehr, daß er sogar zu gähnen vergaß. Auch der Hsiu-tsai war entrüstet und meinte, der Bastard könne etwas Beobachtung vertragen, und man solle vielleicht gar den Polizeimeister veranlassen, ihn aus dem Dorf zu verbannen.
Seine Ehren lehnte das ab. Man solle sich keine Feinde machen, meinte er, und in einem Geschäftszweig wie dem vermuteten gelte wohl der Satz vom Vogel, der sein eigenes Nest nicht beschmutze. Man brauche also

in Ah Qs eigenem Dorf sich nicht zu große Sorgen zu machen, wenngleich etwas mehr Wachsamkeit bei Nacht nicht von Schaden wäre. Mit dieser väterlichen Belehrung war der Hsiu-tsai vollkommen einverstanden, und nicht bloß zog er seinen Antrag zurück, er bat auch Schwester Dsou, niemandem zu erzählen, daß es zu einer solchen Anregung überhaupt gekommen sei.
Nichtsdestoweniger gab Schwester Dsou auf dem Weg zum Färber, bei dem sie ihr blaues Hemd schwarz färben lassen wollte, dem Argwohn der Familie in bezug auf Ah Q allen und jedem gegenüber Ausdruck. Allerdings war sie vorsichtig genug, den Antrag des Hsiu-tsai, Ah Q aus dem Dorf zu verjagen, nicht zu erwähnen. Dennoch schädigten diese Enthüllungen Ah Q ganz entschieden. Zuerst suchte ihn der Polizeimeister auf und nahm ihm den Vorhang weg, obwohl Ah Q vorbrachte, daß die alte Herrin Dschao den Vorhang zu sehen wünschte. Auch seine Unschuldsbeteuerungen machten auf den Polizeimeister keinen Eindruck, der nicht nur den Vorhang nicht zurückgab, sondern auch nebenher erwähnte, er werde später wiederkommen, um mit Ah Q über ein monatliches Schweigegeld zu sprechen. Zweitens änderte sich die Haltung der Dörfler gegenüber Ah Q sehr merklich. Zwar gingen sie noch immer mit ihm höchst vorsichtig um und wagten auch nicht, sich Freiheiten ihm gegenüber

herauszunehmen, doch war der Grund für diese Vorsicht verschieden von dem, der sie in respektvoller Entfernung von Ah Q gehalten hatte, nachdem er dem bärtigen Wang „den Kopf abgeschnitten" hatte.
Aber das Interesse der Müßiggänger an seinen Heldentaten hielt an. Sie wünschten der Sache auf den Grund zu kommen und unterzogen Ah Q einem erschöpfenden Verhör. Und Ah Q machte nicht einmal den Versuch, irgend etwas zu verheimlichen, er erzählte ihnen vielmehr stolz von seinen Erlebnissen. So erfuhren sie, daß Ah Q bei diesen Großtaten eine sehr geringe Rolle gespielt hatte. Weder hatte er Mauern überklettert, noch war er durch Zaunlücken gekrochen — er hatte draußen gestanden und die Diebsbeute übernommen.
Eines Nachts hatte er gerade ein Paket bekommen, und sein Brotgeber war noch einmal ins Haus hineingeklettert. Da erhob sich drinnen ein großes Getöse. Als Ah Q es hörte, lief er fort, so schnell ihn seine Füße trugen, kletterte über die Stadtmauer, floh nach Wedschuang und wagte seither nicht mehr, dieses Geschäft wieder aufzunehmen.
Dieses Geständnis war Ah Qs Ansehen womöglich noch abträglicher als die Enthüllungen der Schwester Dsou. Die Dörfler waren mit ihm vorsichtig umgegangen, weil sie sich nicht die Feindschaft eines gefährlichen Charakters zuziehen wollten; wer hätte gedacht, daß

er nur ein kleiner Dieb war und ein ängstlicher dazu, der nicht mehr zu stehlen wagte. Nun wußten sie, daß er „zu niedrig war, um Furcht einzuflößen".

SIEBENTES KAPITEL

Die Revolution

Am vierzehnten Tag des neunten Monats im dritten Jahr der Herrschaft des Kaisers Hsüan Tung — das ist am Tag, an welchem Ah Q seinen Geldbeutel dem weißäugigen Dschao verkaufte — legte beim vierten Schlag der dritten Wache ein Boot mit einer großen schwarzen Persenning am Landungsplatz der Familie Dschao an. Das Boot schwamm in der Dunkelheit heran, während die Dörfler im tiefsten Schlafe lagen, so daß die Ankunft unbemerkt blieb. Seine Abfahrt kurz vor Morgengrauen wurde jedoch von mehreren Frühaufstehern beobachtet. Eine Umfrage ergab, daß das Boot keiner geringeren Persönlichkeit als Seiner Ehren dem Provinzbeamten-Anwärter gehörte.
Dieses Boot verbreitete in Wedschuang großes Unbehagen, ein Unbehagen, das zu Mittag beinahe in Panik ausartete. Die Dschaos hatten die Botschaft, die das Boot brachte, zu einem Geheimnis gemacht, aber Gerüchte in Teehaus und Schenke besagten, daß die Re-

volutionäre im Begriff seien, die Stadt zu besetzen, und daß Seine Ehren der Provinzbeamten-Anwärter nach einem Schlupfwinkel auf dem Lande abgefahren sei. Nur Schwester Dsou war anderer Ansicht. Sie behauptete, das Boot habe nur einige alte Koffer gebracht, die der Provinzbeamten-Anwärter bei den Dschaos einlagern wollte, doch habe Seine Ehren Dschao das abgelehnt. Die Wahrheit war, daß Seine Ehren der Provinzbeamten-Anwärter und der Hsiu-tsai sich miteinander nicht vertrugen. Es war daher kaum zu erwarten, die Dschaos würden sich in so unruhigen Zeiten als Freunde im Unglück erweisen. Da Schwester Dsou eine Nachbarin der Dschaos war und über die Vorgänge in deren Haushalt Bescheid wußte, war anzunehmen, daß sie recht hatte.

Aber die Gerüchte verstummten nicht, und am häufigsten war eines im Umlauf, wonach der Provinzbeamten-Anwärter zwar selbst nicht gekommen sei, aber einen langen Brief an die Familie Dschao gesandt und durch Feststellung der Verzweigungen des Familienstammbaumes bewiesen hatte, daß er mit den Dschaos entfernt verwandt sei. Daraufhin war Seine Ehren Dschao, nachdem er das Problem von allen Seiten beleuchtet hatte, zu dem Schluß gekommen, dies könne ihm nicht schaden, weshalb er auch die Koffer übernommen hatte, die in

diesem Augenblick unter dem Bett der alten Herrin standen. Von den Revolutionären wollten einige Leute wissen, sie wären in derselben Nacht in der Stadt eingezogen, alle mit weißen Helmen und in weißen Panzerhemden, der Trauertracht für Tschung Dschen*, den letzten Kaiser der Ming-Dynastie.

Ah Q hatte schon vor langem von den Revolutionären gehört und die Enthauptung eines von ihnen während seines Abenteurerlebens in der Stadt mit eigenen Augen angesehen. Irgendwie merkte er, daß die Revolutionäre Aufrührer waren und daß ein Aufruhr ihm das Leben schwieriger machen würde, also hatte er sie immer verabscheut und alle Beziehungen zu ihnen abgelehnt. Aber mußte er sie nicht in günstigerem Licht sehen, wenn sie sogar Seiner Ehren, dem Provinzbeamten-Anwärter, der auf dreißig Meilen im Umkreis Ansehen genoß, einen so gesunden Schrecken einjagen konnten? Demgemäß fühlte sich Ah Q zu ihnen hingezogen und genoß die Angst, die sie Mann und Frau im verdammten Wedschuang einjagten.

Keine so schlechte Sache, diese Revolution, dachte Ah Q. Werden ein Ende mit allen diesen Bastarden machen . . . sie sind ja nicht die Spucke wert, zu verächt-

* Tschung Dschen — (1628—1644) der letzte Kaiser der Ming-Dynastie (1368—1644). Erhängte sich vor dem Einzug der aufständischen Bauernarmee unter Li Dsi-tscheng in Peking.

lich . . . Wir werden sie revolutionieren! Ich hätte nichts dagegen, mich den Revolutionären anzuschließen.

Es war Ah Q in letzter Zeit reichlich schlecht gegangen, und so war es nicht verwunderlich, daß er mit der Welt entzweit war. Dazu kam, daß er zu Mittag auf den leeren Magen zwei Tassen Wein getrunken hatte und nun die Wirkung spürte. Er wurde schneller betrunken als sonst, und wie er so über die Revolutionäre nachdachte, hatte er wieder das Gefühl, in der Luft zu schweben. Ein seltsamer Denkvorgang verführte ihn zu der Annahme, er, Ah Q, wäre einer der Revolutionäre und alle Einwohner von Wedschuang seine Gefangenen. Vor Freude unfähig sich zurückzuhalten, schrie er laut auf:

„Revolution! Revolution!"

Die Bauern blickten ihn entsetzt an, und Ah Q, der nie zuvor so jämmerliche Mienen gesehen hatte, genoß diese Blicke und seine neue Rolle, wie man an einem heißen Sommertag eine Tasse Eiswasser genießt. Er ging weiter und mischte revolutionäre Schlagwörter mit volkstümlichen Melodien aus Singspielen durcheinander:

„Schon gut! Revolution! Ich werde mir nehmen, was ich brauche . . . Ich werde mit jedem tun, was mir paßt . . .

Da-da-dih-da, tong-tong . . .

‚Es tut mir leid, im Rausch meinen guten Bruder Dscheng erschlagen zu haben . . . Tut mir sehr leid. Ach, ach, ach!'

Da-da-tong-tong, da, tong-ling-tong! ‚Mit der stählernen Peitsche in der Hand werde ich dich schlagen . . .' "

Seine Ehren Dschao und sein Sohn standen vor dem Tor ihres Hauses und besprachen die Revolution mit Dschao, dem Weißäugigen, und Dschao, dem Nachtwächter. Ah Q bemerkte sie nicht, als er singend an ihnen vorbeiging.

„Ehrenwerter Q", grüßte ihn Seine Ehren Dschao ängstlich leise.

„Da-da, ting-tong, da, tong, tong-ling-tong, tong." Ah Q ließ sich nicht beirren, denn nicht der geringste Verdacht stieg in ihm auf, jemand könnte seinen Namen mit der Anrede „Ehrenwerter" verbinden.

„Ehrenwerter Q!"

„Es tut mir leid, im Rausch meinen Bruder . . ."

„Ah Q!" Der Hsiu-tsai fand keinen anderen Ausweg, als ihn bei seinem richtigen Namen zu rufen.

Erst da blieb Ah Q stehen. „Ja?" fragte er mit schiefgeneigtem Kopf.

„Ehrenwerter Q . . . Jetzt . . ." Seine Ehren Dschao wußte wieder nicht, wie er es sagen sollte. „Jetzt . . . wirst du wohl reich?"

„Reich? Natürlich. Ich nehme mir, was mir paßt . . .“

„Ah . . . Bruder Q, ich nehme an, arme Freunde von dir, wie wir, kommen da nicht in Frage . . .“ stammelte Dschao, der Weißäugige. Offenbar wollte er die Einstellung der Revolutionäre zu Leuten seines Schlages herausfinden.

„Arme Freunde? Jedenfalls habt ihr mehr Geld als ich“, sagte Ah Q und ging weiter.

Sprachlos und verzweifelt standen sie da, dann gingen Seine Ehren Dschao und sein Sohn ins Haus zurück und diskutierten an diesem Abend das Problem, bis die Zeit kam, die Lampen anzuzünden. Als der weißäugige Dschao heimkam, nahm er den Geldbeutel aus dem Gürtel und gab ihn seiner Frau mit der Anweisung, sie solle ihn auf dem Boden in einer Truhe verstecken.

Einige Zeit noch schien Ah Q Flügel an den Füßen zu haben, aber als er den Tempel des Dorfschutzgottes erreichte, war er wieder nüchtern. Der alte Tempeldiener war an diesem Abend unerwartet freundlich und bot ihm eine Tasse Tee an. Auf Ah Qs Verlangen gab er ihm auch zwei flache Kuchen. Nachdem er diese gegessen hatte, forderte Ah Q eine schon etwas abgebrannte Kerze von vier Unzen Gewicht und einen Leuchter. Er zündete die Kerze an und legte sich in seinem kleinen Zimmer hin. Der ungewohnte Luxus

gab ihm das Gefühl des Reichtums und machte ihn unsäglich glücklich. Die Kerzenflamme flackerte wie beim Laternenfest, und Ah Qs Gedanken tanzten mit ihr.

Revolution war eine große Sache, überlegte er. Eine Schar von Revolutionären würde kommen, alle mit weißen Helmen, mit weißen Panzerhemden, mit Breitschwertern, Stahlpeitschen, Bomben, ausländischen Kanonen, zweischneidigen Messern mit scharfen Spitzen und Hellebarden. Vor dem Tempel des Schutzgottes würden sie stehen bleiben und laut rufen: „Komm mit uns, Ah Q, komm mit uns!“ Und in seiner Phantasie ging er mit ihnen.

Was für ein erbärmliches Pack diese verdammten Dörfler dann sein würden! Sie würden vor ihm knien und flehend wimmern: „Ah Q, schenk uns das Leben!“ Aber es würde ihm nicht einfallen, sich ihnen gnädig zu zeigen! Zuerst mußten der kleine Don und Seine Ehren Dschao sterben, dann der Hsiu-tsai und der Talmifremde . . . Aber vielleicht schone ich einige. Ursprünglich hätte ich dem Bärtigen Wang das Leben geschenkt, aber nach seinem unverschämten Benehmen . . .

Und was ich mir alles nehmen werde! Ich werde einfach hineingehen und die Kisten aufmachen: Silberbarren, Dollarmünzen, ausländische Kalikojacken . . .

Zuerst werde ich das Ningpo-Bett, das die Frau des Hsiu-tsai als Mitgift in die Ehe gebracht hat, in den Tempel holen und mich natürlich auch mit den Tischen und Stühlen der Tjiäns ausstatten . . . Oder auch denen der Dschaos, wenn ich schon dabei bin. Natürlich werde ich selbst keinen Finger rühren, sondern dem kleinen Don befehlen, die Dinge für mich herbeizuschaffen, und wenn er keine Prügel bekommen will, wird er flotte Arbeit leisten müssen . . .

Die jüngere Schwester des Nachtwächters Dschao? Nein, die war zu häßlich. Schwester Dsous Tochter? Die war ja noch ein Kind und würde erst in einigen Jahren in Betracht kommen. Die Frau des Talmifremden? Pfui! Die taugte zu nichts; denn sie hatte ja mit einem Mann ohne Zopf geschlafen. Die Frau des Hsiu-tsai hatte Narben auf den Augenlidern . . . Wo steckt denn eigentlich Wu-ma? Welch ein Jammer, daß ihre Füße so groß sind.

Während die rötlich flackernde Kerze, die nur etwa einen halben Zoll herabgebrannt war, seinen offenen Mund beleuchtete, hatte Ah Q zu schnarchen begonnen, ehe er noch zu einem befriedigenden Entschluß gekommen war.

Mit einem „Hoho!“ fuhr er plötzlich auf, hob den Kopf und blickte ängstlich um sich, aber der Anblick der Kerze beruhigte ihn, und er schlief wieder ein.

Am nächsten Morgen stand er sehr spät auf. Auf der Straße war alles, wie es zuvor gewesen war. Sein Hunger war auch nicht geringer geworden, aber auch mit größter Mühe war er nicht imstande, einen Gedanken zu fassen. Plötzlich kam er auf einen Einfall und spazierte langsam weiter, bis er entweder absichtlich oder zufällig zum Kloster „Zur stillen Selbstbesinnung“ gelangte.

Das Kloster mit seinen weißen Mauern und dem schwarzen Tor war ebenso ruhig wie im Frühling. Einen Augenblick lang zögerte er, dann klopfte er an, worauf drinnen sofort ein Hund drohend anschlug. Hastig bewaffnete Ah Q sich mit einigen Ziegelbrocken und klopfte gleich wieder an, diesmal etwas kräftiger. Aber niemand kam, um zu öffnen. Erst als seine Ziegelbrocken an dem Tor schon sichtbare Spuren hinterlassen hatten, hörte er Schritte herannahen.

Er faßte einen Ziegelbrocken fester, spreizte seine Beine und bereitete sich auf einen Kampf mit dem schwarzen Hund vor. Aber das Tor tat sich nur einen Spalt weit auf, und er erblickte die alte Nonne. Kein Hund ging auf ihn los.

„Was willst du hier schon wieder?“ fragte sie erstaunt.

„Die Revolution! . . . Hast du nicht gehört?“ erwiderte Ah Q zweideutig.

„Revolution, Revolution! Eine haben wir schon gehabt. Was, glaubst du denn, wird aus uns mit allen diesen Revolutionen?“ sagte die alte Nonne mit tränenroten Augen.

„Was redest du da?“ Nun war die Reihe, überrascht zu sein, an Ah Q.

„Weißt du nicht, daß sie schon da waren und uns revolutioniert haben?“

„Wer?“ fragte Ah Q und war womöglich noch überraschter.

„Der Hsiu-tsai und der Talmifremde.“

Die gänzlich unerwartete Antwort wirkte auf Ah Q geradezu lähmend. Von seiner Unentschlossenheit ermutigt, schlug ihm die alte Nonne das Tor vor der Nase zu. Als Ah Q sich dagegenstemmte, war es bereits verriegelt, und auf sein weiteres Klopfen erfolgte keine Antwort mehr.

Alles war schon am Morgen geschehen. Der Hsiu-tsai Dschao erhielt seine Nachrichten sehr schnell, und kaum hatte er erfahren, daß die Revolutionäre die Stadt in der Nacht besetzt hatten, hatte er gleich seinen Zopf hochgebunden. Das erste, was er dann tat, war, den Talmifremden im Hause Tjiän zu besuchen, den er nie hatte leiden können. Sie kamen schnell überein, für die gemeinsame Sache gemeinsam zu arbeiten. Aber eine Weile hatten sie keine Ahnung, was sie zu ihrer

nächsten Aufgabe machen sollten. Schließlich — nach einer langen Auseinandersetzung und reichlichem Gedankenaustausch — fiel ihnen ein, daß es im Kloster eine Gedenktafel gab mit der Inschrift: „Lang lebe der Kaiser! Zehntausend Jahre! Zehntausendmal zehntausend Jahre!“ Diese, beschlossen sie, mußte ohne Aufschub revolutioniert werden. Als echte Revolutionäre machten sie sich unverzüglich an ihre Aufgabe. Da die alte Nonne es wagte, sich ihnen und damit der Revolution in den Weg zu stellen, erklärten sie sofort, sie sei die Verkörperung der Mandschu-Regierung, und bearbeiteten ihren kahlrasierten Kopf mit einem Stock und den Fäusten.

Nachdem die revolutionären Helden abgezogen waren, raffte sich die Nonne auf und sah sich den Schauplatz gründlich an. Natürlich lag die kaiserliche Gedenktafel zersplittert auf dem Boden, leider war aber auch das wertvolle Weihrauchfaß aus der Zeit des frühen Ming-Kaisers Hsüan Dö, das vor dem Altar der Göttin der Gnade gestanden hatte, verschwunden.

All das erfuhr Ah Q erst viel später. Er bedauerte zutiefst, an diesem Morgen verschlafen zu haben, und war sehr gekränkt, weil man ihn nicht aufgefordert hatte, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Aber dann tröstete er sich mit dem Gedanken: Vielleicht

wissen die noch gar nicht, daß ich zu den Revolutionären übergegangen bin.

ACHTES KAPITEL

Ah Q hat kein Recht auf Revolution

Nach und nach wurden die Verhältnisse in Wedschuang wieder normal. Die Bauern erfuhren, daß der Einzug der Revolutionäre und die Besetzung der Stadt kaum einen Wandel hervorgerufen hatten. Der Stadthauptmann des alten Regimes behielt seine Stellung als höchster Beamter, und nur sein Titel wurde geändert. Auch der Provinzbeamten-Anwärter bekam irgendeine Art offizieller Stellung, mit deren Titel die Dörfler nichts anzufangen wußten, und die lokale Garnison blieb unter dem Befehl des gleichen Hauptmanns. Greueltaten wurden nur von den Bösewichten und den Revolutionären verübt, die gleich am Tage nach ihrer Ankunft den Leuten die Zöpfe abzuschneiden begannen. So zum Beispiel wurde verläßlich berichtet, Schiffer Sieben Pfund aus dem Nachbardorf sei ihnen in die Hände gefallen und habe das Kennzeichen, das den Menschen vom Tier unterscheidet, eingebüßt. Immerhin war diese Gefahr nicht erschreckend; denn erstens gingen die Dörfler von Wedschuang nur selten

in die Stadt, und zweitens ließen diejenigen, die solche Pläne gefaßt hatten, sie sofort fallen, um jeder Gefahr auszuweichen. Ah Q hatte zwar daran gedacht, nach der Stadt zu ziehen, um dort seine alten Freunde zu besuchen, hatte aber gleich, nachdem er die Nachricht gehört hatte, den Gedanken aufgegeben.

Dennoch wäre es falsch zu sagen, es sei in Wedschuang ohne Reform abgegangen. Während der nächsten Tage nahm die Zahl der Leute, die ihre Zöpfe hochknoteten, allmählich zu. Der erste war, wie schon gesagt, der Hsiu-tsai; ihm folgten der weißäugige Dschao und der Nachtwächter Dschao und schließlich Ah Q. Wäre dies im Sommer geschehen, dann wäre es nicht aufgefallen, wenn jedermann seinen Zopf hochgewunden oder zu einem Knoten gesteckt hätte. Aber es war Spätherbst, und so konnte man nicht sagen, diese „herbstliche Beobachtung eines Sommerbrauchs" durch die Zopfknoter ermangle eines heroischen Entschlusses. Ebensowenig konnte man sagen, das Dorf Wedschuang hätte sich dem Geist der Reform, der die Zeit kennzeichnete, unzugänglich gezeigt.

Als der Nachtwächter Dschao die Straße herabkam, ohne daß etwas von seinem Kopf herabbaumelte, riefen die Bauern: „Ah, hier kommt ein Revolutionär!"

An Ah Q fraß der Neid. Zwar hatte er schon vor langem von dem hochgewundenen Zopf des Hsiu-tsai

gehört, doch hatte er nicht gewagt, ein so vornehmes Beispiel nachzuahmen. Aber dann sagte er sich: Was der Nachtwächter kann, kann ich auch! Er wickelte sich mit Hilfe eines Eßstäbchens den Zopf auf den Kopf, nahm sein Herz in beide Hände und trat nach einigem Zögern kühn auf die Straße hinaus.

Seine Erscheinung zog einige Aufmerksamkeit auf sich, doch äußerte sich niemand dazu. Zuerst kränkte diese Vernachlässigung Ah Q, dann ärgerte sie ihn. Er war in der letzten Zeit sehr unzufrieden und reizbar geworden, wenn auch das Problem seines Lebensunterhalts nicht schwieriger geworden war als vor der Revolution, die Menschen ihn höflicher behandelten und der Schankwirt keine Zahlung in bar mehr verlangte. Eine Revolution, meinte der unzufriedene Ah Q, sollte etwas mehr Staub aufwirbeln. Als er dann eines Tages den kleinen Don erblickte, brachte das seinen Zorn zum Überlaufen.

Denn auch der Zopf des kleinen Don war auf dem Kopf zusammengeknotet, und was noch schlimmer war: er benutzte, um ihn festzuhalten, eine Bambushaarnadel. Ah Q wäre nie auf den Gedanken gekommen, der kleine Don könnte so unverschämt sein, und er hätte es auch nie geduldet, wäre es nach seinem Kopf gegangen. Was war denn dieser kleine Don überhaupt? Er fühlte sich sehr versucht, ihn gleich an Ort und

Stelle zu packen, die Bambushaarnadel zu zerbrechen, daß der Zopf herabfalle, und ihm ein paar Ohrfeigen zu verabreichen — zur Strafe dafür, daß der kleine Don vergessen hatte, wo er hingehörte, und es wagte, ein Revolutionär zu werden. Aber großzügig und zurückhaltend ließ er den kleinen Don laufen und begnügte sich damit, ihm wütende Blicke zuzuwerfen und voll Verachtung auszuspucken.

Der einzige, der sich in diesen Tagen in die Stadt hineinwagte, war der Talmifremde. Der Hsiu-tsai Dschao hatte daran gedacht, die bei ihm hinterlegten Koffer zum Vorwand zu nehmen und Seiner Ehren dem Provinzbeamten-Anwärter einen Besuch abzustatten, hatte es sich jedoch überlegt, weil ja sein Zopf Gefahr lief, abgeschnitten zu werden. Statt dessen hatte er an Seine Ehren einen höchst einschmeichelnden Brief geschrieben und den Talmifremden ersucht, diesen in die Stadt mitzunehmen. Auch hatte er ihn gebeten, ihn als Mitglied in die Freiheitspartei einzuführen.

Bei der Rückkehr nach Wedschuang übergab der Talmifremde, nachdem er sich hatte vier Dollar bezahlen lassen, dem Hsiu-tsai ein silbernes Abzeichen, einen Pfirsich darstellend, das sich der Kandidat an die Brust steckte. Die Dörfler erstarben vor Ehrfurcht und Bewunderung, weil sie das in das Abzeichen geprägte Wort für Freiheit, Dsi-Yu, für Schi You Dang — Dat-

telpflaumenölpartei — lasen und das Abzeichen für gleichwertig dem Amtsknopf eines Mandarins hielten und nahezu gleichwertig dem eines Hanlin, eines Mitgliedes der Kaiserlichen Akademie. Das Ansehen Seiner Ehren stieg ins Unermeßliche, unendlich höher als zur Zeit, da sein Sohn die Examina bestanden hatte, und Seine Ehren wurde so stolz, daß er auf jedermann herabschaute, einschließlich sogar des höchst ehrenwerten Ah Q.

Ah Q war sehr unzufrieden und fühlte sich dauernd vernachlässigt.

Aber erst, als er von dem silbernen Pfirsich hörte, begriff er, warum man sich nicht um ihn gekümmert hatte. Einfach zu sagen, man sei übergegangen, genügte nicht, um irgendwen zum Revolutionär zu machen. Ebensowenig genügte es, den Zopf zu einem Knoten zu winden. Am wichtigsten war es, unverzüglich Beziehungen zur revolutionären Partei anzuknüpfen. Nun hatte Ah Q in seinem ganzen Leben nur zwei Revolutionäre gekannt. Der eine von ihnen, der in der Stadt, hatte schon lange den Kopf verloren, und so blieb nur der Talmifremde übrig. Es gab also keinen anderen Weg für Ah Qs verfahrenen Karren; er mußte unverzüglich die Lage mit dem Talmifremden besprechen.

Das Eingangstor zum Hause Tjiäns stand zufällig offen, und Ah Q schlich ängstlich hinein. Kaum drinnen,

erschrak er tödlich, denn da stand in der Mitte des Hofes der Talmifremde, ganz in Schwarz, zweifellos in ausländischer Kleidung, und auch mit einem silbernen Pfirsich geschmückt. In der Hand hielt er den Stock, dessen höchst unangenehme Bekanntschaft Ah Q bereits gemacht hatte. Das Haar des Zopfes, das er wieder hatte wachsen lassen, hing ihm, wie auf der Darstellung des Liu Hai, eines Heiligen, zerzaust auf die Schultern herab. Der weißäugige Dschao und drei andere Müßiggänger standen um ihn herum und lauschten höchst ehrfürchtig seiner Rede.

Ah Q trat auf den Zehenspitzen näher und stellte sich hinter den Weißäugigen. Er wollte den Redner grüßen, wußte aber nicht, wie er ihn anreden solle. „Talmifremder" war sicherlich ebenso unpassend wie „Ausländer", aber ebensowenig schien „Herr Revolutionär" angebracht; am besten eignete sich als Anrede wohl: „Herr Ausländer". „Herr Ausländer" bemerkte den Neuankömmling aber gar nicht, weil er mit verzückt zum Himmel erhobenem Blick mitten in einem aufregenden Kapitel der Revolution war:

„Ich bin, müßt ihr wissen, von jeher heißblütig, und als ich Li Yüan-hung, den Befehlshaber der revolutionären Streitkräfte, traf, sagte ich zu ihm: ‚Bruder Hung, schlagen wir doch jetzt zu!' Aber er sagte immer: ‚No!', was ihr nicht verstehen werdet, weil es ein Wort

aus einer fremden Sprache ist. Sonst hätten wir ja schon längst einen Erfolg gehabt. Doch seht ihr daraus auch, wie vorsichtig und behutsam er war. Er bat mich mehrmals, ein Amt in Hupeh zu übernehmen, aber ich willigte nicht ein. Natürlich denke ich nicht daran, eine Stellung in einer kleinen Kreisstadt anzunehmen . . ."

„Hm . . . ja." Ah Q hatte auf eine kleine Pause in der Rede gewartet und dann allen Mut zusammengenommen, um sich einzuschalten, doch redete er nun aus dem einen oder anderen Grund den Talmifremden doch nicht mit „Herr Ausländer" an.

Die vier Männer, die zugehört hatten, wandten sich um und starrten Ah Q verwundert an, und da bemerkte ihn auch „Herr Ausländer".

„Was willst du da?"

„Ich . . ."

„Hinaus!"

„Ich möchte . . ."

„Hinaus!" sagte der Ausländer und hob den Begräbnisknüttel.

In diesem Augenblick riefen der weißäugige Dschao und die anderen: „Hörst du nicht? Seine Ehren Tjiän sagt, daß du hier nichts zu suchen hast!"

Instinktiv hob Ah Q die Hände, um seinen Kopf zu schützen, machte kehrt und floh durch das Tor.

Diesmal verfolgte Herr Ausländer ihn nicht. Als er etwa sechzig Schritte weit gelaufen war, verlangsamte Ah Q sein Tempo und schlenderte mit Verzweiflung und Schwermut im Herzen weiter. Der Talmifremde, sein einziger Zugang zur revolutionären Partei, erlaubte ihm nicht, ein Revolutionär zu werden, und so konnte er sich nicht länger der Erwartung hingeben, Revolutionäre mit weißen Helmen und weißen Harnischen würden ihn zur Tat aufrufen; alle seine Gaben, Bestrebungen und Hoffnungen, seine ganze Laufbahn — alles war durch dieses Verbot zerstört. Demgegenüber war das Gespött solcher Leute wie des kleinen Don und des bärtigen Wang, die ja bald durch die Zeugen des Zwischenfalls von seinem Hinauswurf erfahren würden, nicht halb so wichtig.

Nie zuvor war er sich so nutzlos vorgekommen, nie zuvor hatte er so eindringlich gefühlt, daß er ein Versager war. Sogar sein hochgewundener Zopf kam ihm nun sinnlos und lächerlich vor. Er begann ihn zu verachten und wollte ihn aus Rachsucht wieder herabhängen lassen, doch verzichtete er darauf. Bis zum Abend wanderte er herum und ging dann zur Schenke, wo er auf Kredit zwei Tassen Wein trank. Allmählich wurde er wieder besserer Laune und sah in seiner fruchtbaren Phantasie Bruchstücke weißer Helme und weißer Harnische.

Eines Tages lungerte er bis zur Sperrstunde in der Schenke herum und zog dann mit langsamen schweren Schritten zum Tempel des Schutzgottes.

Peng! Peng!

Plötzlich hörte er ein seltsames Geräusch, ähnlich und doch unähnlich dem von Feuerwerkschwärmern. Stets neugierig und bereit, seine Nase in anderer Leute Angelegenheiten zu stecken, lenkte er seine Schritte in der Dunkelheit in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Er glaubte, Schritte vor sich zu hören, und lauschte aufmerksam, als plötzlich ein Mann an ihm vorbeistürzte. Kaum hatte Ah Q ihn erblickt, machte er kehrt und lief ihm, so schnell ihn seine Füße trugen, nach. Als der Mann eine Wendung machte, tat dies auch Ah Q, und als er um eine Ecke bog und stehenblieb, blieb auch Ah Q stehen. Er warf einen Blick zurück und fand, daß von hinten keine Gefahr drohe, sah sich seinen Mann an und merkte, daß es niemand anderer war als der kleine Don.

„Was ist los?“ fragte Ah Q etwas ärgerlich.

„Dschao . . . die Dschaos . . . sie sind ausgeraubt worden“, keuchte der kleine Don.

Auch Ah Qs Herz schlug nun schneller. Der kleine Don lief weiter, aber Ah Q blieb unentschlossen stehen. Schließlich hatte er selbst ja einmal in diesem „Geschäftszweig“ gearbeitet und war deshalb etwas kühner

als die meisten Leute. Er bog wieder um die Ecke und lauschte aufmerksam. Er glaubte irgendwelche Rufe zu hören, lugte scharf aus und hatte den Eindruck, eine Schar von Männern mit weißen Helmen und in weißen Panzern zu sehen, die Koffer davontrugen, Kisten und Möbel und sogar das Ningpo-Bett der Gattin des Hsiu-tsai. Sehr deutlich allerdings war das alles infolge der Dunkelheit nicht zu sehen. Er dachte daran hinzugehen, aber seine Beine versagten ihm den Dienst.

Die Nacht war mondlos. Das Dorf We lag in friedlicher Ruhe da, wie sie in den lang vergangenen Tagen des Kaisers Fu Hsi geherrscht haben mochte. Ah Q stand da und beobachtete, bis ihn der endlose Zug von Menschen, die Kisten, Möbel und das Ningpo-Bett wegschleppten, ermüdete und er an der Verläßlichkeit der eigenen Augen zu zweifeln begann. Aber er getraute sich nicht näher heran und beschloß, in den Tempel heimzukehren.

Im Tempel war es noch dunkler als auf den Straßen. Er schloß das große Tor hinter sich und stolperte in sein Zimmer. Erst nachdem er einige Zeit auf seinem Bett gelegen hatte, beruhigte er sich so weit, daß er darüber nachdenken konnte, inwiefern diese Dinge ihn betrafen. Die Männer mit weißen Helmen und weißen Panzern waren dagewesen, daran gab es keinen Zweifel

mehr, doch hatten sie ihn nicht aufgefordert, sich ihnen anzuschließen. Sie hatten eine Menge Dinge davongetragen, ihm aber keinen Anteil an der Beute zugebilligt. An alledem war nur der Talmifremde schuld, der ihm das Recht auf Revolution verweigert hatte. Wie hätte man ihm sonst diesmal seinen Anteil verweigern können?

Je länger Ah Q überlegte, desto mehr empörte er sich. Schließlich war sein Herz von Haß und Bitterkeit erfüllt, und er rief, in grimmiger Entschlossenheit den Kopf bösartig zurückwerfend, aus: „So! Also keine Revolution für mich, ha? Nur für dich, ha? Du Talmifremder, du Sohn einer Hündin . . . Schön, mach dir deine Revolution, wie du willst! Die Strafe für Aufruhr ist Enthauptung. Ich werde dich bei den Behörden angeben . . . Ich werde sehen, wie du festgenommen und in die Stadt geschleppt wirst . . . ich werde sehen, wie du enthauptet wirst — du und deine ganze Familie!“

NEUNTES KAPITEL

Ende gut — alles gut

Die Ausraubung der Dschaos rief bei den Dörflern von Wedschuang gemischte Gefühle — Freude und Unbehagen — hervor, und Ah Q teilte diese Gefühle. Vier Tage später jedoch wurde er mitten in der Nacht überraschend festgenommen und nach der Stadt geschafft. Es war eine dunkle Nacht. Ein Zug Soldaten, ein Zug Milizmänner, ein Zug Polizei und fünf Leute von der geheimen Staatspolizei drangen unter dem Schutz der Dunkelheit lautlos in Wedschuang ein, umzingelten den Tempel des Schutzgottes und richteten ein Maschinengewehr auf das Tor. Aber Ah Q machte keinen Versuch auszubrechen, wie man angenommen hatte. Lange Zeit regte sich nichts im Tempel. Nach einiger Zeit verlor der Befehlshaber des Unternehmens die Geduld und setzte einen Preis von zwanzigtausend Käsch aus, worauf zwei Milizmänner sich freiwillig meldeten. Sie kletterten über die Mauer und öffneten das Tor. Darauf stürmte die ganze Truppe hinein, man zerrte Ah Q heraus, der so schlaftrunken war, daß er erst richtig zu sich kam, als man ihn vor das Maschinengewehr stellte.

Es war Mittag, als die Truppe in die Stadt zurückkehrte. Ah Q wurde in ein verfallenes Amtshaus gebracht, marschierte durch mehrere Höfe und wurde schließlich in eine Zelle geworfen. Kaum war er hineingestolpert, wurde die hölzerne Gittertür hinter ihm zugeschlagen und versperrt. Ansonsten bestand die Zelle aus drei

nackten Mauern, und als er um sich sah, entdeckte er in einem Winkel des Raumes noch zwei Männer.
Obgleich Ah Q sich ziemlich unbehaglich fühlte, wirkte die neue Umgebung nicht sonderlich bedrückend, war doch seine Schlafstätte im Tempel des Schutzgottes auch nicht prunkvoller als diese Zelle. Auch die beiden anderen Männer schienen Bauern zu sein. Als sie allmählich ins Gespräch mit ihm kamen, erzählte einer von ihnen, er sei wegen Pachtrückständen festgenommen worden, die sein Großvater dem Provinzbeamten-Anwärter schuldete; der andere wußte nicht, warum man ihn festhielt. Sie fragten Ah Q aus, und dieser antwortete stolz und ohne zu zögern: „Weil ich ein Revolutionär sein wollte.“
Am Nachmittag wurde er aus der Zelle geholt und in eine große Halle geführt. Hinter einem Tisch ihm gegenüber saß ein älterer Mann mit kahlrasiertem Kopf. Ah Q hielt ihn zuerst für einen buddhistischen Mönch, als er jedoch den Zug Soldaten und eine Truppe von etwa zehn Persönlichkeiten in langen Gewändern zu beiden Seiten des Mannes bemerkte — manche mit kahlgeschorenem Kopf wie der alte Mann, andere mit auf die Schultern herabhängendem Haar wie der Talmifremde, alle aber hatten wilde Gesichter und blickten ihn drohend an —, als er dies bemerkte, wurde ihm klar, daß der Alte eine wichtige Persönlichkeit sein

müsse. Seine Knie begannen zu zittern, und er kniete nieder.
„Steh auf! Knie nicht!“ riefen ihm die Männer in den langen Gewändern zu.
Nun schien Ah Q den Befehl zu begreifen, aber er war außerstande, sich aufzurichten; seine Knie versagten ihm den Dienst; er sackte zusammen, als er sich erheben wollte, und sank wieder auf die Knie.
„Widerliche Sklavengewohnheit!“ riefen die Persönlichkeiten voll Verachtung, bestanden aber nicht darauf, daß er sich erhebe.
„Sprich die Wahrheit, und du wirst mit einer leichten Strafe davonkommen“, sagte der alte Mann mit dem rasierten Kopf mit leiser, aber durchaus deutlicher Stimme und richtete seinen Blick auf Ah Q. „Alles ist mir bereits bekannt. Wenn du gestehst, lasse ich dich laufen.“
„Gestehe!“ wiederholten die Langgewandeten laut.
„Ich hatte die Absicht . . . zu kommen . . .“ stammelte Ah Q zusammenhanglos nach einem Augenblick verwirrten Nachdenkens.
„Und wenn dem so ist, warum bist du nicht gekommen?“ fragte der alte Mann gütig.
„Der Talmifremde hat mir's nicht erlaubt!“
„Unsinn! Jetzt ist es zu spät zu behaupten, daß du kommen wolltest. Wo sind deine Komplicen?“

„Wer?"
„Die Männer, die die Dschaos in der Nacht ausgeraubt haben, wo sind sie?"
„Sie haben mich ja gar nicht geholt. Sie haben alle die Dinge selbst weggeschleppt", sagte Ah Q entrüstet.
„Aber wo sind sie hin? Du wirst freigelassen, wenn du uns das sagst." Der Alte sagte es gütiger als zuvor.
„Ich weiß es nicht . . . Sie haben mich ja gar nicht geholt . . ."
Auf einen Wink des Alten wurde Ah Q wieder gepackt und in die Zelle geworfen. Am Vormittag des zweiten Tages seiner Haft öffnete sich die Gittertür, und er wurde wieder herausgezerrt.
In der großen Halle hatte sich nichts geändert. Der alte Mann mit dem kahlrasierten Kopf saß hinter dem Tisch, und Ah Q kniete wieder nieder.
„Hast du noch etwas zu sagen?" fragte der alte Mann milde.
Ah Q dachte nach, doch fiel ihm nichts ein, was er hätte sagen können, also erwiderte er: „Nichts."
Daraufhin trat einer der Langgewandeten zu Ah Q und wollte ihm ein Blatt Papier und einen Schreibpinsel reichen. Dies verwirrte Ah Q so sehr, daß er beinahe den Verstand verlor, denn es wäre das erstemal in

seinem Leben gewesen, daß seine Hand mit einem Schreibpinsel in Berührung gekommen wäre. Er fragte sich, wie man so etwas hielt, als der Mann schon auf eine Stelle auf dem Blatt Papier zeigte und ihm zu unterschreiben befahl.
„Ich . . . ich . . . kann nicht schreiben", sagte Ah Q eingeschüchtert und beschämt und nahm den Pinsel in die Hand.
„Wir werden es dir leicht machen. Du kannst einfach einen Kreis zeichnen."
Ah Q nahm sich zusammen, aber der Pinsel in seiner Hand zitterte, also legte der Mann das Papier auf den Boden vor ihm. Ah Q neigte sich vor und versuchte, so sorgfältig, als ob sein Leben davon abhinge, den befohlenen Kreis zu zeichnen. Er fürchtete, die Leute würden ihn auslachen, und war entschlossen, den Kreis schön rund zu machen, aber der verdammte Pinsel war nicht nur schwer, sondern gehorchte ihm auch nicht. Eben als Ah Q mit zitternder Hand den Kreis schließen wollte, rutschte der Pinsel zur Seite, und das Ergebnis war etwas, das die Gestalt eines Melonensamens hatte.
Ah Q schämte sich, weil er keinen sauberen runden Kreis zusammengebracht hatte, aber der Langgewandete nahm das Papier, ohne daran etwas auszusetzen.

Worauf Ah Q zum drittenmal hinter die Gittertür gezerrt wurde.

Wieder in der Zelle, fühlte er sich gar nicht besonders verzweifelt. Wahrscheinlich nahm er an, es gäbe in jedermanns Leben Zeiten, in denen man festgenommen und in den Kerker gesteckt wird; für ebenso selbstverständlich hielt er es, daß man von ihm verlangte, er möge auf ein Blatt Papier einen Kreis zeichnen. Aber daß er keinen wirklich runden Kreis hatte zeichnen können, das empfand Ah Q als einen Schandfleck auf seinem Wappenschild. Doch quälte ihn dieser letzte Gedanke nur sehr kurze Zeit, und er sagte sich sehr bald: Nur Dummköpfe können vollkommene Kreise zeichnen. Und mit diesem Gedanken schlief er ein.

Seltsamerweise konnte der Provinzbeamten-Anwärter in dieser Nacht nicht einschlafen. Die Ursache lag in der Meinungsverschiedenheit mit dem Hauptmann. Während er der Ansicht gewesen war, am wichtigsten sei die Wiederaufbringung der Diebesbeute, meinte der Hauptmann, der in der letzten Zeit sehr unverschämt geworden war, am wichtigsten sei es, ein abschreckendes Beispiel zu statuieren. Der Hauptmann hatte den Provinzbeamten-Anwärter seit einiger Zeit verächtlich behandelt, und nun schlug er mit der Faust auf den Tisch und brüllte: „Wir müssen ihn bestrafen — zur Warnung von hundert anderen. Sehen Sie doch,

mehr als ein Dutzend Raubüberfälle in den weniger als zwanzig Tagen, seit ich ein Mitglied der revolutionären Partei geworden bin. Und bisher keine einzige Verhaftung. Was soll denn aus meinem Ruf werden? Und jetzt, da ein Fall geklärt ist, versuchen Sie, mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Das lasse ich mir nicht bieten. Darüber entscheide ich."

Der Provinzbeamten-Anwärter war in größter Verlegenheit, gab jedoch nicht nach und drohte mit dem Rücktritt von der Obmannstelle des Revolutionskomitees der Bürger; seiner Ansicht nach war der Gefangene bis auf weiteres zu schonen, damit er bei der Wiederaufbringung der Beute helfen könne. Dazu hatte der Hauptmann nur gesagt: „Tun Sie, was Sie wollen!"

Und deshalb konnte der Provinzbeamten-Anwärter in dieser Nacht nicht schlafen, wenn er auch glücklicherweise am nächsten Tag auf seinen Rücktritt verzichtete.

Am Morgen nach Seiner Ehren schlafloser Nacht wurde Ah Q zum drittenmal aus der Zelle geholt. In der großen Halle saß wie gewöhnlich der ältliche Mann mit dem kahlrasierten Kopf, und Ah Q kniete wie gewöhnlich nieder.

„Hast du noch etwas zu sagen?" fragte der alte Mann sehr milde.

Ah Q dachte einen Augenblick nach, und da er nichts mehr zu sagen wußte, antwortete er sehr einfältig: „Nichts."
Worauf Persönlichkeiten in langen Gewändern und andere in kurzen Jacken ihm einen weißen Kittel aus ausländischem Tuch anzogen, auf das in Schwarz einige Worte geschrieben waren. Ah Q wurde dadurch sehr verärgert, denn das sah sehr nach Trauerkleidung aus, und Trauer zu tragen, brachte kein Glück. Gleichzeitig wurden ihm die Hände hinter dem Rücken gebunden, und er wurde aus dem Amtshaus hinausgezerrt.
Ah Q wurde auf einen offenen Karren gehoben, und mehrere Männer in kurzen Jacken setzten sich neben ihn. Der Karren fuhr sofort los. Voran marschierten Soldaten und Milizmänner mit fremden Gewehren; zu beiden Seiten standen Zuschauer und gafften mit offenem Mund, aber was hinter ihm war — das konnte Ah Q nicht sehen.
Plötzlich wurde es ihm klar: Will man mir den Kopf abschneiden? Er sah schwarz vor den Augen, in seinen Ohren sauste es, als wäre er ohnmächtig geworden. Aber er war nicht wirklich ohnmächtig geworden. Eine Zeitlang war er in vollkommener Verzweiflung, doch gab es auch Augenblicke, in denen er ruhig war. Er begann zu glauben, daß es in dieser Welt Unglückliche

geben müsse, die das Pech hatten, enthauptet zu werden.
Er erkannte die Straße und war überrascht, weil man ihn nicht geradewegs zur Richtstätte schaffte. Er wußte nicht, daß man ihn zur Warnung durch die Straßen führte. Aber hätte er es auch gewußt, er hätte sich wohl nur gedacht, daß es in dieser Welt das Schicksal gewisser Unglücklicher sei, als öffentliche Warnung zu dienen.
Schließlich wurde ihm klar, daß er auf Umwegen zur Richtstätte geführt wurde, also war es gar keine Frage, daß man ihm den Kopf abschneiden werde. Gleichgültig ließ er seine Blicke nach links und nach rechts über die Menge gleiten, die ihn ameisengleich umschwärmte. Plötzlich erblickte er in einem Haufen Menschen an der Straße Wu-ma. Darum also hatte er sie so lange nicht gesehen: sie hatte Arbeit in der Stadt gefunden. Plötzlich schämte er sich seines Mangels an Mut, hatte er es doch unterlassen, ein paar Melodien aus einer Oper zu singen, um zu zeigen, wie gering er sein Leben schätze. In fieberhafter Hast versuchte er, sich an die ihm bekannten Melodien zu erinnern. „Die junge Witwe an des Gatten Grab" war nicht genug heldisch. Die Worte „Es tut mir leid, ihn getötet zu haben . . ." aus „Der Kampf zwischen Drachen und Tiger" waren zu armselig. Am besten war noch: „Ich peitsche dich

mit einer stählernen Peitsche . . .", aber als er die Hände heben wollte, um die Wirkung zu steigern, fiel ihm ein, daß man sie ihm hinter dem Rücken zusammengebunden hatte; also sang er auch „Ich peitsche dich . . ." nicht.

„Nach zwanzig Jahren kehre ich zurück . . ." Plötzlich hatte Ah Q die Hälfte einer unsterblichen Herausforderung ausgestoßen, der Herausforderung, die Verzweifelte auf dem Wege zur Richtstätte drohend an die Menge richten. Er hatte sie nie zuvor gehört, niemand hatte ihn das gelehrt, also mußte es ihm in diesem Augenblick der Entscheidung unabhängig und instinktiv eingefallen sein.

„Bravo!!!" stieg es wie ein Wolfsgeheul aus der Menschenmasse auf.

Während der Karren inmitten des Beifalls weiterrollte, warf Ah Q wieder einen Blick auf Wu-ma, aber die schien ihn überhaupt nicht bemerkt zu haben, sondern starrte nur verzückt die ausländischen Gewehre der Soldaten an.

Ah Q ließ den Blick über die brüllende Menge gleiten. Plötzlich stieg ein Bild aus der Vergangenheit blitzartig vor seinen Augen auf. Vor vier Jahren war er am Fuß eines Berges einem ausgehungerten Wolf begegnet. Dieser war ihm beharrlich gefolgt, nie zu nah, nie zu fern, mit vor Gier nach seinem Fleische triefenden

Lefzen. Er hatte sich zu Tode geängstigt. Glücklicherweise hatte er eine Holzfälleraxt mitgehabt, mit der er hätte den Wolf abwehren können, und so gelangte er wieder nach Wedschuang. Aber nie hatte er die Augen dieses Wolfes vergessen, wild und doch feig, glitzernd wie zwei Irrlichter, die sich ihm aus der Entfernung in Haut und Fleisch zu bohren schienen. Nun sah er Augen, die noch schrecklicher waren als die des Wolfes. Diese Augen waren trübe und glanzlos, und doch schienen sie vor Gier zu glimmen. Sie hatten seine großsprecherischen Worte verschlungen und schienen auf etwas zu warten, was sie noch mehr genießen könnten. Und wie der Wolf folgten ihm diese Augen, nie zu nah und nie zu fern.

Diese zahllosen Augen schienen zu einem einzigen verschmolzen zu sein, das sich tief in sein Inneres hineinfraß.

Hilfe! Hilfe!

Aber Ah Q stieß diese Worte nie hervor. Schon war alles vor seinen Augen schwarz; in seinen Ohren dröhnte es, und sein ganzer Körper schien leicht wie Staub zu zerfallen.

Was die Nachwirkungen des Raubüberfalls anbelangt, so war der am schlimmsten Betroffene Seine Ehren der Provinzbeamten-Anwärter; denn die Beute wurde nicht aufgetrieben, und sein Haus widerhallte von Wehklagen.

Als nächster kam der Haushalt der Dschaos an die Reihe. Als der Hsiu-tsai in die Stadt ging, um den Raub zu melden, wurde ihm nicht nur von den radikalen Revolutionären der Zopf abgeschnitten, er hatte dafür außerdem zwanzig Dollar Lohn zu bezahlen. Also hatte auch die Familie Dschao Anlaß zu Wehklagen. Von diesem Tage an setzten sie die Mienen von Überlebenden einer abgesetzten Dynastie auf.

Die öffentliche Meinung in Wedschuang ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß Ah Q ein Bösewicht gewesen sein müsse. Die Tatsache, daß er erschossen worden war, galt für jedermann als gültiger Beweis. Wäre er kein Bösewicht gewesen — wie hätte man ihn erschießen können? In der Stadt jedoch war die Öffentlichkeit empört und unbefriedigt; die meisten Leute meinten, eine Erschießung biete keineswegs ein so großartiges Schauspiel wie eine Enthauptung. Und was für ein lächerlicher Delinquent das gewesen war! Durch so viele Straßen geführt zu werden, ohne auch nur eine einzige Note aus einer Oper zu singen. Sie waren dem Zug gefolgt — für nichts.

Dezember 1921

Oper im Dorf

In den letzten zwanzig Jahren habe ich bloß zwei chinesische Opern gesehen. Während der ersten zehn Jahre hatte ich weder Lust dazu, noch bot sich eine passende Gelegenheit. Meine Besuche fielen in die letzten zehn Jahre, aber jedes Mal ging ich weg, weil ich an diesen Opern nichts anziehend fand.

Das erste Mal war es im Jahre 1912, als ich gerade nach Peking gekommen war. Ein Freund sagte mir, Peking habe die beste Oper, und ich möge ja nicht versäumen, sie mir anzusehen. Ich dachte, es könnte wirklich interessant sein, sich in Peking eine Oper anzusehen, und ging in bester Laune in ein Theater, dessen Namen ich inzwischen vergessen habe. Die Vorstellung hatte

— nach dem draußen hörbaren Trommelwirbel zu schließen — schon begonnen. Ich schlüpfte hinein; helle Farben blitzten mir entgegen, und der Zuschauerraum schien ziemlich voll zu sein. Dennoch fanden meine suchenden Blicke ungefähr in der Mitte einige noch freie Sitze. Als ich mich jedoch durchdrängte, um mich hinzusetzen, redete jemand auf mich ein. Es hämmerte so in meinen Ohren, daß ich sehr aufmerksam hinhören mußte, um zu erfassen, was der Mann sagte: „Tut mir leid, diese Sitze sind besetzt!"

Ich kehrte zum Eingang zurück, und von dort führte mich ein Mann mit einem glänzenden Zopf in einen Seitengang, wo er auf unbesetzte Plätze wies. Diese waren auf einer Bank, die zwar nur ungefähr drei Viertel so breit war wie meine Schenkel, dafür aber Beine hatte, die doppelt so lang waren wie meine. Ich brachte zuerst gar nicht den Mut auf, mich hinaufzuschwingen; dann erinnerte ich mich an eine Marterbank, und mich schauderte so, daß ich floh.

Ich war schon in einiger Entfernung vom Theater, als ich meinen Freund fragen hörte: „Nun, hat es dir gefallen?" Mich umwendend sah ich, daß er mir gefolgt war. Er schien sehr überrascht zu sein. „Warum gehst du denn weg, ohne ein Wort zu sagen?" fragte er.

„Entschuldige", erwiderte ich, „aber in meinen Ohren hämmert es so, daß ich dich nicht hörte."

Jedesmal wenn ich an diesen Zwischenfall zurückdachte, kam er mir höchst seltsam vor, und ich nahm an, daß entweder die Oper minderwertig gewesen sein müsse oder daß ich in ein Theater einfach nicht gehörte.

Ich weiß nicht mehr, in welchem Jahr ich den zweiten Versuch machte, doch weiß ich noch, daß eine Sammlung für die Opfer des Hochwassers in Hupeh veranstaltet wurde und Tan Hsin-pe noch am Leben war. Man zahlte zwei Silberstücke für eine Eintrittskarte, hatte damit seinen Beitrag geleistet und war berechtigt, sich im Ersten Theater eine Oper anzusehen mit einer Besetzung, die zum größten Teil aus berühmten Schauspielern bestand; einer davon war Tan Hsin-pe selbst. Ursprünglich hatte ich die Eintrittskarte nur gekauft, um den Sammler zufriedenzustellen. Dann sagte mir irgendein Wichtigtuer, Tan Hsin-pe müsse man gesehen haben, und ich vergaß das verhängnisvolle Lärmen und Stampfen von vor ein paar Jahren und ging ins Theater. Halb entschlossen war ich dazu wahrscheinlich schon mit Rücksicht auf den hohen Preis dieser kostbaren Eintrittskarte; ich wäre mir wohl wie ein Verschwender vorgekommen, wäre sie unbenutzt geblieben.

Man sagte mir, Tan Hsin-pe trete erst spät am Abend auf; überdies sei das Erste Theater eines der modernen, wo man sich seinen Sitz nicht zu erkämpfen brauche. Das beruhigte mich, und ich wartete bis neun Uhr, ehe ich mich auf den Weg machte. Zu meiner Überraschung war das Theater, ebenso wie das erstemal, ausverkauft. Man hatte kaum Platz zum Stehen, und ich mußte mich in die Menge hineinzwängen; dann bekam ich einen Schauspieler zu hören, der die Rolle einer alten Frau sang. Aus jedem seiner Mundwinkel ragte ein brennender papierener Fidibus, und neben ihm stand ein Höllenwächter. Ich zerbrach mir den Kopf, wer das sein könnte, und erriet, daß es sich um Mu Liäns Mutter* handeln müsse, denn der nächste Auftretende war ein Mönch. Da ich den Schauspieler nicht kannte, fragte ich einen dicken Herrn, der sich zu meiner Linken eingezwängt hatte. „Gung Yün-fu!" sagte er und warf mir aus den Augenwinkeln einen vernichtenden Blick zu. Mein Gesicht brannte vor Scham, solchen Mangel an Bildung verraten zu haben, und ich beschloß, um keinen Preis mehr eine Frage zu stellen. Dann hörte ich mir an, wie eine Heroine und ihre Zofe

* Mu Liäns Mutter — die Mutter des Maudgalyayana, der zu Buddhas Schülern gehörte. Sie soll der Sage nach wegen ihrer Sünden in die Hölle verstoßen und von ihrem Sohn daraus befreit worden sein.

sangen, denen ein älterer Mann und einige andere Charaktere folgten, die ich nicht identifizieren konnte. Ich schaute einer Rauferei zu, in die ein ganzer Haufen von Leuten verwickelt war, und sah hernach, wie zwei oder drei Männer miteinander balgten. Das dauerte von kurz nach neun bis zehn Uhr, von zehn bis elf, von elf bis elf Uhr dreißig, von elf Uhr dreißig bis Mitternacht — aber von Tan Hsin-pe keine Spur.

Nie in meinem Leben habe ich auf etwas so geduldig gewartet, bis das Schnaufen des dicken Herrn neben mir, das Geklirr, Getöse, Getrommel und Gongschlagen auf der Bühne, der Wirbel greller Farben und die späte Stunde mir plötzlich bewußt machten, daß ich hier fehl am Ort war. Mechanisch wandte ich mich um und bemühte mich aus allen Kräften, mir einen Weg hinaus zu bahnen. Ich spürte, wie sich der Platz hinter mir sofort füllte; zweifellos hatte der elastische dicke Herr seine rechte Seite in das von mir hinterlassene Vakuum hineingeschoben. Zurück konnte ich nun nicht mehr, und mir blieb nichts übrig, als mich so lange durch die Menschen zu drängen, bis ich schließlich vor dem Tor stand. Draußen standen Rikschas, die auf die Theaterbesucher warteten. Im übrigen war die Straße menschenleer. Nur etwa ein Dutzend Leute stand am Tor und studierte das Programm, daneben eine andere Gruppe, die nichts studierte und wahrscheinlich nur

darauf wartete, sich die Frauen anzusehen, die nach dem Ende der Vorstellung herauskommen würden. Und von Tan Hsin-pe keine Spur! Die Nachtluft war so frisch, daß es einem durch Mark und Bein ging. Es war das erstemal, daß ich in Peking so gute Luft atmete.

In dieser Nacht nahm ich ein für allemal Abschied von der chinesischen Oper. Ich wandte auch keinen Gedanken mehr an sie, und wenn ich zufällig an einem Theater vorbeiging, ließ mich das vollkommen kalt: wir gehörten geistig verschiedenen Welten an.

Nun kam mir vor einigen Tagen ein japanisches Buch in die Hände — Titel und Verfasser habe ich leider vergessen —, das sich mit der chinesischen Oper beschäftigte. In einem Kapitel wurde darauf hingewiesen, die chinesische Oper sei so voll von Gongs und Trommeln, Schreien und Sprüngen, daß dem Zuschauer der Kopf zu dröhnen beginne. Sie sei zur Aufführung in einem geschlossenen Raum völlig ungeeignet, habe aber einen gewissen Reiz, wenn sie auf dem Lande aufgeführt werde, wo man sie sich aus geziemender Entfernung ansehen könne. Das war nun schwarz auf weiß, was mir unformuliert im Geiste vorgeschwebt hatte; ich erinnere mich nämlich deutlich, einmal auf dem Lande eine Oper gesehen zu haben, und vielleicht war es unter ihrem Einfluß, daß ich nach meiner Übersiedlung nach Peking zweimal ins Theater ging. — Schade, daß ich den Titel dieses Buches so vergessen habe!

Diese Oper sah ich vor wirklich langer, langer Zeit — ich kann damals nicht viel älter gewesen sein als elf oder zwölf Jahre. In Ludschen, wo wir wohnten, pflegten verheiratete Frauen, die noch nicht an der Spitze eines eigenen Haushalts standen, für den Sommer ins Haus ihrer Eltern zurückzukehren. Obgleich meines Vaters Mutter damals noch ziemlich rüstig war, hatte meine Mutter doch eine Menge Pflichten im Haushalt zu erfüllen, so daß sie im Sommer nicht viele Tage im Hause ihrer Eltern verbringen konnte. Erst nach dem alljährlich üblichen Besuch der Ahnengräber im Frühsommer konnte sie sich ein paar freie Tage gönnen, und bei solchen Gelegenheiten begleitete ich sie immer zu den Großeltern.

Das Haus stand nicht weit vom Meer im Dorf Pingtjiao. Das kleine, sehr entlegene Dorf lag an einem Fluß und bestand aus nicht einmal dreißig Familien, Bauern und Fischern, und einem einzigen winzigen Lebensmittelladen. Mir aber kam es wie der Himmel vor, weil ich nicht bloß als Ehrengast behandelt wurde, sondern mir auch das Auswendiglernen des Buches der Lieder erspart blieb. Außerdem war eine ganze Schar Kinder da, mit denen ich spielen konnte. Da ich ein Besucher

von weit her war, erließen ihnen die Eltern die mancherlei kleinen Pflichten, um sich mir zu widmen. In einem kleinen Dorf ist der Gast einer Familie praktisch der Gast der ganzen Gemeinde. Wir alle waren ungefähr gleichaltrig. Nach Generationen unterschieden, waren allerdings viele von ihnen zumindest meine Onkel oder gar Großonkel. Aber da jeder im Dorf den gleichen Familiennamen trug und zur gleichen Sippe gehörte, waren wir alle gute Freunde. Auch wenn wir zufällig in Streit gerieten und ich einem meiner Großonkel einen Schlag versetzte, wäre es niemals einem Kind oder einem Erwachsenen im Dorfe eingefallen, dies Mangel an Respekt vor Älteren zu nennen. Dazu waren sie nicht gebildet genug: neunundneunzig von hundert von ihnen konnten weder lesen noch schreiben.

Wie wir unsere Tage verbrachten? Wir gruben Würmer aus, steckten sie an kleine Angeln aus Kupferdraht und fingen, am Flußufer liegend, Garnelen. Garnelen sind die dümmsten von allen im Wasser lebenden Geschöpfen; sie benutzen ihre eigenen Zangen dazu, um sich die Spitze der Angel in den Mund zu stoßen. In wenigen Stunden konnten wir eine ganze Schüssel voll fangen. Es war üblich, diese Garnelen mir zu geben. — Was wir sonst taten? Wir führten die Büffel zum Suhlen, aber Büffel sind, vielleicht weil sie Tiere einer höheren Art sind, fremdenfeindlich und verachteten

mich, so daß ich mich nie in ihre Nähe wagte. Ich konnte nur in einiger Entfernung folgen und herumstehen. Bei solchen Gelegenheiten machte der Umstand, daß ich klassische Gedichte aufsagen konnte, auf meine Spielkameraden nicht den geringsten Eindruck, und sie wollten sich ausschütten vor Lachen.

Am meisten freute ich mich darauf, nach Dschaodschuang zu kommen und dort eine Oper zu sehen. Dschaodschuang war ein etwas größeres Dorf, ungefähr zweieinhalb Kilometer entfernt. Das Dorf Pingtjiao war zu klein, um sich eine Oper leisten zu können, also gab es jedes Jahr dem Dorf Dschaodschuang etwas Geld für eine gemeinsame Vorstellung. Zu jener Zeit zerbrach ich mir nicht den Kopf darüber, warum sie jedes Jahr eine Opernaufführung haben mußten. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, nehme ich an, daß es zum Spätfrühlingsfest oder irgendeinem Opferfest üblich war.

Ich war elf oder zwölf Jahre alt, als der lang ersehnte Tag des Opernbesuchs anbrach. Mein Pech wollte, daß gerade an jenem Morgen alle Boote bereits vermietet waren. Das Dorf Pingtjiao hatte nur ein großes Boot, das morgens wegfuhr und am Abend zurückkam; dieses konnten wir also nicht benutzen, und alle anderen Boote waren ungeeignet, weil sie zu klein waren. Man hatte jemanden in die benachbarten Dörfer geschickt,

um zu fragen, ob sie Boote zu vermieten hätten — aber auch diese waren alle bereits unterwegs. Meine Großmutter geriet deswegen in große Aufregung, warf meinen Vettern vor, sich nicht früher um ein Boot gekümmert zu haben, und begann darüber zu klagen. Mutter versuchte sie zu trösten und sagte ihr, die Opern in Ludschen wären viel besser als die in den kleinen Dörfern, und wir würden ganz gewiß zu Hause mehrere sehen, so daß wir heute nicht hinzugehen brauchten.

Nun war jedoch ich vor Enttäuschung den Tränen nahe. Mutter redete auf mich ein, ich dürfe unter keinen Umständen eine Szene machen, weil das die Großmutter kränken würde, aber ebensowenig dürfe ich mit anderen Leuten gehen, weil sich die Großmutter meinetwegen Sorgen machen könnte.

Mit einem Wort, alles war zu Wasser geworden. Nach dem Mittagessen, als alle meine Freunde abgezogen waren und die Oper bereits begonnen hatte, glaubte ich, die Töne von Gongs und Trommeln zu hören, und wußte, daß sie sich jetzt vor der Bühne Sojabohnenmilch kauften.

Ich fing keine Garnelen an diesem Tag und ich aß auch nicht viel. Mutter war darüber sehr unglücklich, aber für mich konnte sie nichts mehr tun. Zur Abendbrotzeit merkte Großmutter meine schlechte Laune und sagte, mein Zorn sei ganz berechtigt, denn sie alle seien

zu nachlässig gewesen und nie zuvor wären Gäste so schlecht behandelt worden. Nach der Mahlzeit besuchten uns Kinder, die von der Oper zurückgekommen waren, und beschrieben alles in buntesten Farben. Ich war der einzige, der schwieg, und alle seufzten und sagten, wie leid ich ihnen täte. Plötzlich hatte einer der hellsten Köpfe, ein gewisser Schuang-hsi, einen Einfall und fragte: „Ein großes Boot — ist nicht das Boot von Großonkel Acht schon zurück?"

Augenblicklich griff ein Dutzend anderer Jungen den Einfall auf und schlug vor, das Boot zu nehmen und mit mir nach Dschaodschuang zu fahren. Meine Laune besserte sich. Aber Großmutter war ängstlich, weil wir ja alle Kinder und, wie sie meinte, unverläßlich waren. Und Mutter sagte, es gehöre sich nicht, von den Erwachsenen zu verlangen, daß sie uns begleiteten und die ganze Nacht aufblieben, weil sie alle ja am nächsten Tag arbeiten müßten. Um diese Unentschlossenheit zu beenden, verkündete Schuang-hsi: „Ich stehe mit meinem Wort dafür ein, daß alles in Ordnung sein wird. Das Boot ist groß, Bruder Hsün hüpft niemals herum, und wir können ja alle schwimmen."

Das stimmte, und damit waren alle Bedenken beseitigt. Es war kein Junge in dem Dutzend, der sich im Wasser nicht wie ein Fisch benahm, sogar waren zwei oder drei von ihnen erstklassige Schwimmer.

Mutter und Großmutter ließen sich überzeugen und erhoben keinen Einwand mehr. Sie lächelten, und wir stürmten sofort davon. Mir war plötzlich leicht ums Herz geworden und ich hatte das Gefühl, in der Luft zu schweben. Als wir draußen waren, sah ich im Mondschein ein Boot mit einem weißen Sonnenzelt an der Brücke verankert liegen. Wir sprangen an Bord; Schuang-hsi ergriff die vordere Stange, Ah-fa die hintere; die jüngeren Knaben setzten sich mit mir in die Mitte des Bootes, die älteren gingen zum Heck. Als Mutter herauskam, um uns „Paßt auf!" zuzurufen, hatten wir das Boot bereits losgebunden. Wir stießen uns von der Brücke ab, wurden ein paar Meter zurückgetrieben, dann stakten wir uns unter der Brücke vorwärts. Zwei Ruderpaare wurden eingesetzt, jedes mit zwei Jungen bemannt, die in Schichten von je einem Drittel Meile arbeiteten. Geplauder, Lachen und Rufe übertönten das Plätschern des Wassers. Rechts und links begleiteten uns die smaragdgrünen Bohnen- und Weizenfelder des Flußtales, während wir vorwärts nach Dschaodschuang zogen.

Der Geruch der Bohnen, des Weizens und der Wasserpflanzen entlang der Ufer mischte sich mit dem Nebel auf dem Wasser und schlug uns ins Gesicht. Der Mond schimmerte durch den Dunst, der vom Wasser emporstieg. Die grauen Hügelwellen in der Ferne

schienen wie die Rücken hüpfender eiserner Tiere am Heck unseres Bootes vorbeizurasen, und doch merkte ich, daß sich das Boot nur sehr langsam bewegte. Als die Ruderer viermal gewechselt hatten, konnten wir die Umrisse von Dschaodschuang eben erblicken, und von ferne tönte Gesang zu uns herüber. Schon waren mehrere Lichter zu sehen, die wohl, wenn es sich nicht um die Laternen von Fischern handelte, die Bühne beleuchteten.

Offenbar war es Flötenmusik, die wir hörten. Hin und her und auf und nieder schwingend, beruhigte sie mich und lullte mich gleichzeitig in eine Träumerei ein, bis ich schließlich das Gefühl hatte, in der vom Geruch der Bohnen, des Weizens und der Wasserpflanzen schweren Nachtluft dahinzutreiben.

Als wir uns den Lichtern näherten, zeigte sich, daß es doch die Laternen der Fischer waren, und mir wurde klar, daß es gar nicht Dschaodschuang gewesen war, das ich vor mir gesehen hatte. Wir hielten auf einen Föhrenwald zu, in dem ich vergangenes Jahr gespielt hatte. Das zerbrochene, auf die Seite gefallene steinerne Pferd war noch da und ebenso das im Gras verborgene steinerne Schaf. Nachdem wir am Föhrenwald vorbeigeglitten waren, bogen wir in eine kleine Bucht ein, und da lag nun wirklich Dschaodschuang vor uns.

Unsere Blicke wurden von der Bühne angezogen, die, auf einem Stück Brachland außerhalb des Dorfes am Fluß errichtet, im Dunst des fernen Mondlichts kaum von ihrer Umgebung zu unterscheiden war. Das Märchenland, das ich auf Bildern gesehen hatte, schien hier lebendig geworden zu sein. Das Boot glitt nun schneller vorwärts, und kurz darauf konnten wir Gestalten auf der Bühne und grelle Farben unterscheiden und sahen, daß der Fluß dort, wo er an die Bühne herankam, schwarz war von den Booten der Schaulustigen.

„Vor der Bühne ist kein Platz mehr frei; schauen wir von ferne zu", schlug Ah-fa vor.

Das Boot hatte seine Fahrt nun verlangsamt, und bald waren wir angelangt. Es war wirklich unmöglich, an die Bühne heranzukommen, und wir mußten unser Boot weit entfernt von der Bühne in der Nähe des Tempelchens zu Ehren des Erdgottes festmachen. Doch wir bedauerten das nicht, denn wir wollten nicht, daß unser Boot mit seinem weißen Segel unter die Boote mit den schwarzen Sonnenzelten geriet, und einen anderen freien Anlegeplatz gab es eben nicht.

Während wir aufgeregt unser Boot vertäuten, sah ich auf der Bühne einen Mann mit langem schwarzem Bart, der auf seinem Rücken vier Fahnen befestigt hatte. Er hielt einen riesigen Speer und kämpfte gegen eine

Schar nacktarmiger Männer. Schuang-hsi erzählte uns, dies wäre ein berühmter Akrobat, der hintereinander vierundachtzig Purzelbäume schlagen konnte. Er hatte sie bei seinem voraufgegangenen Besuch gezählt.

Um den Kampf besser beobachten zu können, drängten wir uns alle im Bug zusammen, aber der Akrobat schlug keinen einzigen Purzelbaum. Nur die nacktarmigen Männer produzierten sich in dieser Kunst, ehe sie abzogen. Hierauf trat ein Mädchen auf, das mit einer quietschenden Stimme sang.

„Es kommen nicht viele Leute am Abend", sagte Schuang-hsi, „und der Akrobat ist müde. Wenn es keine Zuschauer gibt, will sich niemand anstrengen."

Das war nur natürlich, denn um diese Zeit waren wirklich nicht mehr viele Zuschauer übriggeblieben. Die Bauern hatten am nächsten Tag zu arbeiten und konnten nicht die ganze Nacht aufbleiben, waren also zu Bett gegangen. Nur ein oder zwei Dutzend Müßiggänger aus Dschaodschuang und den umliegenden Dörfern standen noch herum. Die Familien der Begüterten des Ortes in den Booten mit den schwarzen Sonnenzelten waren zwar noch da, zeigten aber kein Interesse mehr an der Oper. Die meisten von ihnen waren zur Bühne gegangen, um an den davor aufgeschlagenen Ständen Kuchen, Obst oder Melonenkerne zu essen. Von Zuschauern war keine Rede mehr.

Eigentlich war ich auf die Purzelbäume gar nicht neugierig. Ich war hauptsächlich darauf aus, einen in Weiß gewickelten Schlangengeist zu sehen, der mit beiden Händen einen stabähnlichen Schlangenkopf auf seinem Kopf festhielt. Fast ebensogroß war mein Interesse an einem springenden Tiger in Gelb, aber obwohl ich lange wartete, traten sie nicht auf. Das Mädchen verschwand, ihm folgte ein alter Mann in der Rolle eines Jünglings. Ich war nun ziemlich müde und bat Gui-scheng, mir etwas Sojabohnenmilch zu holen. Er kehrte nach einer kleinen Weile zurück und sagte: „Keine mehr da; der Taube, der sie verkauft, ist schon weggegangen. Bei Tag hat's welche gegeben, ich habe zwei Schalen getrunken. Vielleicht kann ich dir eine Schale Trinkwasser besorgen."

Ich trank das Wasser nicht, sondern hielt aus, so gut ich konnte. Ich kann nicht sagen, was ich sah, doch wurden die Gesichter der Schauspieler allmählich sehr seltsam, und die Züge verschwammen, als wären sie zu einer einzigen Fläche verschmolzen. Die meisten jüngeren Knaben gähnten nun ununterbrochen, die älteren plauderten miteinander. Erst als ein Komiker in einem roten Hemd an einen Pfeiler auf der Bühne gebunden wurde und ein Graubart ihn mit einer Peitsche zu bearbeiten begann, schauten wir wieder zu und lachten. Ich glaube, das war die beste Szene des Abends.

Dann trat eine alte Frau auf. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Der bloße Gedanke, sie könnte sich hinsetzen und singen, brachte mich zur Verzweiflung. Die Enttäuschung der anderen bewies, daß sie meine Gefühle teilten. Zuerst ging die alte Frau singend hin und her, dann setzte sie sich auf einen Stuhl in der Mitte der Bühne. Ich war fast am Ende meiner Kräfte, und Schuang-hsi und die übrigen begannen zu fluchen. Nach längerer Zeit hob die alte Frau die Hand, und ich dachte, sie werde nun aufstehen, aber entgegen meinen Hoffnungen senkte sie die Hand wieder und sang weiter. Einige Jungen im Boot stöhnten, und der Rest begann wieder zu gähnen. Schließlich hielt Schuang-hsi es nicht mehr aus. Er fürchte, sagte er, die alte Frau werde bis zum Morgengrauen singen, und wir sollten lieber aufbrechen. Mit dem gleichen Eifer, mit dem wir losgezogen waren, stimmten wir alle sofort zu. Drei oder vier Jungen rannten gleich zum Heck, faßten die Stangen und stakten uns einige Meter weit zurück, dann wandten sie das Boot und legten die Ruder aus, und wir fuhren, immer noch die alte Sängerin verwünschend, wieder auf den Föhrenwald zu.

Der Mond war noch nicht untergegangen; wir hatten ja auch nicht sehr lange zugeschaut. Als wir nun Dschaodschuang verließen, schien er ungewöhnlich hell.

Wir wandten uns um, um einen Blick auf die von Laternen beleuchtete Bühne zu werfen; sie sah genau so aus wie bei unserer Ankunft: nebelhaft wie ein in rosigen Dunst gehüllter Märchenpavillon. Und wieder drang uns der Klang der Flöten melodisch in die Ohren. Mir fiel ein, daß die alte Frau ihren Gesang nun beendet haben mußte, doch mochte ich nicht vorschlagen zurückzufahren.

Bald hatten wir den Föhrenwald hinter uns gelassen. Unser Boot glitt nun ziemlich schnell dahin, und das Dunkel rings um uns wurde immer tiefer — es mußte sehr spät sein. Die Ruderer legten sich fester in die Riemen und begleiteten ihre Arbeit mit Auseinandersetzungen über die Schauspieler, mit Gelächter und Flüchen. Das Aufklatschen des Wassers an unserem Bug war nun viel deutlicher zu hören. Das Boot sah wie ein großer weißer Fisch aus, der auf seinem Rücken eine Fracht von Kindern durch die Schaumkronen trug. Einige alte Fischer, die die ganze Nacht hindurch fischten, hielten ihre Kähne an und begrüßten uns mit freundlichen Rufen.

Etwa ein Li von Pingtjiao entfernt verlangsamte unser Boot seine Fahrt, und die Ruderer sagten, sie wären nun nach dem schnellen Rudern müde und hungrig. Wir hatten ja auch seit Stunden nichts gegessen. Diesmal kam Gui-scheng auf einen brauchbaren Einfall. Er

sagte, die Luohan-Bohnen wären nun reif, und da wir Brennholz an Bord hatten, könnten wir uns ein paar Bohnen kochen. Alle waren damit einverstanden, und wir steuerten sofort auf das Ufer zu. Die in Dunkelheit gehüllten Felder waren voll von saftigen Bohnen.

„He! Ah-fa! Das Feld hier gehört deiner Familie, und das daneben gehört dem alten Liu Yi. Von welchem sollen wir sie holen?“ rief Schuang-hsi, der als erster ans Ufer gesprungen war.

Wir alle folgten ihm, und Ah-fa sagte: „Warte einen Augenblick, ich will mich umschauen.“ Er ging hin und her und betastete die Bohnen, dann richtete er sich auf und sagte: „Nimm unsere, sie sind viel größer.“

Mit lauten Rufen zerstreuten wir uns im Bohnenfeld der Familie Ah-fas, und jeder pflückte eine große Handvoll Bohnen, die wir in das Boot warfen. Wir sollten nicht mehr nehmen, meinte Schuang-hsi, denn wenn uns Ah-fas Mutter auf die Schliche käme, würde es Schelte geben; also gingen wir alle auf Liu Yis Feld hinüber, und jeder pflückte noch eine Handvoll.

Einige der älteren Jungen ruderten nun langsam zurück, während andere im Heck ein Feuer machten und die jüngeren und ich die Bohnen ausschälten. Bald darauf waren sie gekocht, und während wir uns um das Feuer

versammelten und die Bohnen mit den Fingern aßen, ließen wir das Boot treiben. Als wir mit dem Essen fertig waren, wuschen wir den Kochtopf aus, warfen die Schoten ins Wasser, um alle Spuren zu verwischen, und setzten die Fahrt fort. Schuang-hsi war unruhig, weil wir das Salz und das Brennholz von Großonkel Acht benutzt hatten, und der alte Mann war so schlau, daß er bestimmt draufkommen und uns ausschelten würde. Wir unterhielten uns darüber, meinten aber schließlich, wir hätten nichts zu fürchten. Sollte er uns schelten, dann würden wir verlangen, daß er den Föhrenstamm zurückgebe, den er sich vergangenes Jahr vom Ufer genommen hatte; außerdem wollten wir ihn dann einen alten Grindkopf heißen.

„Wir sind alle zurück! Wie sollte etwas geschehen sein? Hab ich nicht mein Wort gegeben, daß alles in Ordnung sein wird!" erklang plötzlich Schuang-hsis Stimme im Bug.

An ihm vorbeischauend sah ich, daß wir schon in Pingtjiao angelangt waren und jemand am Fuß der Brücke stand. Es war Mutter. Zu ihr hatte Schuang-hsi hinübergerufen. Während ich unterwegs zum Bug war, glitt das Boot unter der Brücke durch, hielt an, und wir alle gingen an Land. Mutter war ziemlich verärgert und fragte, warum wir so spät zurückkämen. Es war

nach Mitternacht. Aber sie war bald wieder guter Laune und lud lächelnd zu Reisflocken ein.

Die Jungen erwiderten, wir hätten etwas gegessen und wären so müde, daß wir lieber schlafen wollten, und alle gingen sofort heim.

Ich stand am nächsten Tag erst gegen Mittag auf. Großonkel Acht hatte kein Wort über den Verlust von Salz und Brennholz verloren, und am Nachmittag fingen wir wie gewöhnlich Garnelen.

„Schuang-hsi, ihr jungen Lumpen habt gestern meine Bohnen gestohlen! Und ihr könnt nicht anständig pflücken, so viele habt ihr in den Boden getrampelt."

Ich blickte auf und sah den alten Liu Yi in einem Kahn. Er kam vom Markt zurück und hatte noch einen ganzen Haufen Bohnen auf dem Boden des Kahns.

„Ja", sagte Schuang-hsi, „wir bewirteten einen Gast. Ursprünglich hatten wir gar nicht die Absicht, deine zu nehmen . . . Schau! Jetzt hast du mir meine Garnele verscheucht!"

Als der alte Mann mich bemerkte, hörte er auf zu staken und kicherte. „Einen Gast bewirtet? So gehört es sich." Dann fragte er mich: „War die Oper gestern schön, Bruder Hsün?"

„Ja", nickte ich.

„Haben dir die Bohnen geschmeckt?"

„Ja, sehr gut." Wieder nickte ich.

Zu meiner Überraschung schien sich der alte Mann darüber zu freuen. Er hob den Zeigefinger und erklärte höchst zufrieden: „Studierte Leute aus den großen Städten verstehen wirklich, was gut ist. Zum Pflanzen der Bohnen wähle ich jede einzeln aus. Die Leute vom Lande können gut und schlecht nicht unterscheiden und behaupten, meine Bohnen wären nicht so gut wie die anderer Leute. Ich werde deiner Mutter heute einige bringen, damit sie sie ausprobiert . . .“ Dann stakte er weiter.

Als mich Mutter zum Essen heimrief, stand eine große Schüssel mit gekochten Bohnen auf dem Tisch. Der alte Liu Yi hatte sie für sie und mich gebracht. Er hatte der Mutter mein Lob gesungen und, wie sie mir erzählte, gesagt: „So jung er ist, weiß er doch, was gut ist. Sicher wird er einmal alle Staatsprüfungen bestehen, und dein Glück ist so gut wie gemacht.“ Ich aß die Bohnen, aber sie schmeckten lange nicht so gut wie die, die ich in der Nacht gegessen hatte.

Es ist unbestreitbar, bis zum heutigen Tag habe ich wirklich nie wieder so gute Bohnen gegessen und nie wieder eine so gute Oper gesehen wie damals in der Nacht.

Oktober 1922

Das Neujahrsopfer

Das Jahresende, wie es der alte Mondjahrkalender vorschreibt, ist, wenn man es recht bedenkt, wie ein Jahresende sein soll. Nicht nur die Menschen sind von einer feiertäglichen Stimmung erfaßt, die Erwartung des neuen Jahres scheint sogar in der Luft zu liegen. Zahllose Blitze durchzucken die schweren fahlgrauen Abendwolken, und ihnen folgt das Geknatter der Knallfrösche, welche die Himmelfahrt des Küchengottes feiern. Trittst du näher, dann hörst du die noch lauteren Explosionen der Schwärmer, und ehe sie noch verhallt sind, ist die Luft schon vom beizenden Geruch des Schießpulverdampfes erfüllt.

An einem solchen Abend kehrte ich zu einem Besuch nach Ludschen zurück, meinem Heimatdorf. Ich kann es kaum mehr meine Heimat nennen; denn wir haben dort seit längerer Zeit kein Haus mehr. Ich stieg bei Seiner Ehren Lu Si ab, einem Verwandten, den ich, da er um eine Generation älter ist, nach unserer Berechnungsweise des Verwandtschaftsgrades „Vierter Onkel" nannte. Er kam aus der alten kaiserlichen Akademie der Literaten und war ein eifriger Verfechter der klassischen Erziehung und überkommenen Ethik.

Ich fand ihn nicht sehr verändert; natürlich war er ein wenig gealtert, aber er hatte noch immer keinen Bart. Wir begrüßten einander, und nach dem „Wie geht's?" teilte er mir mit, daß ich zugenommen hätte. Und kaum daß er damit fertig war, begann er eine Schmährede gegen die „neue Partei". Ich wußte, daß er darunter noch immer den Kang Yu-we* verstand. In keiner Hinsicht hatten wir etwas gemeinsam, und so fand ich mich denn sehr bald allein im Arbeitszimmer.

Am folgenden Tag stand ich sehr spät auf und machte mich nach dem Mittagessen auf den Weg, um ein paar Verwandte und Freunde zu besuchen. Am nächsten

* Kang Yu-we (1858 — 1927) — Bekannter Reformist; trat für die Gründung einer konstitutionellen Monarchie ein.

und am übernächsten Tag war es wieder dasselbe. Keiner der Freunde hatte sich wesentlich verändert, jeder war ein wenig älter geworden, und überall waren sie emsig mit den Vorbereitungen für die Segensgebete zu Neujahr beschäftigt. In Ludschen ist das eine große Sache: jedermann bemüht sich, Verehrung zu zeigen, vollzieht Riten bis zur Erschöpfung und kniet vor dem Segensgott nieder, um sich Gnaden für das kommende Jahr zu erbitten. Ein Haufen Hühner wird umgebracht, Gänse werden geschlachtet und Schweine gekauft, und die Frauen gehen mit Händen herum, die rauh und rot sind vom Reinigen all des Geflügels in kochendem Wasser. Einige Frauen tragen auch gewundene silberne Armbänder.

Wenn alles gründlich gekocht ist, wird es auf den Altar gestellt, Eßstäbchen werden aus allen Richtungen hineingestochen, und um sechs Uhr wird das Ganze als Opfer dargebracht. Dann werden Weihrauchstangen und rote Kerzen angezündet, und die Männer — Frauen sind nicht zugelassen — bringen ihre Ehrerbietung dar und laden fromm die Segensgötter ein, nach Lust und Laune am Opfer teilzunehmen. Und nachher gibt's natürlich Feuerwerk. Jedes Jahr ist es dasselbe — und in jedem Haus auf diesselbe Art, ausgenommen in denen der Armen und Elenden, die weder Opfergaben noch

Kerzen oder Feuerwerk kaufen können — und dieses Jahr war wie jedes andere.
Der Himmel war dunkel und düster, und am Nachmittag setzte Schneefall ein — die Flocken tanzten und hüpften gleich Pflaumenblüten durch den Vorhang von Rauch und Regsamkeit und machten die allgemeine Verwirrung noch größer. Als ich heimkehrte, waren die Dachziegel schon weißgetüncht, und mein Zimmer schien heller geworden zu sein. Die Rückstrahlung des Schnees ließ auch das breite karminrote Ideogramm „Langlebigkeit“ stärker hervortreten, das an einem Brett an der Wand hing. Es soll ein Werk des legendären Taoisten Tschen Tuan* sein. Eines der zwei Rollbilder war von der Wand gefallen und lag nun, lose zusammengerollt, auf dem langen Tisch, aber das andere ermahnte mich noch immer: „Begreife zutiefst den Sinn der Dinge, sei gemäßigt und von vornehmem Herzen und Betragen.“ Auf dem Schreibtisch am Fenster stand das Kang-Hsi-Wörterbuch, von dem einige Bände fehlten, eine Ausgabe der Schriften des Konfuzius mit einer Kommentarsammlung dazu und die Vier Bücher der Klassiker.
Ich beschloß, spätestens am nächsten Tag nach der Hauptstadt zurückzureisen. Am meisten bedrückt hatte

*Ein Einsiedler zu Beginn des zehnten Jahrhunderts.

mich die Begegnung mit Hsiang-lins Frau. Als ich am Nachmittag vom Besuch eines Freundes heimkehrte, begegnete ich ihr am Flußufer. Ihr Blick sagte deutlich genug, daß sie es auf mich abgesehen hatte, also wartete ich. Obwohl andere Bekannte in Ludschen sich anscheinend wenig geändert hatten, war Hsiang-lins Frau nicht mehr die gleiche. Ihr Haar war ganz weiß, ihr Gesicht beunruhigend mager und hohlwangig, die Haut dunkelgelb und wie verbrannt. Sie sah vollkommen erschöpft aus, keineswegs wie eine Frau um vierzig, sondern wie ein Holzblock, in den ein Ausdruck tragischer Trauer hineingeschnitzt worden war. Nur ein gelegentliches Aufflackern in den Augen verriet, daß Leben in ihr war. In einer Hand trug sie einen Korb aus Bambusgeflecht mit einer zerbrochenen leeren Schüssel darin, und sie hielt sich aufrecht, indem sie sich mit der anderen Hand auf einen Bambusstock stützte. Offensichtlich war sie eine Bettlerin geworden.
Ich stand da und wartete, daß sie Geld verlange.
„So — Sie sind also zurückgekehrt?“
„Ja.“
„Ausgezeichnet — und gerade zur richtigen Zeit. Sagen Sie mir, da Sie doch ein Gelehrter sind, ein Mann, der die große Welt kennt, ein Mann von Wissen und Erfahrung“ — in ihre erloschenen Augen kam ein

schwaches Leuchten — „sagen Sie mir . . . nach einer einzigen Sache möchte ich Sie fragen.“

Und hätte ich es zehntausendmal zu erraten versucht, ich wäre nicht draufgekommen, was sie fragen werde, also wartete ich einfach, erschreckt und verlegen, ohne etwas zu sagen.

Sie kam näher, senkte ihre Stimme und sagte mit großer Heimlichkeit und tiefstem Ernst: „Es handelt sich um folgendes: wenn ein Mensch stirbt, gibt es da wirklich so etwas wie ein Leben nach dem Tode?“

Unwillkürlich fuhr ich zusammen. Ihre Augen hafteten an meinen wie Dornen. Da hatte ich mir etwas Feines eingebrockt. Ich war verlegener als ein Schuljunge, der plötzlich zur Prüfung aufgerufen wird, mit dem Lehrer unmittelbar vor sich. Ich hatte mich nie darum gekümmert, ob es so etwas wie „ein Leben nach dem Tode“ gäbe, und wenig darüber nachgedacht. Wie konnte ich da eine Antwort geben? In diesem kurzen Augenblick fiel mir ein: Hier glauben die meisten Menschen noch an Geister; aber Hsiang-lins Frau scheint zu zweifeln — ja oder nein? Es war besser, ihr die Hoffnung nicht zu nehmen. Warum sollte ich einen Menschen, der offensichtlich seinen „letzten Weg“ angetreten hatte, mit noch mehr Kummer belasten? Um ihretwillen war es besser, mit einem Ja zu antworten.

. . . offensichtlich war sie eine Bettlerin geworden.

„Vielleicht", stammelte ich, „ja, ich nehme an, daß es eins gibt."

„Also gibt es auch eine Hölle?"

„Ach, eine Hölle?" Sie hatte mich in der Falle, und ich konnte nun nur noch mit Beschwichtigungen fortfahren. „Eine Hölle? Nun, wenn man logisch bleiben will, sollte es eine geben, möchte ich sagen. Aber ... schließlich ... hinwiederum — vielleicht gibt's auch keine. Was spielt das für eine Rolle?"

„In dieser Hölle kommen also alle verstorbenen Familienmitglieder wieder zusammen und stehen einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber?"

„Hm? Von Angesicht zu Angesicht, wie?" Ich kam mir reichlich tölpelhaft vor. Was immer ich für Kenntnisse haben, wie gewandt ich auch geistig sein mochte, es war völlig nutzlos. Drei einfache Fragen hatten mich in heillose Verwirrung versetzt. Ich beschloß, mich selbst aus der Schlinge zu ziehen, indem ich alles widerrief, was ich gesagt hatte. Aber unter dem starren Blick ihrer zutiefst ernsten und tragischen Augen konnte ich es so ohne weiteres nicht tun. „Ich meine ... das heißt ... in Wirklichkeit kann ich es nicht mit Bestimmtheit sagen. Ich bin weder in der Lage zu verneinen, noch auch zu behaupten, daß es ein Leben nach dem Tode gibt oder nicht gibt."

Sie beharrte nicht auf weiteren Erklärungen, und ich zog aus ihrem Schweigen meinen Vorteil, indem ich mich davonmachte und mit langen Schritten nach des Vierten Onkels Haus zurückeilte. Ich war sehr niedergeschlagen und konnte den Gedanken nicht loswerden, daß meine Antworten auf Hsiang-lins Frau möglicherweise eine böse Wirkung haben könnten. Zweifellos waren ihre Einsamkeit und ihr Elend um diese Zeit des Jahres, da jeder andere um Segen zu beten pflegte, um so unerträglicher; aber vielleicht hatte sie auch etwas anderes im Sinn. Vielleicht war ihr vor kurzem etwas widerfahren. War dem so, dann mochten meine Antworten verantwortlich sein . . . wofür?

Bald genug lachte ich über die ganze Angelegenheit und meine sinnlose Gewohnheit, mir zufällige Ereignisse zu Herzen zu nehmen und ihre Wichtigkeit zu überschätzen. Zweifellos würden Schulmeister von mir behaupten, ich sei geistig nicht ganz im Gleichgewicht. Aber hatte ich denn nicht am Ende klargemacht, daß alles, was ich sagen konnte, war, daß ich nichts Endgültiges sagen konnte? Sogar wenn alle meine Befürchtungen einträfen, sogar wenn der Frau irgend etwas zustoßen sollte, ging mich die Sache in keiner Hinsicht etwas an.

„Kann nichts Endgültiges sagen", ist eine sehr bequeme Floskel. Unerfahrene und unbesonnene junge

Leute übernehmen es oft, anderer Menschen Probleme für sie zu lösen oder Ärzte für sie auszuwählen, und wenn die Sache schlecht ausläuft, wird ihnen die Schuld in die Schuhe geschoben. Es ist viel ratsamer, zu „Kann nichts Endgültiges sagen" Zuflucht zu nehmen. Die Begegnung mit der Bettlerin ließ mich die Wichtigkeit solchen Verhaltens nur noch nachdrücklicher empfinden; denn sogar in solchen Fällen ist es am klügsten, zweideutig zu sein.

Nichtsdestoweniger wurde ich das Gefühl der Niedergeschlagenheit nicht los, und als die Nacht vorüber war, wachte ich auf und hatte den Zwischenfall immer noch im Sinn. Es war wie die Vorahnung einer unglücklichen Entwicklung. Der Tag draußen war noch immer düster und voll Schneegestöber, und drinnen in dem öden Arbeitszimmer wuchs mein Unbehagen. Kein Zweifel, ich mußte morgen nach der Hauptstadt zurück . . . Obgleich die gekochten Haifischflossen im Fusching-Restaurant . . . Ausgezeichnetes Essen und sehr billig, eine große Schüssel kostete nur einen Dollar. Ob der Preis wohl inzwischen gestiegen war? Zwar waren viele meiner Freunde aus der Jugendzeit wie Wolken am Himmel weggeschmolzen, aber die unvergleichlichen Fischflossen von Ludschen mußte es doch noch geben, und die mußte ich essen, und wenn ich sie

ohne Gesellschaft zu essen haben sollte ... Und morgen würde ich abreisen.
Weil ich so oft Dinge genau so hatte geschehen sehen, wie ich sie vorausgesagt hatte — auch wenn ich hoffte, daß sie nicht geschehen würden, und an ihre Unwahrscheinlichkeit zu glauben versucht hatte —, war ich darauf vorbereitet, daß dieser Fall keine Ausnahme bilden werde. Und tatsächlich ereignete sich Seltsames. Gegen Abend versammelten sich einige von der Familie in einem der inneren Zimmer, und Bruchstücken ihres Gespräches entnahm ich, daß sie irgendein Vorkommnis, das nicht wenig Verdruß im Gefolge hatte, besprachen. Im Augenblick waren alle Stimmen verstummt, ausgenommen die des Vierten Onkels, der das Gedröhn seines eigenen Auf- und Abgehens überdonnerte:
„Nicht einen Tag früher und nicht einen Tag später, sondern ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt entschließt sie sich dazu. Daraus allein können wir sehen, daß sie zu einer Gattung gehört, die jeder menschlichen Vernunft völlig bar ist!"
Meiner Neugierde folgte bald das Gefühl unklaren Mißbehagens, als ob diese Worte für mich eine besondere Bedeutung hätten. Ich verließ den Raum, und als ich zurückkehrte, waren alle verschwunden. Ich mußte meine wachsende Ungeduld unterdrücken und warten, bis der Diener kam, um meine Teekanne mit

kochendem Wasser zu füllen. Nicht eher konnte ich meinen Verdacht bestätigt erhalten.
„Gegen wen hat denn Seine Ehren Vier vor einer Weile so gewettert?"
„Kann es denn jemand anderer gewesen sein als Hsianglins Frau?" sagte er kurz und bündig.
„Was ist ihr denn passiert?" fragte ich mit nervöser Stimme.
„Tot."
„Tot?" Mein Herz krampfte sich zusammen und schien zerspringen zu wollen, mein Gesicht flammte. Aber er merkte meine Erregung gar nicht, hob nicht einmal den Kopf, so daß ich mich wieder zu fassen vermochte und fragen konnte:
„Wann ist sie denn gestorben?"
„Wann? Gestern nacht — oder vielleicht auch erst heute. Ich weiß nichts Bestimmtes."
„Woran ist sie denn gestorben?"
„Woran sie gestorben ist? Kann sie denn an etwas anderem gestorben sein als an Armut?" Seine Worte waren vollkommen tonlos, und er verließ das Zimmer, ohne auch nur einen Blick auf mich zu werfen.
Mein Schreck war zuerst sehr groß, hielt jedoch nicht lange an, da das, was ich vorausgesehen hatte, bereits eingetroffen war. Ich brauchte nun nicht mehr länger Zuflucht zu nehmen zu meiner Phrase „Kann nichts

Endgültiges sagen" oder zu des Dieners Beschwichtigung „An Armut gestorben". Nur gelegentlich überkam mich noch eine bedrückende Unruhe. Das Abendessen wurde serviert, und Vierter Onkel leistete mir feierlichst Gesellschaft. Als ich jetzt so neben dem ehrwürdigen Onkel saß, dachte ich dauernd darüber nach, wie ich ein Gespräch über Hsiang-lins Frau beginnen könnte.

Wie sollte ich es machen? Er lebte immer noch in einer Welt von religiösen Verboten, die um diese Jahreszeit zu einem undurchdringlichen Wald wurden. Selbstverständlich durfte nichts erwähnt werden, das mit Tod, Krankheit, Verbrechen usw. in Verbindung stand, es sei denn, es wäre von gebieterischer Unvermeidlichkeit. Sogar dann müßten solche Anspielungen in eine eigentümliche Rätselsprache vermummt sein, damit die herumlungernden Ahnengeister nicht beleidigt würden. Ich zermarterte mein Gehirn, um mich an die erforderliche Formel zu erinnern, aber ach! ich konnte mich der richtigen Redewendungen nicht entsinnen und mußte es schließlich aufgeben.

Onkel Vier hatte die ganze Mahlzeit hindurch ein strenges Gesicht aufgesetzt. Am Ende beschlich mich der Verdacht, daß er auch mich als „zu einer Gattung gehörig, die jeder menschlichen Vernunft völlig bar ist," betrachtete. Um seinen Kummer zu verringern und ihm

weitere Sorgen zu ersparen, teilte ich ihm mit, daß ich beschlossen hätte, am nächsten Tag abzureisen. Sein Drängen zu bleiben, war nicht sehr überzeugend, woraus ich schloß, daß meine Vermutung richtig war. Und so beendete ich denn in lustloser Stimmung meine Mahlzeit.

Der kurze Tag war zu Ende; der Schneevorhang, der über ihn niederging, war sogar für diesen Monat ungewöhnlich zeitig, und die dunkle Nacht legte sich wie ein Leichentuch über das ganze Dorf. Im Licht der Lampen waren die Leute immer noch geschäftig, aber unmittelbar vor meinem Fenster herrschte Totenstille. Der Schnee lag gleich einer Daunendecke auf der Erde, und die immer noch fallenden Flocken verstärkten mit ihrem fast unhörbaren Zischen das tiefe Einsamkeitsgefühl und die unerträgliche Schwermut. Ich saß allein unter den gelben Strahlen der Rapsöllampe, und meine Gedanken kehrten wieder zu diesem ausgeblasenen Lebenslicht von Hsiang-lins Frau zurück. Eine Frau, die einst mit uns in diesem Hause gelebt hatte, lag nun wie ein Spielzeug, dessen ein Kind überdrüssig geworden war, auf dem Misthaufen.

Jenen, die diese Welt unterhaltend finden, dürfte, wenn sie überhaupt nachdenken, es erstaunlich scheinen, daß diese Frau die Unverschämtheit aufgebracht hatte, ihr Dasein so lange fortzusetzen. Nun, sie hatte sich

ihnen gefällig gezeigt, indem sie schließlich verschwunden war, gründlich weggefegt vom Geiste Wu Tschang, der die Seelen beim letzten Atemzug holt und der saubere Arbeit getan hatte. Ich weiß nicht, ob es so etwas wie ein „Leben nach dem Tode“ gibt, aber wäre es nicht weitaus besser, wenn Leute wie Hsiang-lins Frau gar nicht geboren würden? Niemand könnte dann gestört werden, weder die Verachteten noch jene, die sie verachten.

Dem Zischen des flockigen Schnees lauschend, grübelte ich weiter und fand allmählich in meinen Überlegungen eine Art Behagen. Es war wie das Zusammensetzen eines komplizierten Geduldspiels, aber schließlich fügten sich die Ereignisse im Leben von Hsiang-lins Frau zu einem geschlossenen Ganzen zusammen.

Hsiang-lins Frau war nicht in Ludschen geboren. Im Winter eines lange vergessenen Jahres tauchte sie mit der alten Frau We auf, die sich berufsmäßig mit Stellenvermittlung beschäftigte. Onkel Vier hatte beschlossen, einen dienstbaren Geist zu wechseln, und Hsiang-lins Frau war die Anwärterin auf die Stellung.

In das Haar hatte sie weiße Bänder als Trauerzeichen geflochten und trug eine blaue Jacke mit hellgrüner Weste und einen schwarzen Rock. Sie war vielleicht sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre alt, also immer noch ganz jung und — mit ihren roten Wangen

und dem bronzefarbenen Gesicht — ziemlich hübsch. Die alte Frau We sagte, Hsiang-lins Frau sei eine Nachbarin von Frau Wes Mutter. Ihr Mann war, so erklärte sie, gestorben, und sie müßte nun außerhalb ihrer Gemeinde Arbeit suchen. Onkel Vier zog die Brauen hoch, und seine Frau wußte — ein einziger Blick auf ihn hatte genügt —, was für einer Meinung er war. Er mochte eine Witwe nicht in seine Dienste nehmen. Aber Tante Vier prüfte Hsiang-lins Frau auf Herz und Nieren, stellte fest, daß ihre Füße und Hände stark und arbeitsfähig aussahen und daß sie einem ehrlich in die Augen blickte. Sie machte auf die Tante den Eindruck einer Frau, die fügsam sein und sich über kein Zuviel an harter Arbeit beklagen werde, und so entschloß sich Tante Vier trotz ihres Gatten hochgezogener Brauen, es mit Hsiang-lins Frau zu versuchen.

Drei Tage lang arbeitete sie, als ob Muße irgendwelcher Art sie langweilte, erwies sich als sehr energisch und stark wie ein Mann, so daß Tante Vier sie nun, zu einem Lohn von fünfhundert Käsch monatlich, endgültig in ihre Dienste nahm.

Jedermann nannte sie einfach Hsiang-lins Frau, ohne sie nach ihrem eigenen Familiennamen zu fragen. Da die alte Frau We aber von Wedjiaschan herkam und behauptete, Hsiang-lins Frau stamme aus dem gleichen Dorf, war auch ihr Familienname zweifellos We. Sie

war nicht gesprächig und beantwortete anderer Leute Fragen nur einsilbig, und so war es kein Wunder, daß es mehr als zehn Tage dauerte, bis man aus ihr die nackten Tatsachen herausgeholt hatte: daß es zu Hause noch eine sehr strenge Schwiegermutter und einen jungen Schwager gab, der Holz fällte, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen; daß sie ihren Mann, der zehn Jahre jünger war als sie, im vergangenen Frühling verloren und daß auch er sich den Lebensunterhalt durch Schneiden von Brennholz verdient hatte. Das war ungefähr alles, was die Leute von ihr zu erfahren imstande gewesen waren.

Ein Tag folgte dem anderen, und die Arbeit von Hsiang-lins Frau war ebenso regelmäßig. Sie ließ nie nach, beklagte sich nie über das Essen, schien nie müde zu werden. Einhellig waren die Leute der Meinung, der alte Herr Lu Si hätte eine würdige Arbeiterin gefunden, flink und sorgsam, in jeder Hinsicht besser als ein Mann. Zu Neujahr besorgte sie das Scheuern, Fegen, Waschen und alle anderen Aufgaben, die in einem Haushalt zu erfüllen waren, und daneben bereitete sie die Gänse und Hühner zu und stellte, ohne eine weitere Hilfskraft in Anspruch zu nehmen, alle Opfergaben bereit. Sie schien an der Arbeit zu gedeihen und lächelte sogar manchmal ein wenig. Ihr Gesicht wurde voller, die Haut heller, und sie nahm an Gewichte ein wenig zu.

Das Neujahrsfest war gerade vorüber, als sie eines Tages vom Fluß, wo sie Reis gewaschen hatte, in Eile ins Haus gelaufen kam. Sie war sehr erregt. Sie erzählte, sie habe auf dem gegenüberliegenden Ufer einen Mann gesehen, der einem direkten Vetter ihres verstorbenen Gatten sehr ähnlich sah, und nun fürchte sie, er sei gekommen, um sie heimzuholen. Tante Vier war beunruhigt und schöpfte Verdacht. Warum sollte der Mann kommen? Um Einzelheiten befragt, wußte Hsiang-lins Frau keine anzugeben. Als Onkel Vier die Geschichte hörte, zog er die Augenbrauen hoch und verkündete:

„Das ist eine sehr böse Sache. Es sieht aus, als ob sie davongelaufen und nicht auf die Suche nach Arbeit geschickt worden wäre."

Und es zeigte sich, daß er recht hatte. Sie war eine entlaufene Witwe.

Etwa zehn Tage später, als jeder den Zwischenfall allmählich zu vergessen begann, tauchte plötzlich, begleitet von einer Frau, von der sie behauptete, sie sei die Schwiegermutter von Hsiang-lins Frau, die alte Frau We auf. Die Schwiegermutter machte keineswegs den Eindruck einer Gebirglerin, der man die Zunge erst lösen mußte, sondern verstand sich auf die Kunst der Rede sehr wohl. Nach einigen einleitenden Höflichkeitsfloskeln ging sie sofort zum Kern des Ge-

schäfts über, das sie hergebracht hatte. Sie sagte, sie wäre gekommen, um ihre Schwiegertochter heimzuholen. Es sei Frühling, und da gäbe es im Hause viel zu tun, in dem zur Zeit nur die ganz Alten und die ganz Jungen waren. Kurz, man brauchte Hsiang-lins Frau.

„Da es ihre eigene Schwiegermutter verlangt, wie könnten wir ihren Anspruch bestreiten?" sagte Onkel Vier.

Infolgedessen ging man ans Errechnen der Lohnsumme von Hsiang-lins Frau. Es wurde festgestellt, daß ihr insgesamt 1750 Käsch zustanden. Sie hatte den Betrag bei ihrem Dienstherrn sich ansammeln lassen, ohne auch nur einen einzigen Käsch zu persönlichem Verbrauch zu beheben. Ohne weitere Wortverschwendung wurde diese Summe der Schwiegermutter ausgehändigt, obwohl Hsiang-lins Frau nicht anwesend war. Die Frau nahm auch Kleider von Hsiang-lins Frau, dankte Onkel Vier und verließ kurz nach der Mittagsstunde das Haus.

„Der Reis . . . Wo ist der Reis? Ging nicht Hsiang-lins Frau den Reis waschen?"

Kurz nachdem die Schwiegermutter gegangen war, stellte Tante Vier ziemlich bestürzt diese Fragen. Sie hatte Hsiang-lins Frau völlig vergessen, bis sie ihr Hunger an den Reis und der Reis an die frühere Magd erinnerten.

Alle machten sich auf die Suche nach dem Reiskorb. Tante Vier selbst ging zuerst in die Küche, dann in die Eingangshalle und zuletzt ins Schlafzimmer, ohne auch nur einen Schatten des von ihr gesuchten Gegenstands zu finden. Onkel Vier verließ das Haus, fand aber nichts, bis er seine Schritte in die Nähe des Flusses lenkte. Dort, am Ufer, stand neben einem Kohlkopf der vermißte Reiskorb.

Anscheinend war es bis zu diesem Augenblick niemandem eingefallen, sich zu erkundigen, auf welche Weise Hsiang-lins Frau mit ihrer Schwiegermutter abgereist war. Nun tauchten Augenzeugen auf, die berichteten, am frühen Morgen hätte ein Boot mit einem weißen Sonnenzelt im Fluß geankert. Das Sonnenzelt verbarg die Besatzung, und niemand wußte, wer im Boot war. Dann war Hsiang-lins Frau ans Ufer gekommen, und als sie sich gerade anschickte niederzuknien, um Wasser zu schöpfen, sprangen zwei Männer schnell aus dem Boot, packten sie und zerrten sie mit Gewalt ins Boot. Sie schienen Gebirgler zu sein, und sicherlich entführten sie Hsiang-lins Frau gegen ihren Willen; denn sie schrie einige Male und rief um Hilfe. Dann war sie zum Schweigen gebracht worden, offenbar mit irgendeiner Art Knebel. Nichts mehr ereignete sich, bis zwei Frauen ankamen, von denen eine die alte Frau We war. Niemand hatte gesehen, was mit Hsiang-lins Frau ge-

schehen war, aber jene, die ins Boot gelugt hatten, erklärten, sie scheine gebunden und aufs Kajütendeck geworfen worden zu sein.

„Schändlich!“ rief Onkel Vier. „Aber . . .“

Tante Vier hatte an diesem Tag das Essen selbst zuzubereiten, und ihr Sohn Ah Niu half ihr Feuer machen.

Am Nachmittag tauchte die alte Frau We wieder auf.

„Schändlich!“ begrüßte sie Onkel Vier.

„Was soll das heißen? Wie getrauen Sie sich überhaupt noch her?“ Tante Vier, die gerade Teller wusch, schrie die alte Stellenvermittlerin ärgerlich an. „Sie selbst haben sie uns empfohlen, und dann kommen Sie mit Komplicen daher, um sie aus unserem Haus zu entführen. Das ist ja ein Skandal! Was werden denn die Leute dazu sagen? Machen Sie Scherze auf unsere Kosten? Was soll das eigentlich bedeuten?“

„Oh weh! Oh weh! Ich bin selbst betrogen und hintergangen worden. Ich bin hergekommen, um Ihnen die Sache zu erklären. Woher hätte ich denn wissen sollen, daß sie eine Rebellin ist? Sie kam zu mir, bettelte, daß ich ihr Arbeit finde, und ich nahm alles für bare Münze. Wer hätte denn gedacht, daß sie alles hinter dem Rücken ihrer Schwiegermutter getan, ohne auch nur um Erlaubnis zu fragen! Ich traue mich nicht mehr, Ihnen in die Augen zu schauen, mein Herr

und meine Dame. Ich bin an allem schuld, ich nachlässige alte Närrin. Ich kann Ihnen nicht mehr in die Augen schauen . . . Glücklicherweise ist Ihr Haus großzügig und kann verzeihen und wird unbedeutende Leute wie mich nicht zu streng bestrafen, nicht wahr? Und nächstes Mal muß die Person, die ich Ihnen empfehle, zweimal so brauchbar sein, um diese Sünde gutzumachen . . .“

„Aber . . .“ unterbrach Onkel Vier, gelangte jedoch nicht weiter.

So kam die Angelegenheit Hsiang-lins Frau zu einem Ende, und sie selbst wäre vollkommen vergessen worden, hätte Tante Vier es in der Folge mit den Dienstboten nicht so schwer gehabt. Entweder waren sie zu faul, oder sie entwickelten einen übermäßig großen Appetit; in den schwersten Fällen hatten sie beide Fehler und waren in jedem Sinne unverwendbar. In ihrer Not brachte Tante Vier die Rede immer wieder auf die beispiellos tüchtige Hsiang-lins Frau. „Ich möchte gern wissen, wie es ihr geht“, pflegte sie etwa zu sagen, ohne den inneren Wunsch laut werden zu lassen, daß Hsiang-lins Frau zur Arbeit im Hause zurückkehren möge. Erst um die Zeit des nächsten Neujahrs hatte sie alle Hoffnung aufgegeben, Hsianglins Frau je wieder zu Gesicht zu bekommen.

Gegen das Ende der Feiertage tauchte eines Tages die alte Frau We auf, um ihre Glückwünsche darzubringen. Sie hatte sich schon halb sinnlos getrunken und war in redseligster Laune. Sie erklärte, daß ein Besuch in ihrer Mutter Haus im Dorfe We sie verhindert habe, ihre Anstandsbesuche in diesem Jahr zeitgerecht zu machen. Während der Unterhaltung kam die Rede selbstverständlich auch auf Hsiang-lins Frau.

„Die?“ kreischte die alte Frau in alkoholischer Begeisterung. „Sie ist eine glückliche Frau. Wissen Sie, als ihre Schwiegermutter herkam, um sie zu holen, war Hsiang-lins Frau schon einem gewissen Hö Lao-liu aus dem Dorfe Hö versprochen. Sie blieb nur ein paar Tage zu Hause, dann wurde sie wieder in die Blumige Sänfte gehoben und weggetragen.“

„Was für eine Schwiegermutter!“ rief Tante Vier.

„Ach ja, verehrte Dame! Sie sprechen, wie eine große Dame spricht. Wir Gebirgler aus den kleinen Familien legen der Sache nicht so viel Bedeutung bei. Schauen Sie, sie hatte einen jungen Schwager, und der mußte verheiratet werden. Wenn Hsiang-lins Frau nicht zuerst verheiratet wurde, woher hätte die Familie genug Geld nehmen sollen für die Geschenke des Schwagers an seine Verlobte? Sie sehen also, daß die Schwiegermutter keineswegs eine dumme Frau ist, sondern mutig und berechnend. Überdies verheiratete die Schwiegermutter sie an einen Mann aus dem Hochgebirge. Warum? Merken Sie nichts? Hätte sie Hsiang-lins Frau an einen aus dem Ort verheiratet, so hätte sie nur kleine Hochzeitsgeschenke erhalten, aber da nur wenige Frauen tief in die Berge heiraten wollen, ist der Preis höher. Darum hatte der Gatte für Hsiang-lins Frau 80 000 Käsch in barem Geld hinzulegen! Nun ist der Sohn der Familie auch verheiratet worden und hat seiner Braut Geschenke gemacht. Aber die haben nur 50 000 Käsch gekostet. Nach Abzug der Kosten für die Hochzeitsfeier blieb der Familie immer noch ein Nutzen von über 10 000 Käsch. Ist die Alte nun gescheit oder nicht? Die Rechnung ist doch klar, nicht wahr?“

„Und Hsiang-lins Frau gehorchte so ohne weiteres?“

„Jaah, es war keine Frage ihres Gehorchens. Natürlich würde sich jede in dieser Lage wehren. Sie banden sie einfach, hoben sie in die Blumige Sänfte, trugen sie zum Haus des Bräutigams, setzten ihr mit Gewalt den Blumenhut auf den Kopf, zwangen sie, Kotau zu machen, sperrten sie gegen ihren Willen mit dem Mann zusammen und — die Sache war erledigt!“

„Ach ja!“

„Aber Hsiang-lins Frau war ungewöhnlich widerspenstig. Die Leute erzählen, daß sie sich furchtbar wehrte. Manche sagten, sie habe sich anders als die

meisten Frauen verhalten, wahrscheinlich weil sie bei Ihnen im Hause, dem Haus eines Gelehrten, gearbeitet hatte. Verehrte Dame, ich habe in diesen Jahren viel gesehen. Unter den Witwen, die wieder heirateten, habe ich die Art gesehen, die weint und schreit. Und ich habe auch solche gesehen, die mit Selbstmord drohen. Dann gibt es jene, die, nachdem sie ins Haus des Bräutigams gebracht worden sind, sich weigern, den Kotau vor Himmel und Erde zu machen, und sogar so weit gehen, die Blumenkerzen zur Beleuchtung des Brautgemachs umzuwerfen! Aber Hsiang-lins Frau war mit keiner von diesen zu vergleichen.

Von Anbeginn kämpfte sie wie eine Tigerin. Sie brüllte und fluchte so, daß sie, als sie das Dorf Hö erreichte, schon so heiser war, daß sie die Stimme beinahe verloren hatte. Sie mußte aus der Sänfte richtig herausgezerrt werden. Es bedurfte zweier Männer und des jungen Schwagers, um sie in die Halle zu bringen, aber immer noch weigerte sie sich, den Kotau zu machen. Für einen Augenblick nur lockerten sie den Griff, und — ach ja! bei Buddhas Namen! — schon war sie mit dem Kopf so gegen den Weihrauchaltar gerannt, daß aus einem tiefen Riß das Blut in dicken Strahlen nur so herausschoß! Sie mußten zwei Hände voll Weihrauchasche draufstreuen und die Wunde mit zwei Lagen roten Tuches verbinden, und immer noch

sickerte Blut hindurch. Meiner Treu, sie kämpfte bis zum letzten Augenblick; sogar als sie sie mit dem Gatten ins Brautgemach sperrten, fluchte sie noch! Das war wahrhaftig, was ich Widerstand nenne! Ach ja, das war's!"

Sie schüttelte ihren knorrigen Kopf, starrte auf den Boden und verstummte.

„Und was war weiter?"

„Man erzählt sich, daß sie weder am ersten noch am zweiten Tag aufstand."

„Und dann?"

„Dann? Oh, am Ende stand sie auf. Und nach einem Jahr gebar sie ihm ein Kind, einen Sohn. Während ich bei meiner Mutter war, traf ich ein paar Leute, die aus dem Dorf Hö zurückgekommen waren und erzählten, daß sie sie gesehen hätten. Mutter und Sohn waren alle beide dick. Sie hatten glücklicherweise keine Schwiegermutter zu fürchten. Der Mann ist, scheint es, stark und ein guter Arbeiter. Das Haus, in dem sie leben, ist sein eigen. Ach ja, sie ist wahrhaftig eine der Glücklichen."

Von diesem Zeitpunkt an gab Tante Vier jeden Gedanken an die vorzügliche Arbeit von Hsiang-lins Frau auf. Jedenfalls hörte sie auf, ihren Namen auch nur zu erwähnen.

Im Herbst, zwei Jahre nachdem die alte Frau We die Neuigkeit von dem außerordentlichen Glück von Hsiang-lins Frau gebracht hatte, stand unsere alte Magd wieder leibhaftig vor der Eingangshalle zum Hause des Onkels Vier. Sie stellte einen kastanienförmigen Korb auf den Tisch und legte eine kleine Rolle mit Bettzeug daneben. Sie trug immer noch weiße Bänder im Haar, einen schwarzen Rock, eine blaue Jacke und eine mondweiße Weste. Ihr Aussehen war ungefähr so wie früher, nur daß die Wangen ihre Farbe verloren hatten. In den Winkeln der Augen, aus denen der alte Glanz und die alte Fröhlichkeit wie weggewaschen zu sein schienen, waren Tränenspuren zu sehen. Überdies tauchte mit ihr wieder die alte Frau We auf, diesmal mit dem Ausdruck tiefsten Mitleids im Gesicht.

„Es ist also wahr“, sagte sie, „daß es im Himmel viele unvoraussagbare Winde und Wolken gibt. Ihr Gatte war ein starker und gesunder Mann. Wer hätte gedacht, daß er in noch jungen Jahren vom Typhus dahingerafft werden würde? Eigentlich war er von der Krankheit genesen, aber er aß einen Teller kalten Reis, und schon hatte es ihn wieder. Glücklicherweise hatte sie den Sohn. Mit Holzschneiden, Teepflücken und Seidenraupenzucht — sie kennt sich in jeder dieser Arbeiten aus — hätte sie sich den Unterhalt verdienen können. Aber wer hätte ahnen sollen, daß das Kind

von einem Wolf geraubt werden würde? Eine Tatsache! Von einem Wolf!

Es war schon spät im Frühjahr, und die Zeit, da man Wölfe noch fürchtet, war lange vorüber. Wer hätte die Frechheit dieses einen ahnen sollen? Ach ja! Und nun steht sie ganz allein da. Der ältere Schwager ihres verstorbenen Gatten hat ihr das Haus weggenommen und sie hinausgejagt. Sie hat tatsächlich keinen anderen Ausweg mehr, als Sie zu bitten, sie wieder in Ihr Haus zu nehmen. Sie hat niemand mehr auf der Welt. Und da ich hörte, daß Sie Dienstboten wechseln wollen, brachte ich sie her. Und sie weiß ja auch schon, wie man's hier im Hause zu machen hat, und so wird sie auch eher zufriedenstellen können als eine Unerfahrene.“

„Ich war wirklich blöde, wahrhaftig“, sagte Hsiang-lins Frau mit kläglicher Stimme und blickte für einen Augenblick aus erloschenen Augen auf. „Ich wußte nur, daß sich, wenn der Schnee auf den Bergen liegt, die wilden Tiere manchmal in die Täler hinuntergetrauen und auf der Nahrungssuche sich sogar in die Dörfer wagen. Ich wußte nicht, daß sie so lange nach Frühlingsbeginn noch so grimmig sein können. Eines Morgens stand ich früh auf, nahm einen kleinen Korb mit Bohnen, gab ihn Ah Mau und sagte ihm, er solle sich auf die Türschwelle setzen und die Bohnen abzie-

hen. Er war ein sehr gescheites und folgsames Kind. Er hörte immer aufmerksam auf jedes Wort, und auch an jenem Morgen verhielt er sich so, und ich ließ ihn auf der Türschwelle. Ich selbst ging hinter das Haus, um Holz zu hacken und Reis zu waschen. Ich hatte den Reis gerade in die Pfanne getan und wollte auch die Bohnen kochen, also rief ich nach Ah Mau. Als keine Antwort kam, ging ich zur Tür, aber da war kein Ah Mau, sondern nur auf dem Boden verstreute Bohnen.

Nun hatte er nicht die Gewohnheit davonzulaufen, um irgendwo zu spielen, also rannte ich von Tür zu Tür und fragte nach ihm. Niemand wollte ihn gesehen haben. Mir fuhr der Schreck in die Glieder. Ich flehte die Leute an, mir nach ihm suchen zu helfen. Den ganzen Vormittag und tief in den Nachmittag hinein zogen wir hin und her und suchten jeden Winkel ab. Schließlich sahen wir einen seiner kleinen Schuhe an einem Dornbusch hängen. Von diesem Augenblick an sagten die Leute, ein Wolf müsse ihn davongetragen haben, aber ich wollte es nicht glauben. Und ein wenig später, nachdem wir tiefer ins Gebirge hineingegangen waren, fanden wir ihn . . . Sein kleiner Körper lag auf einer grasigen Lichtung. Alle Eingeweide waren herausgerissen. Aber den Bohnenkorb hielt er immer noch krampfhaft in seiner kleinen Hand.“ Als sie in ihrer

Geschichte so weit gekommen war, brach sie zusammen und gab nur noch unverständliche Laute von sich, ohne einen zusammenhängenden Satz zu bilden.

Tante Vier hatte zuerst gezögert, aber nachdem sie die Geschichte gehört hatte, wurden ihre Augen rot, und sie sagte zur Witwe, sie solle ihre Sachen sofort in die Dienstbotenkammer tragen. Die alte Frau We seufzte erleichtert auf, als ob sie gerade ein schweres Bündel von der Schulter getan hätte. Hsiang-lins Frau beruhigte sich ein wenig und trug, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, die Rolle mit ihrem Bettzeug nach dem ihr wohlvertrauten Raum.

So wurde sie wieder Dienstmagd in Ludschen, und jedermann nannte sie wie zuvor Hsiang-lins Frau — nach ihrem ersten Mann.

Aber sie war die gleiche Frau nicht mehr. Nach ein paar Tagen merkten ihre Dienstgeberin und der Herr des Hauses, daß ihre Hände und Füße schwer geworden waren, daß sie lustlos an die Arbeit ging, daß ihr Gedächtnis schlecht geworden war und daß den ganzen Tag lang nicht der Schatten eines Lächelns über ihr leichenfahles Gesicht huschte. Schon am Tonfall in der Stimme der Tante Vier war zu erkennen, daß sie unzufrieden war, und ebenso stand es um Onkel Vier. Wie gewöhnlich hatte er die Brauen hochgezogen, als sie eingetroffen war, aber mit Rücksicht auf die endlosen

Schwierigkeiten mit Dienstboten, die sie seit Verschwinden von Hsiang-lins Frau zu ertragen gehabt hatten, hatte er gegen ihre Wiederverwendung keinen ernsten Einspruch erhoben. Jetzt aber teilte er Tante Vier mit, daß, obwohl der Fall dieser Frau wirklich beklagenswert und es dieserhalb statthaft war, ihr wieder Arbeit zu geben, sie offenbar immer noch mit Erde und Himmel haderte. Es durfte ihr infolgedessen nicht erlaubt werden, kostbare Ritualgefäße durch Berührung zu beschmutzen; insbesondere hatte bei zeremoniellen Anlässen Tante Vier selbst das Essen zuzubereiten. Sonst würden die Ahnengeister beleidigt sein und sich vielleicht gar weigern, auch nur ein Krümelchen zu berühren.

Diese Ahnenopfer gehörten übrigens im Hause des Onkels Vier zu den wichtigsten Angelegenheiten, denn er hielt sich immer noch streng an die alten Bräuche. Früher hatten die Ahnenopfer auch Hsiang-lins Frau reichlich zu tun gegeben, und als das nächste Mal der Altar in die Mitte der Halle gerückt und mit feinem Tuch bedeckt wurde, begann sie, die Weinbecher, Schalen und Eßstäbchen darauf auszulegen — genau wie ehemals.

„Hsiang-lins Frau“, schrie Tante Vier sie an, die herbeigeeilt war, „laß das. Ich werde diese Dinge anordnen.“

Verdutzt hörte Hsiang-lins Frau auf und machte sich daran, die Leuchter herauszuholen.

„Laß auch das. Ich werde auch die Leuchter nehmen“, sagte Tante Vier.

Hsiang-lins Frau ging ein paarmal ziemlich benommen hin und her und fand schließlich, daß es für sie nichts zu tun gab, denn Tante Vier kam ihr immer zuvor. Mißtrauisch verließ sie die Halle und merkte dann, daß die einzige Verwendung, die man für sie noch hatte, die war, in der Küche zu sitzen und das Feuer zu unterhalten.

Die Leute in Ludschen nannten sie weiterhin Hsiang-lins Frau, aber ihre Stimmen hatten einen anderen Ton bekommen. Sie sprachen immer noch mit ihr, aber ihr Lächeln war kalt und voll leiser Verachtung. Sie schien es nicht zu merken, vielleicht scherte sie sich auch nicht darum. Sie starrte durch die Leute hindurch und sprach immer wieder von der einzigen Sache, die ihren Geist bei Tag und Nacht beschäftigte.

„Ich war wirklich blöde, wahrhaftig“, pflegte sie zu wiederholen. „Ich wußte nur, daß sich, wenn der Schnee auf den Bergen lag, die wilden Tiere manchmal in die Täler hinuntergetrauen und auf der Nahrungssuche sich sogar in die Dörfer wagen. Ich wußte nicht, daß sie so lange nach Frühlingsbeginn noch so grimmig sein können . . .“

Sie wiederholte ihre Geschichte immer mit denselben Worten und endete damit, daß sie schluchzte und sich an die Brust schlug.
Jeder, der sie hörte, war gerührt, und sogar die höhnenden Männer verloren, wenn sie zuhörten, ihr Lächeln und gingen bedrückt davon. Die Frauen vergaßen nicht nur die Verachtung, die sie für sie hegten, sondern vergaben ihr auch für den Augenblick ihre schwarzen Sünden. Oft kam es vor, daß sie am Ende der tragischen Geschichte mit Hsiang-lins Frau in Tränen ausbrachen. Sie redete von nichts anderem als von diesem Zwischenfall, der zum Mittelpunkt ihres Lebens geworden war, und sie erzählte ihn wieder und wieder.
Es dauerte jedoch nicht lange, bis die gesamte Bevölkerung von Ludschen ihre Geschichte nicht einmal, sondern mehrere Male gehört hatte, und auch die großzügigsten alten Frauen, die Buddhasinger eingeschlossen, konnten keine Träne mehr hervorbringen, wenn Hsiang-lins Frau ihre Geschichte erzählte. Fast jedermann im Städtchen konnte die Geschichte Wort für Wort hersagen, und sie waren über alle Maßen gelangweilt, wenn sie sie wiederholt hörten.
„Ich war wirklich blöde, wahrhaftig", begann Hsiang-lins Frau.

„Ja, du wußtest nur, daß sich, wenn der Schnee auf den Bergen lag, die wilden Tiere manchmal in die Täler hinuntergetrauen und auf der Nahrungssuche sich sogar in die Dörfer wagen . . ." Ihre Zuhörer pflegten die nächsten Zeilen herzusagen, ihr grausam das Wort abzuschneiden und wegzugehen.
Und Hsiang-lins Frau stand für eine Weile versteinert und mit offenem Mund da, starrte, als ob sie jemanden zum ersten Male sähe, und schleppte sich dann langsam davon, als wäre sie der Fortdauer ihres Daseins müde. Aber ihre Besessenheit gab ihr keine Ruhe, und sie wandte ihren ganzen Scharfsinn auf, um auf Umwegen die anderen zu interessieren. Wenn sie eine Bohne, einen kleinen Korb oder anderer Leute Kinder sah, lenkte sie das Gespräch auf die Tragödie Ah Maus hin. Wenn sie etwa ein zwei oder drei Jahre altes Kind sah, sagte sie:
„Wenn Ah Mau noch hier wäre, dann würde er jetzt gerade so groß sein."
Erschreckt von dem wilden Glanz in den Augen von Hsiang-lins Frau, gaben die Kinder Zeichen zum Aufbruch, indem sie an den Röcken ihrer Mütter zerrten. Und so fand sie sich bald wieder allein und stolperte davon — bis zur nächsten Gelegenheit. Sehr bald kam ihr jedermann auch auf diese Taktik und machte sich über sie lustig. Und wenn die Leute sie nachdenklich

ein kleines Kind anstarren sahen, blickten sie sie nur spöttisch an.

„Hsiang-lins Frau, wenn dein Ah Mau noch hier wäre, würde er nicht gerade ebenso groß sein?"

Es schien, als sollte sie nie darauf kommen, daß ihr Elend seit langem aufgehört hatte, irgend jemandem einen Ersatz für Unterhaltung zu bieten, und daß die ganze Episode bei den früher Mitfühlenden nun Widerwillen erregte, aber die Bedeutung dieser Art von Spott und Hohn drang schließlich auch durch ihren Panzer von Befangenheit, und sie lernte begreifen. Sie warf einen Blick auf den Spaßvogel, brachte aber kein Wort der Erwiderung hervor.

Ludschen verliert niemals seine Begeisterung für das Feiern des Neujahres. Sofort nach dem Zwanzigsten des zwölften Monats beginnen die Festlichkeiten.

Um diese Zeit im nächsten Jahr nahm Onkel Vier zusätzlich einen männlichen Diener und obendrein eine gewisse Liu Ma auf — zum Zubereiten der Hühner und Gänse. Diese Liu Ma war eine „gute Frau", eine buddhistische Vegetarierin, die sich tatsächlich an ihr Gelübde hielt, kein lebendes Geschöpf zu töten. Hsiang-lins Frau, deren Hände besudelt waren, durfte nur das Feuer nachlegen, dasitzen und Liu Ma beim Blankputzen der geheiligten Gefäße zusehen. Draußen legte zarter Schnee eine Decke über die Erde.

„Ach ja, ich war wirklich blöde", seufzte Hsiang-lins Frau auf und starrte mutlos zum Himmel empor.

„Hsiang-lins Frau, du bist schon wieder bei deinem alten Lied", unterbrach Liu Ma sie, einigermaßen erbittert. „Hör mal, ist es wahr, daß du diese Narbe davon hast, daß du mit der Stirn gegen den Altar gerannt bist?"

„Mhm."

„Ich frage dich: wenn es dir so zuwider war, wie kam es, daß du schließlich doch nachgegeben hast?"

„Ich?"

„Ja, du! Mir scheint, du mußt ihm halbwegs entgegengekommen sein, sonst . . ."

„Haha! Du weißt nicht, wie stark er war."

„Nein, ich weiß es nicht. Ich glaube nicht, daß Kraft, wie du sie hast, nicht ausgereicht haben sollte, ihm zu widerstehen. Mir ist ganz klar, daß du selber zu allem bereit gewesen sein mußt."

„Ach du! Dich möcht ich gern dabei sehen, wie lange du so kämpfen könntest."

Liu Mas altes Gesicht faltete sich zu einem Lächeln, so daß es wie eine blankgeriebene Walnuß aussah. Ihre trockenen Augen blieben für einen Augenblick an der Narbe von Hsiang-lins Frau hängen, dann suchten sie ihre Augen.

„Du hast die Weisheit wirklich nicht mit Löffeln gegessen“, sagte Liu Ma. „Wenn du damals eine Anstrengung mehr gemacht hättest, dich umzubringen, wäre es für dich besser gewesen. Wie die Dinge liegen, hast du mit deinem zweiten Mann nicht einmal zwei Jahre zusammengelebt, und das ist auch schon alles, was du von deiner schweren Sünde gehabt hast. Überleg dir das doch ein bißchen: wenn du in die Hölle kommst, werden die Geister deiner zwei Gatten um dich in Streit geraten. Wie kann die Angelegenheit geregelt werden? Es gibt nur einen Weg: Der Höllenfürst kann nichts anderes tun, als dich entzweisägen und jedem der beiden Männer einen gleichen Teil geben. Das, meine ich, ist eine Tatsache.“

Ein Ausdruck, gemischt aus Angst und Erstaunen, kroch über das Gesicht von Hsiang-lins Frau. Das war etwas, das sie vorher nie in Erwägung gezogen, wovon sie in ihrem Bergdorf nicht einmal gehört hatte.

„Ich rate dir, dich zu bessern und Buße zu tun, ehe es zu spät ist. Geh zum Erdgott-Tempel und steuere Geld für eine neue Türschwelle bei. Wenn Zehntausende auf diese Schwelle treten, so wird sie für dich leiden und kann das Verbrechen vielleicht sühnen. Und so kannst du möglicherweise Qualen nach dem Tode vermeiden.“

Hsiang-lins Frau erwiderte mit keinem Wort, fühlte sich aber von unerträglichem Schmerz durchwühlt. Am nächsten Morgen lagen dunkle Schatten um ihre Augen. Sofort nach dem Frühstück machte sie sich auf den Weg nach dem Erdgott-Tempel, um den Priester zu bitten, ihr den Ankauf einer neuen Türschwelle zu erlauben. Zuerst weigerte er sich hartnäckig, und nicht ehe Hsiang-lins Frau eine Flut von Tränen vergossen hatte, ließ er sich herbei, die Sache zu erwägen. Unwillig gab er schließlich zu, daß die Sache für zwölftausend Käsch durchgeführt werden könnte.

Sie hatte seit langem schon mit niemandem gesprochen, da ihr die Leute — wegen ihrer ermüdenden Erzählung von Ah Maus Tod — auswichen, aber die Neuigkeit, daß es in ihrem Fall eine neue Phase gab, verbreitete sich schnell. Viele Leute kamen nun und machten fragende Anspielungen auf die Narbe an der Stirn.

„Hsiang-lins Frau, ich frage dich, warum hast du dem Mann eigentlich nachgegeben?“

„Bedauerlich, sehr bedauerlich“, seufzte ein anderer, „daß die Wunde nicht tief genug ging.“

Sie verstand den Hohn und Spott in ihren Worten sehr gut, sah den Leuten starr ins Gesicht und gab keine Antwort. Sie fuhr einfach fort, schweigend ihre Arbeit zu tun. Sie fegte die Fußböden, putzte Gemüse, wusch Reis, ging grußlos durch die Straßen und trug

bei allem ihre Narbe, das Mal ihrer Schande, zur Schau. Gegen Ende des Dienstjahres ließ sie sich das Geld auszahlen, das Tante Vier ihr an Lohn schuldig war, wechselte es in zwölf Silberdollars um und bat um die Erlaubnis, zu einem Besuch nach dem Westen des Städtchens zu gehen. Noch vor der nächsten Mahlzeit kehrte sie sehr verändert zurück. Sie hatte kein sorgenvolles Gesicht mehr; zum ersten Mal seit vielen Monaten war in ihren Augen etwas Leben, und sie war gut aufgelegt. Sie erzählte Tante Vier, daß sie für den Tempel eine neue Schwelle gekauft habe.

Während der Ahnenopfer zur Wintersonnenwende arbeitete sie unermüdlich, und am Tag der Darbringung der Opfer barst sie einfach vor Energie. Tante Vier nahm die heiligen Geräte heraus, und Ah Niu trug den Altar in die Mitte des Raumes. Hsiang-lins Frau machte sich sofort daran, die Weinbecher und Eßstäbchen hervorzuholen.

„Laß das!“ rief Tante Vier. „Rühr sie nicht an!“

Hsiang-lins Frau fuhr zurück, als ob sie sich die Hand verbrannt hätte; ihr Gesicht wurde aschfarben, und sie rührte sich nicht, sondern stand da wie vom Donner gerührt. So blieb sie stehen, bis Onkel Vier hereinkam. Er befahl ihr wegzugehen, weil er den Opferweihrauch anzünden wollte.

Von diesem Tag an verfiel sie rapid. Nicht nur trat in ihrem körperlichen Zustand eine Verschlechterung ein; der Lebensfunke in ihr war beinahe am Erlöschen. Sie wurde außerordentlich nervös und entwickelte eine krankhafte Angst vor der Dunkelheit und dem Anblick von Menschen, eine Angst sogar vor ihrem Dienstherrn und dessen Gattin. Sie war schließlich zaghaft und verängstigt wie ein Mäuschen, das aus seinem Loch herausgekrochen ist, um einen Augenblick lang ins blendende Tageslicht zu blinzeln. Innerhalb von sechs Monaten verlor ihr Haar die Farbe. Ihr Erinnerungsvermögen litt so sehr, daß sie manchmal sogar den Reis zu waschen vergaß.

„Was ist nur in sie gefahren? Wie ist sie nur so geworden? Es wäre besser, sie nicht im Hause zu haben“, begann Tante Vier sogar in Gegenwart von Hsiang-lins Frau zu sagen.

Aber „so geworden“ war sie zweifellos, und es schien keine Möglichkeit zu geben, ihren Zustand zu bessern. Sie begannen von einer Kündigung zu sprechen oder davon, daß man sie zur alten Frau We zurückschicken sollte. Nichts davon geschah, solange ich in Ludschen wohnte, aber bald darauf wurde die Absicht durchgeführt. Ob die alte Frau We tatsächlich sich eine

Zeitlang um Hsiang-lins Frau kümmerte, nachdem diese das Haus des Onkels Vier verlassen hatte, oder ob sie sofort zur Bettlerin wurde, habe ich nie erfahren.

Ich wurde von einer Serie von Feuerwerken aufgeweckt, sah gelbe Flammenzungen und hörte unmittelbar darauf das scharfe Zischen explodierenden Schießpulvers. Die Fünfte Stunde war nahe, die Zeit der Gebete und der Segen. Soweit es meine Schlaftrunkenheit zuließ, nahm ich die Welt wahr, hörte, wie in der Ferne die Explosionen einander folgten, zuerst regelmäßig, dann immer schneller und stärker, bis der ganze Himmel von ihnen widerhallte, und sah, wie von oben herabgeschossen, überall wirbelnde Schneeflocken schweben. Soweit es das Gemisch von Getöse und sanftem Sturm zuließ, fühlte ich eine Art sehnsüchtiger Befriedigung. All das Grübeln des vergangenen Tages und der frühen Nachtstunden war vergessen in dem Getümmel, das mich umgab, war untergegangen in der Atmosphäre von Erwartung, die die Häuser erfaßte, die im Begriff waren, den Segen zu empfangen.

Welch eine Genugtuung zu wissen, daß die heiligen Geister des Himmels und der Erde, nachdem sie in ihrer Großmut reichlich den Geruch von Opferfleisch, Wein und Weihrauch eingesogen hatten, nun betrunken

im Himmel umhertorkelten. In solcher Laune werden sie gewiß die guten Leutchen von Ludschen mit grenzenlosem Gedeihen segnen.

7. Februar 1924

In einer Weinschenke

Während einer Reise vom Norden nach dem Südosten machte ich einen Abstecher nach meiner Heimat und fuhr dann nach der Stadt S., wo ich einmal ein Jahr lang unterrichtet hatte. Die Entfernung zwischen dieser Stadt und meinem Geburtsort beträgt nur dreißig Li und kann in einem kleinen Boot in weniger als in einem halben Tag zurückgelegt werden. Nach dem letzten Winterschneefall bot die Landschaft ein düsteres, trostloses Bild, und ich mietete mich aus Trägheit und Sehnsucht nach vertrauten Schauplätzen im Luo-Si-Hotel ein, das erst nach meiner Abreise von S. erbaut worden war. Die Stadt war klein. Ich wollte einige meiner alten Kollegen besuchen, fand aber bei meinem

Rundgang keinen von ihnen; sie waren weggezogen, unbekannt, wohin. Als ich am Tor der Schule vorbeikam, fand ich, daß auch sie ihren Namen und ihr Aussehen geändert hatte, und so fühlte ich mich ganz wie ein Fremder. In weniger als zwei Stunden war mein Interesse erschöpft, und ich machte mir Vorwürfe, diesen schlecht überlegten und überflüssigen Besuch gemacht zu haben.

Das Hotel, in dem ich wohnte, vermietete Zimmer, doch verabreichte es keine Mahlzeiten; sie konnten allerdings von auswärts geholt werden, aber diese Kost war langweilig und schmeckte nach Lehm. Vom Fenster aus war nichts als eine schmutzige Mauer mit etwas verwelktem Moos darauf zu sehen; der Putz war stellenweise abgefallen. Darüber hing ein bleiern grauer Himmel, an dem kein Farbfleck dem Auge Erholung bot; überdies hatte wieder leichter Schneefall eingesetzt. Mein Mittagessen war nicht sehr reichlich gewesen, und die Zeit totschlagen mußte ich auch, also dachte ich natürlicherweise an eine kleine Weinschenke, deren Stammgast ich gewesen war. Sie hieß „Zum vollen Faß“ und konnte nicht weit vom Hotel sein. Ich sperrte mein Zimmer ab, trat auf die Straße hinaus und machte mich in der Richtung der Schenke auf den Weg. Eigentlich ging es mir mehr darum, der Langeweile des Hotelzimmers zu entgehen als um Speise und Trank.

„Zum vollen Faß“ stand noch immer an der alten Stelle, und die schmale verwitterte Fassade mit dem verbeulten Schild darüber war unverändert. Aber vom Buchhalter bis zum Kellner kannte ich niemanden mehr in der Schenke; also auch im „Vollen Faß“ war ich ganz zum Fremden geworden. Nichtsdestoweniger ging ich die vertraute Treppe vom Winkel der Schankstube in die erste Etage hinauf. Oben standen, wie früher, fünf kleine Holztische; nur das Ölpapier im Holzgitterfenster war durch Glasscheiben ersetzt worden.

„Eine Kanne Schaohsing. Und dazu zehn Scheiben gebackenen Bohnenkäse mit viel scharfer Pfeffertunke“, sagte ich zum Kellner, der mir die Treppe hinaufgefolgt war, und steuerte auf den Tisch am Fenster zu. Da die Gaststube vollkommen leer war, konnte ich mir den besten Platz aussuchen und auf den öden Garten darunter schauen. Wenn ich mich recht erinnere, gehörte er nicht zur Schenke. Ich hatte ihn zuvor öfters gesehen, manchmal auch während eines Schneegestöbers. Aber als ich ihn nun mit Augen, die sich an das Klima des Nordens gewöhnt hatten, betrachtete, war der Anblick überwältigend: die alten Pflaumenbäume waren trotz des Schnees mit Blüten bedeckt, als nähmen sie den Winter nicht zur Kenntnis; neben dem verfallenden Pavillon paradierte eine Kamelie mit einem Dutzend

knallroter Blüten im dicken dunkelgrünen Laub — sie brannten im Schnee hell wie ein Feuer und schienen sich hochmütig über die Wanderlust des Reisenden zu empören. Dann fiel mir plötzlich ein, daß der Schnee hier ja naß war und klebte und daß man darauf ausglitt, ganz anders als der trockene Schnee des Nordens, der im Sturmwind aufflog und wie Nebel die Luft durchsetzte.

„Hier ist Ihr Wein, Herr“, sagte der Kellner gelangweilt und deckte den Tisch mit Schale, Weinkanne, Eßstäbchen und den Schälchen mit den Gerichten.

Ich wandte mich dem Tisch zu, schob mir alles zurecht und schenkte mir Wein ein. Kein Zweifel, im Norden fühlte ich mich nicht zu Hause, aber auch hier im Süden wurde ich als Fremder angesehen. Der trockene Schnee dort, der wie Staub aufflog, und der nasse Schnee hier, der an den Dingen haftete, schienen mir gleich fremd. In etwas schwermütiger Stimmung nippte ich an meiner Schale, und der reine, unverschnittene Wein schmeckte mir. Auch der gebackene Bohnenkäse war ausgezeichnet zubereitet. Welch ein Jammer, daß die Pfeffertunke zu dünn war, aber die Leute in S. hatten nie eine Ahnung vom Würzen gehabt.

Wahrscheinlich weil es früh am Nachmittag war, hatte das Lokal so wenig von einer Weinschenke an sich und war so ruhig. Ich hatte nun schon drei Schalen Wein

getrunken, aber die vier Holztische waren noch immer nicht besetzt. Ich blickte auf den verlassenen Garten hinaus, und obwohl ich den Zuzug weiterer Gäste gar nicht wünschenswert fand, fühlte ich doch, wie meine Einsamkeit und Langeweile schlimmer wurden. Dennoch ging es mir nicht wider den Strich, als Schritte auf der Treppe sich nur als die des Kellners erwiesen. Und so trank ich noch zwei Schalen Wein.

Diesmal muß es ein Gast sein, dachte ich, als wieder Schritte auf der Treppe hörbar wurden, jedoch viel langsamere als die des Kellners. Als ich den Neuankömmling oben angelangt vermutete, hob ich den Kopf, um einen Blick auf die unwillkommene Gesellschaft zu werfen, und stand überrascht auf. Ich hätte nie gedacht, daß ich hier ganz unerwartet einen Freund treffen würde — wenn er mir überhaupt noch gestattete, ihn Freund zu nennen. Denn der Mann war zweifellos ein früherer Schulkamerad, der dann auch während meiner Lehrtätigkeit mein Kollege gewesen war. Wenn er sich auch ziemlich verändert hatte, erkannte ich ihn doch auf den ersten Blick. Er war nur in seinen Bewegungen viel langsamer geworden, anders als der lebhafte, kluge und stets geschäftige Lü We-fu der alten Zeiten.

„Ah, We-fu, bist du's? Ich hätte nie gedacht, daß ich dich hier treffen würde."

„Oh, bist du's? Ebensowenig hätte ich . . ."

Ich lud ihn ein, an meinem Tisch Platz zu nehmen, was er, allerdings erst nach einigem Zögern, tat. Ich fand das sehr seltsam, und meine erste Freude und Überraschung wichen einem Gefühl der Trauer und Niedergeschlagenheit. Ich sah mir ihn genauer an: Haar und Bart waren noch ebenso voll und unordentlich wie eh und je, aber sein blasses langes Gesicht war magerer geworden und wies Runzeln auf. Er machte einen sehr ruhigen und ausgeglichenen Eindruck, aber das konnte ebensogut auf Müdigkeit zurückzuführen sein, und tatsächlich hatten die Augen unter den dicken schwarzen Brauen ihre Munterkeit eingebüßt. Als er sich jedoch langsam dem verlassenen Garten zuwandte, hatten seine Augen plötzlich den quicklebendigen Ausdruck, den ich aus der Studentenzeit in so guter Erinnerung hatte.

„Tja", sagte ich mit erzwungener Heiterkeit, „es muß jetzt zehn Jahre her sein, seit wir uns zum letztenmal sahen. Ich hörte allerdings, daß du in Djinan seist, war aber viel zu faul zu schreiben."

„Das gilt für uns alle. Aber ich bin nun schon mehr als zwei Jahre mit meiner Mutter in Taiyüan. Als ich sie abholen kam, erfuhr ich, daß du auf und davon seist — für immer."

„Was treibst du denn in Taiyüan?" fragte ich.

„Ich unterrichte im Hause eines Landsmannes."

„Und vorher?“
„Vorher?“ wiederholte er, nahm eine Zigarette aus der Tasche, zündete sie an, blickte dem Rauch nach und fuhr nachdenklich fort: „Nichts Sinnreiches. Ebensoviel wie überhaupt nichts.“
Natürlich erkundigte er sich auch danach, was ich seit unserer Trennung getan hatte, und ich berichtete ihm kurz, nicht ohne vorher den Kellner beauftragt zu haben, eine Schale und Eßstäbchen zu bringen, damit er gleich mit mir essen und trinken könne. Außerdem bestellte ich zwei weitere Kannen gewärmten Wein und Imbisse. Wir hatten früher nie auf Zeremonien Wert gelegt, aber nun wollte jeder dem anderen die Ehre der Speisenwahl überlassen. Schließlich bestellten wir vier Gerichte, die der Kellner vorschlug: gewürzte Bohnen, kaltes Fleisch, gebackenen Bohnenkäse und geräucherten Fisch.
„Ich sah die Sinnlosigkeit ein, kaum daß ich zurückgekehrt war“, sagte er mit einem bitteren Lächeln. In einer Hand hielt er die Zigarette, mit der anderen griff er nach der Schale Wein und fuhr fort: „Als Knabe pflegte ich Fliegen oder Bienen zu beobachten, die irgendwo saßen. Wenn ich sie aufscheuchte, flogen sie davon, zogen einige kleine Kreise und kehrten an die gleiche Stelle zurück. Ich fand das sehr albern und auch armselig. Aber ich hätte nie gedacht, ich selber

würde nach einem Flug in einem so kleinen Kreis an die gleiche Stelle zurückfliegen. Und ich hätte nicht gedacht, daß du zurückkommen würdest. Hast du nicht weiterfliegen können?“
„Das ist schwer zu sagen“, erwiderte ich, wohl auch mit einem bitteren Lächeln. „Wahrscheinlich bin auch ich nur in einem kleinen Kreis herumgeflogen. Aber warum bist du hierher zurückgeflogen?“
„Auch aus einem sinnlosen Grunde“, sagte er, leerte seine Schale und zog einigemal an der Zigarette. Seine Pupillen erweiterten sich, wahrscheinlich vom Alkohol stimuliert, und er fuhr fort: „Ja, aus einem sehr sinnlosen Grunde. Aber wir können ja darüber reden.“
Der Kellner brachte, was wir bestellt hatten, so daß der Tisch nun ganz voll war, und die Stube, warm vom Zigarettenrauch und dem Geruch des gebackenen Bohnenkäses, schien nun etwas fröhlicher zu sein. Draußen fiel der Schnee dichter.
„Du weißt vielleicht“, fuhr er fort, „daß ich einen kleinen Bruder hatte, der im Alter von drei Jahren starb und hier begraben wurde. Ich kann mich nicht einmal mehr erinnern, wie er aussah, aber Mutter sagt, er sei ein sehr herziges Kind gewesen und habe sehr an mir gehangen. Auch jetzt noch treten ihr Tränen in die Augen, wenn sie von ihm spricht. Vergangenen Frühling schrieb mir ein älterer Vetter, der Boden um

das Grab werde allmählich überschwemmt, und er befürchte, es werde über kurz oder lang in den Fluß rutschen; wir sollten gleich kommen und etwas dagegen tun. Mutter wurde sehr ängstlich, als sie es erfuhr — ich konnte es ihr nicht verheimlichen, da sie lesen kann — und hatte mehrere schlaflose Nächte. Aber was konnte ich tun? Ich hatte damals weder Zeit noch Geld für die Reise.

Die Reise wurde bis jetzt aufgeschoben. Die Neujahrsferien gaben mir die Möglichkeit, nach dem Süden zurückzukehren und den kleinen Körper neu zu beerdigen." Er leerte eine weitere Schale und sagte, aus dem Fenster schauend: „Ist so etwas im Norden überhaupt zu finden? Blumen im dichten Schneefall, und der Schnee darunter ist nicht gefroren . . . Ich kaufte also vorgestern einen kleinen Sarg — ich nahm an, der unter der Erde müsse längst verfault sein — und etwas neues Bettzeug und Wattierung, mietete vier Tagelöhner und zog mit ihnen hinaus, um die Wiederbeerdigung vorzunehmen. Ich fühlte mich plötzlich sehr glücklich, wollte beim Graben helfen, wollte die Überreste des kleinen Bruders sehen, der so an mir gehangen hatte — ich hatte nicht die geringste Erfahrung in solchen Dingen.

Als ich auf den Friedhof kam, fand ich, daß der Fluß tatsächlich sich schon so tief ins Ufer eingefressen hatte,

daß er nur noch einen halben Meter vom Grab floß. Es war in einem scheußlichen Zustand, beinahe eingeebnet, da zwei Jahre lang keine Erde aufgeschüttet worden war. Ich stand im Schnee, wies auf das Grab und sagte sehr energisch zu den Arbeitern: ‚Grabt es auf!'

Ich dürfte mich etwas seltsam benommen haben. Meine Stimme klang ziemlich unnatürlich, andererseits hatte ich aber auch das Gefühl, dies sei der wichtigste Befehl gewesen, den ich je in meinem Leben gegeben hatte. Die Arbeiter jedoch schienen an ihm nichts Merkwürdiges zu finden und machten sich einfach an die Arbeit. Als die Grabkammer erreicht war, warf ich einen Blick hinein, und tatsächlich war der Sarg, wie ich es erwartet hatte, fast völlig verfault. Ein Haufen vermoderter Splitter war übriggeblieben, nicht mehr. Mit heftig klopfendem Herzen räumte ich sie weg, um mir meinen Bruder anzusehen. Aber es war nichts, gar nichts da! Bettzeug, Kleider, Knochen — nichts! Auch wenn alle diese Dinge sich in nichts aufgelöst haben, dachte ich, etwas Haar müßte übriggeblieben sein. Hatte man mir nicht erzählt, Haar sei das wenigst Vergängliche am menschlichen Körper? Ich bückte mich und suchte sorgfältig die Stelle ab, wo der Kopf gelegen haben mußte. Es war nichts da, nicht ein einziges Haar!"

Plötzlich bemerkte ich, daß seine Augenlider sich gerötet hatten, doch war das wohl eher auf den Wein als auf seine Empfindungen zurückzuführen. Er hatte kaum etwas gegessen, aber unausgesetzt getrunken; mehr als eine Kanne Wein hatte er schon geleert. Sein Blick und seine Gebärden waren lebhafter geworden: er war nunmehr wie der alte Lü We-fu von ehedem. Ich sagte dem Kellner, er solle noch zwei Kannen Wein wärmen lassen, und wandte mich, die Schale ergreifend, wieder dem Freunde zu, um mir schweigend das Ende seiner Geschichte anzuhören.

„Eigentlich bedurfte es keiner neuen Beerdigung. Ich hätte den Boden einebnen und den Sarg verkaufen können, und damit wäre die Angelegenheit erledigt gewesen. Es mochte ja etwas merkwürdig scheinen, wenn ich den Sarg verkaufte, aber der Laden, wo ich ihn gekauft hatte, würde ihn wohl zurücknehmen, wenn ich nicht zuviel verlangte. Dann hätte ich wenigstens etwas Geld für Wein gehabt. Aber ich tat nichts dergleichen. Statt dessen breitete ich das Bettzeug aus, tat etwas vom Lehm hinein, steckte das Bündel in den Sarg, trug ihn zum Grab meines Vaters und beerdigte den Bruder. Und da ich das Grab mit Ziegeln zumauern ließ, hatte ich auch gestern fast den ganzen Tag mit der Beaufsichtigung der Arbeiter zu tun. So habe ich nun alles getan, was zu tun war, und kann meine

Mutter anlügen und beruhigen. — Schau mich nicht so verdutzt an! Ich weiß, du bist überrascht, weil ich mich so verändert habe. Ja, ich erinnere mich noch an die Zeiten, da wir in den Tempel des Dorfschutzgottes gingen und ihn am Bart zogen; wir pflegten uns ja in unseren Auseinandersetzungen darüber, wie man China umgestalten könnte, so aufzuregen, daß wir oft handgreiflich wurden. Aber ich habe mich eben geändert: ich halte den Schein aufrecht, rege mich über nichts mehr auf. Manchmal denke ich mir: Wenn meine Freunde mich so sähen, die würden mich nicht mehr als Freund anerkennen. Aber so bin ich eben."

Er nahm eine Zigarette aus der Tasche und zündete sie an.

„An deinem Ausdruck sehe ich, daß du noch immer einen gewissen Glauben an mich hast — ich bin natürlich viel weniger sensitiv als früher, aber gewisse Dinge merke ich noch immer. Ich bin dir dafür dankbar, aber deine Einstellung verursacht mir ein gewisses Unbehagen; ich fürchte nämlich, daß ich sogar die alten Freunde, die mir noch wohlwollend sind und Gutes wünschen, enttäuschen werde."

Er hielt plötzlich inne, zog an seiner Zigarette und fuhr fort: „Heute, kurz bevor ich herkam, tat ich noch etwas völlig Sinnloses, aber ich hatte mir gewünscht, es zu tun. Als ich hier wohnte, hatte ich einen Nachbarn,

den Bootsmann Tschang-fu. Er hatte eine Tochter namens Ah Schun. Du mußt sie gesehen haben, wenn du zu mir kamst, wirst ihr jedoch keine Beachtung geschenkt haben, weil sie damals noch sehr klein war. Sie ist auch mit dem Wachsen nicht hübscher geworden. Ihr Gesicht war mager und gewöhnlich — das übliche Oval mit blaßgelber Haut. Aber ihre Augen waren ungewöhnlich groß und hatten lange Wimpern, und die Augäpfel waren klar wie ein wolkenloser Nachthimmel — ich meine den Nachthimmel im Norden, wenn kein Wind bläst, nicht den Himmel hier. Sie verlor die Mutter, als sie etwas über zehn Jahre alt war, und von da an mußte sie nicht bloß für einen jüngeren Bruder und eine kleine Schwester sorgen, sondern sich auch um die Wünsche ihres Vaters kümmern. Da sie sparsam und eine gute Hausfrau war, gelangte die Familie nach und nach zu einem gewissen Wohlstand. Alle Nachbarn lobten sie, und nicht einmal Tschang-fu fand ihre Leistung selbstverständlich.

Als ich mich auf die Reise machte, erinnerte sich meine Mutter ihrer — alte Menschen haben oft ein ganz erstaunliches Gedächtnis. Mutter erzählte mir, Ah Schun habe sich einmal eine künstliche rote Blume gewünscht. Sie hatte sie bei jemandem im Haar gesehen. Als sie sie nicht bekam, weinte sie die ganze Nacht und wurde dafür von ihrem Vater so geschlagen, daß sie zwei oder

drei Tage lang rote Augen hatte. Diese besondere Art Kunstblumen wurde in einer anderen Provinz erzeugt und war nicht einmal in der Stadt S. zu haben; wie also hätte man auf dem Dorfe eine für sie auftreiben sollen? Also trug mir Mutter auf, unterwegs zwei solche Blumen zu kaufen und sie ihr zu bringen.

Der Auftrag war mir nicht bloß nicht lästig, ich freute mich über ihn, denn ich hatte das ehrliche Bedürfnis, etwas für Ah Schun zu tun. Vor zwei Jahren, als ich Mutter holen kam, war Tschang-fu einmal zu Hause, und wir kamen ins Gespräch. Er lud mich zu einer Süßspeise ein, einer Art Gelee aus Buchweizenmehl und weißem Zucker. Schon daraus ersiehst du, daß er kein armer Teufel war, sonst hätte er ja keinen weißen Zucker im Hause gehabt, und daß er gut aß. Er redete mir lange zu, so daß ich die Einladung schließlich nicht mehr ablehnen konnte, doch bat ich, mich nur mit einer kleinen Schüssel zu bewirten, und er sagte mit einem vielsagenden Blick zu Ah Schun: ‚Diese Gelehrten haben nicht viel Appetit, also nimm eine kleine Schüssel, aber gib reichlich Zucker dazu!‘ Als das Gericht fertig war und aufgetragen wurde, erschrak ich über die Größe der Schüssel, wenn auch die vor mich hingestellte, verglichen mit der Tschang-fus, klein war.

Ich hatte Buchweizengelee noch nie gegessen, fand es aber nicht schmackhaft und viel zu süß. Ich hatte acht-

los einige Mundvoll gegessen und wollte gerade aufhören, als mein Blick auf Ah Schun fiel, die in der Ecke stand. Ich brachte nicht den Mut auf, Schüssel und Eßstäbchen wegzutun, als ich die Furcht und Hoffnung sah, die ihr Gesicht ausdrückte, Furcht, sie könnte das Gericht nicht anständig zubereitet haben, und Hoffnung, daß es uns schmecken werde. Ließ ich den größeren Teil des Inhalts meiner Schüssel stehen, dann würde sie sehr enttäuscht sein und sich Vorwürfe machen. Worauf ich mich besonders anstrengte und nicht nur jeden Bissen aufaß, sondern auch fast so schnell wie Tschang-fu. Damals erfuhr ich, was es heißt, sich zwingen zu müssen, etwas zu essen; ich hatte diese Erfahrung nur einmal zuvor gemacht: als Kind hatte ich eine Schüssel mit braunem Zuckersirup essen müssen, in den ein Wurmabführpulver gemengt worden war. Jedenfalls bedauerte ich meine Handlungsweise nicht; das dankbare, halb unterdrückte Lächeln der Genugtuung auf dem Gesicht Ah Schuns, die die leeren Schüsseln wegtrug, entschädigte mich für mein Unbehagen.

In dieser Nacht schlief ich infolge meines aufgeblähten Magens sehr schlecht und litt unter furchtbarem Alpdrücken, aber dennoch wünschte ich ihr Glück ihr Leben lang, wünschte ich, daß sich die Welt um ihretwillen ändere. Aber diese Gedanken waren wohl nur der

Widerhall vergangener Träume. Im nächsten Augenblick lachte ich mich selber aus, und dann vergaß ich diese Träume.

Ich wußte nichts davon, daß sie einmal wegen einer Kunstblume Prügel bekommen hatte, aber als mir Mutter davon erzählte, fiel mir die Geleegeschichte ein, und ich gab mir besondere Mühe. Zuerst suchte ich, allerdings ohne Erfolg, ganz Taiyüan ab, aber erst als ich nach Djinan kam . . ."

Ein rieselndes Geräusch vor dem Fenster lenkte unsere Aufmerksamkeit auf sich: es war der Schnee, der vom Kamelienbaum herabfiel. Die unter der Last gebeugten Äste streckten sich, und das dichte dunkle Laub mit den blutroten Blüten darin kam besser zur Geltung. Das Blei des Himmels wurde grauer. Die Spatzen tschirpten klagend; wahrscheinlich suchten sie vorzeitig die Nester auf, weil die Wolken die Abenddämmerung beschleunigten und auf dem schneebedeckten Boden kein Futter zu finden war.

„Erst als ich nach Djinan gekommen war", fuhr er fort, nachdem er aus dem Fenster geschaut, noch eine Schale Wein getrunken und einige Züge an seiner Zigarette gemacht hatte, „bekam ich diese Kunstblumen. Ich könnte nicht behaupten, es sei dieselbe Art Blumen gewesen wie die, für welche sie die Prügel bekommen hatte, aber aus dem gleichen Material waren sie. Ich

wußte nicht, ob sie satte oder helle Farben liebte, also kaufte ich eine grellrote und eine rosarote Blume. Die brachte ich mit.

Heute nachmittag, gleich nach dem Mittagessen, ging ich zu Tschang-fu hinüber. Nur darum war ich einen Tag länger geblieben. Das Haus stand auf dem alten Fleck, kam mir aber düster vor, wahrscheinlich weil mir so trüb zumute war. Tschang-fus Sohn und seine jüngere Tochter Ah Dschao, beide nun erwachsen, standen am Tor. Ah Dschao war ganz anders als ihre Schwester, sie sah eher wie ein Gespenst aus. Als sie mich erblickte, flüchtete sie ins Haus. Ich fragte den Jungen und bekam zu hören, daß Tschang-fu nicht zu Hause sei. ‚Und deine ältere Schwester?' fragte ich schließlich. Darauf starrte er mich an und fragte, was ich von ihr wolle; dazu machte er ein Gesicht, als wollte er sich auf mich stürzen. Ich stammelte irgendwelche Entschuldigungen und zog ab; ich bin neuerdings sehr ängstlich und leicht zu entmutigen . . .

Du machst dir keine Vorstellung davon, was ich für eine Angst habe, Menschen aufzusuchen — viel mehr als früher. Ich weiß, daß ich andern ein Dorn im Auge bin — ich bin es mir selber — warum sollte ich also andere Leute in schlechte Laune versetzen? Aber ich wollte ja meinen Auftrag ausführen, und so ging ich nach einigem Zögern zum Brennholzhändler gegenüber.

Die Mutter des Händlers, die alte Frau Lao Fa, war noch am Leben. Sie erkannte mich und lud mich ein, einzutreten und Platz zu nehmen. Nach den üblichen Begrüßungsworten erzählte ich ihr, warum ich nach S. zurückgekehrt sei und warum ich Tschang-fu suche. Zu meiner Überraschung seufzte sie auf und sagte dann: ‚Welch ein Unglück, daß Ah Schun das Vergnügen, diese Blumen zu tragen, niemals haben wird.'

Dann erzählte sie mir mit allen Einzelheiten, was geschehen war:

‚Vergangenen Frühling wurde sie blaß und blasser und magerte auffallend ab. Immer öfter bekam sie Weinkrämpfe, konnte aber, wenn sie danach gefragt wurde, keine Ursache angeben. Manchmal weinte sie die ganze Nacht lang, so daß schließlich Tschang-fu die Geduld verlor, sie ausschalt und ihr vorwarf, sie habe mit dem Heiraten zu lange gewartet und verblöde nun. Im Herbst bekam sie eine leichte Erkältung und legte sich ins Bett. Sie sollte es nicht mehr verlassen. Einige Tage vor ihrem Tode gestand sie Tschang-fu, es ginge ihr wie der Mutter, die an Blutspucken litt und die ganze Nacht schwitzte. Ah Schun hatte es verheimlicht, um dem Vater keine Sorgen zu bereiten. Eines Abends kam ihr Onkel Tschang-geng und wollte sich Geld ausborgen, was oft vorkam. Als sie es ihm verweigerte, sagte er mit einem kalten Lächeln: ‚Du

brauchst nicht so stolz zu sein, dein Mann reicht mir nicht das Wasser.‘ Sie machte sich deshalb Sorgen, war aber zu schamhaft, um Fragen zu stellen, und weinte nur noch mehr. Tschang-fu versuchte sie zu trösten, sagte, ihr zukünftiger Mann sei ein sehr verläßlicher und ehrgeiziger Mensch, aber es war zu spät. Sie glaubte ihm nicht mehr und sagte: ‚Nur gut, daß ich schon so krank bin, daß es keine Rolle mehr spielt.‘

Die alte Frau sagte auch: ‚Wenn der Zukünftige wirklich schlimmer war als Tschang-geng, das wäre allerdings furchtbar! Dann könnte er nicht einmal einem Hühnerdieb das Wasser reichen, und was soll man zu so einem Kerl sagen! Aber als er zum Begräbnis kam, sah ich ihn mit meinen eigenen Augen: seine Kleider waren sauber, und er sah sehr anständig aus. Mit Tränen in den Augen sagte er, er habe als Bootsmann hart gearbeitet und sein halbes Leben gespart, um heiraten zu können, und nun sei ihm die Frau gestorben. Offensichtlich war er ein braver Mensch, und alles, was Tschang-geng gesagt hatte, war erlogen. Es ist wirklich traurig, daß Ah Schun auf die Lügen eines geborenen Diebes hereinfiel und für nichts starb. Aber wir können niemand dafür zur Rechenschaft ziehen, nur Ah Schuns Pech.‘

So also stand die Sache, und damit waren meine Geschäfte hier erledigt. Aber was sollte ich mit den zwei

Kunstblumen tun? Ich gab sie Frau Lao Fa, mit der Bitte, sie Ah Dschao zu geben. Eigentlich wollte ich sie ihr gar nicht schenken, denn Ah Dschao war ja vor mir davongelaufen, als wäre ich ein Wolf oder noch schlimmer. Dennoch gab ich sie ihr. Wenn ich meine Mutter wiedersehe, werde ich ihr sagen, Ah Schun habe sich über die Blumen unsagbar gefreut. Was spielen diese Dinge denn für eine Rolle? Sie dienen ja doch nur dazu, die Zeit hinzuziehen und mich selber weiterzuschleppen, bis ich nach dem Neujahrsfest wieder herunterleiere: ‚Der Meister Konfuzius sagt‘ und ‚Das Buch der Lieder sagt‘.“

„Das unterrichtest du?“ fragte ich erstaunt.

„Natürlich. Dachtest du, ich unterrichte das Abc? Ich hatte zuerst nur zwei Schüler, von denen einer das ‚Buch der Lieder‘, der andere Mencius studierte. Seit neuestem habe ich auch eine Schülerin, die die ‚Vorschriften für Frauen‘ studiert. Ich unterrichte nicht einmal Mathematik. Nicht daß es mich danach gelüstete, aber die Eltern wünschen es nicht.“

„Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß du solche Texte lehren würdest!“

„Der Vater wünscht, daß die Kinder das studieren. Da ich nicht zur Familie gehöre, geht es mich nichts an, was sie lesen. Aber was spielen diese Dinge schon

für eine Rolle? Man muß alles nehmen, wie es kommt."
Sein Gesicht war gerötet, und er schien betrunken zu sein. Aber das Licht in seinen Augen war erloschen. Ich seufzte leise, aber es fiel mir nichts ein, was ich im Augenblick hätte erwidern können. Auf der Treppe wurden Schritte hörbar, und mehrere Gäste kamen herauf. Der erste war ein kleiner Mann mit einem aufgeblähten runden Gesicht, der zweite war groß und hatte eine auffällig aus dem Gesicht hervortretende rote Nase. Ihnen folgten andere, und der kleine Bau schwankte unter ihren Schritten. Ich wandte mich wieder Lü We-fu zu, der augenscheinlich gerade etwas sagen wollte, und rief dann nach der Rechnung.
„Verdienst du genug, um davon zu leben?" fragte ich ihn, als wir uns zum Aufbruch fertig machten.
„Ich habe zwanzig Dollar monatlich, kaum genug um auszukommen."
„Was gedenkst du also in Zukunft zu tun?"
„Zukunft? Ich weiß es nicht. Überlege dir's doch: ist irgend etwas von den Dingen, die wir uns früher erträumten, je so geworden, wie wir es erhofften? Ich weiß nichts über die Zukunft, weiß nicht einmal, was morgen sein wird und was die nächste Minute bringen mag . . ."

Der Kellner brachte die Rechnung und reichte sie mir. Lü We-fu war nun nicht mehr so zeremoniös wie am Anfang. Er warf nur einen Blick auf mich, paffte an seiner Zigarette und ließ mich die Rechnung begleichen.
Wir nahmen an der Tür der Schenke Abschied voneinander, denn seine Herberge lag in der entgegengesetzten Richtung von der meinigen. Ich schlenderte zu meinem Hotel, und der kalte Wind und die Schneeflocken, die mir ins Gesicht fielen, erfrischten mich. Der Himmel war nun schon dunkel und verschwamm mit den Häusern und Straßen im ruhelosen Gewebe der weißen Schneedecke.

16. Februar 1924

Eine glückliche Familie

(In der Art des Hsü Tjin-wen)*

„. . . Man darf nur schreiben, wenn einem danach zumute ist. Es muß wie das Sonnenlicht sein, das aus einer unendlichen Lichtquelle kommt, nicht wie die Funken, die ein Stahl aus dem Stein schlägt; nur so etwas kann Kunst, nur solche Schriftsteller können wahre Künstler werden. Aber wie steht's mit mir?"
Hier sprang unser Autor aus dem Bett, entschlossen, sich an die Aufgabe zu machen, für die er sich entschieden hatte; er wollte schreiben, um zu etwas Geld zu kommen, das er dringend für den Lebensunterhalt seiner Familie brauchte. Was sein Absatzgebiet betraf, so hatte er beschlossen, es mit dem Verlag der Monatsschrift „Glück" zu versuchen, der verhältnismäßig großzügig zu sein schien. Aber er mußte ein passendes Thema finden, sonst würden sie die Sache nicht annehmen. Er war nicht zu stolz, den Wünschen der Redaktion entgegenzukommen.

* Hsü Tjin-wen — Novellist, Zeitgenosse Lu Hsüns. Lu Hsün schrieb seine Satire als Antwort auf dessen Erzählung „Ein idealer Gatte".

Was gab es denn an Problemen, die die moderne Jugend beschäftigten? Nun, es gibt ein gerüttelt Maß solcher Probleme, und die meisten drehen sich wohl um Liebe, Ehe und Familie. Ja, es gibt zweifellos unzählige junge Männer und Frauen, die diese Probleme sogar in diesem Augenblick diskutieren. Er beschloß also, über Familienleben zu schreiben. Aber wie? Es hatte keinen Sinn, sich gegen die Strömungen des Tages zu stellen; die Redaktion würde die Sache nicht annehmen . . . Aber warum solches Pech vorauszusetzen? Und doch . . .
Er tat die vier oder fünf Schritte zum Schreibtisch, setzte sich, nahm ein grünliniertes Blatt Papier und schrieb ohne Zögern, wenn auch mit dem Gefühl, seine Kunst zu kompromittieren, den Titel: EINE GLÜCKLICHE FAMILIE.

Dann hielt er inne, starrte zur Decke hinauf und überlegte, wohin er seine glückliche Familie pflanzen könnte. Peking? dachte er. Nein, das geht nicht: Peking ist eine so tote Stadt, sogar die Luft dort ist tot. Man könnte diese tödliche Atmosphäre nicht ausschalten, selbst wenn man um die Familie eine hohe Mauer baute. Das ging also nicht, absolut nicht. Und in Kiangsu und Tschekiang, da glomm schon seit einiger Zeit ein Bürgerkrieg, der jeden Augenblick ausbrechen konnte, und dasselbe galt — nur noch in stärkerem Maße — für Fukien. Szetschuan und Kuangtung? Dort waren in diesem Augenblick Kämpfe im Gange. Schantung und Honan? Dort war Menschenraub etwas Alltägliches. Konnte es eine glückliche Familie geben, wenn eines ihrer Mitglieder geraubt wurde? Aber kamen denn die Fremdenkonzessionen in Schanghai oder Tientsin in Betracht? — Dort waren die Mieten zu hoch. Wie, wenn er die Familie irgendwohin ins Ausland versetzte? — Ach, das kam überhaupt nicht in Frage. Wie stand es denn um Yünnan und Kueitschou? Diese Provinzen waren auf jeden Fall zu fern und unzugänglich . . .

Nachdem er sich den Kopf zerbrochen hatte, ohne einen passenden Schauplatz zu finden, wollte er ihn schon A nennen, aber da fiel ihm rechtzeitig ein, daß gegen die Verwendung von Buchstaben des westlichen Alphabets zur Bezeichnung von Personen- und Ortsnamen ziemlich große Abneigung herrschte. Sie verringerten das Interesse des Lesers, hieß es. Es ist wahrscheinlich empfehlenswerter, sie nicht zu verwenden, wenn ich sicher gehen will. Aber wohin mit der Familie, wohin? Hunan? Auch dort war ein Bürgerkrieg im Gange. Daliän? Dort war wieder die Miete zu hoch. Wie wäre es mit Tschahar, Kirin und Heilungkiang? Aber waren diese Provinzen nicht von Räubern überlaufen? . . . Nachdem er so alle möglichen Orte, die ihm einfielen, Revue passieren lassen und als ungeeignet verworfen hatte, entschied er, daß A als Wohnort seiner glücklichen Familie gut genug sei.

Das ist nun einmal nicht anders zu machen. Die glückliche Familie wird eben in A wohnen müssen. Sie wird natürlich aus Mann und Frau bestehen, dem Herrn und der Herrin des Hauses. Diese beiden haben ihre Ehe nicht auf Wunsch der Eltern, sondern aus eigenem Willen geschlossen. Der aufgesetzte Ehevertrag mit seinen mehr als vierzig Punkten, die alle Möglichkeiten vorsehen, macht diese Ehe zu einer auf Freiheit und Gleichheit der Partner fundamentierten. Überdies haben beide eine gute Erziehung genossen und sind intelligent und hochherzig. Da aus Japan zurückgekehrte Studenten nicht mehr so gern gesehen sind, lasse ich sie wohl besser aus Europa oder Amerika zurückgekehrt sein.

Der Herr des Hauses trägt immer ausländische Kleider, mit einem stets schneeweißen Kragen; das Haar der Frau ist dauergewellt und vorne flaumig wie ein Sperlingsnest, und wenn sie lächelt, sind ihre Perlenzähne zu sehen, aber sie trägt weiter die traditionellen chinesischen Gewänder . . .

„Nein, auf keinen Fall! Fünfundzwanzig Cattys!"

Es war die Stimme eines Mannes, die durch das Fenster zu hören war. Der Autor wandte sich zum Fenster, um einen Blick hinaus zu tun, aber die Sonne schien so grell durch die Vorhänge am Fenster, daß er ganz schwindlig wurde, was ihn jedoch nicht hinderte, ein Geräusch wie von auf die Erde fallenden Holzscheiten zu hören. Na, es ist ja gleichgültig, sagte er zu sich selbst und kehrte zu seinen Gedanken zurück. Aber fünfundzwanzig Cattys wovon? . . . Sie sind natürlich beide intelligent und hochherzig und schätzen Literatur und Kunst. Aber da sie eine glückliche Kindheit hinter sich haben, mögen sie russische Romane nicht. Russische Romane beschäftigen sich zumeist mit den unteren Klassen, passen also nicht zu einer solchen Familie. Fünfundzwanzig Cattys? Ist ja ganz gleich. Was also lassen wir sie lesen? Byrons Gedichte? Keats? Nein, das ist nicht ganz das Richtige . . . Aber natürlich lesen sie beide gern Oscar Wildes „Ein idealer Gatte". Ich selbst habe das Buch zwar noch nicht gelesen, aber da die Professoren es loben, muß es wohl gut sein, und beide sollten es lesen. Sie sollten jeder ein Exemplar haben; ja, in dieser glücklichen Familie müssen zwei Exemplare des „Idealen Gatten" vorhanden sein . . .

Er verspürte ein Gefühl der Leere im Magen, legte den Pinsel hin und stützte den Kopf mit den Händen, so daß dieser wie ein Globus an zwei Stützen hing.

Sie sind gerade beim Mittagessen, dachte er, und ihr Tisch ist mit einem schneeweißen Tischtuch gedeckt. Der Koch bringt die Gerichte: chinesische Speisen. Fünfundzwanzig Cattys! Wovon? Ist doch ganz gleichgültig. Warum chinesische Speisen? Weil die Europäer alle sagen, die chinesische Küche sei die beste und bekömmlichste, ißt die glückliche Familie chinesisch. Der erste Gang besteht aus . . . Was, um Himmelswillen, servieren wir als ersten Gang?

„Brennholz . . ."

Er wandte erschreckt den Kopf: hinter ihm stand die Herrin seines eigenen Hauses, die traurigen müden Augen auf ihn gerichtet.

„Was ist los?" fragte er seine Frau ziemlich ungeduldig, weil sie ihn in seiner schöpferischen Arbeit störte.

„Wir haben kein Brennholz mehr im Haus. Ich brauche es noch heute. Das letzte Mal hat es uns zwei Diao vier gekostet, und jetzt verlangt der Mann zwei

Diao sechs. Was meinst du, soll ich ihm zwei Diao fünf anbieten?"

„Ja, gib ihm zwei Diao fünf."

„Aber wir werden am Gewicht betakelt. Er behauptet, es seien vierundzwanzigeinhalb Cattys. Ich glaube, ich sollte ihm nur dreiundzwanzigeinhalb bezahlen . . . Was meinst du?"

„Gut, laß es dreiundzwanzigeinhalb sein."

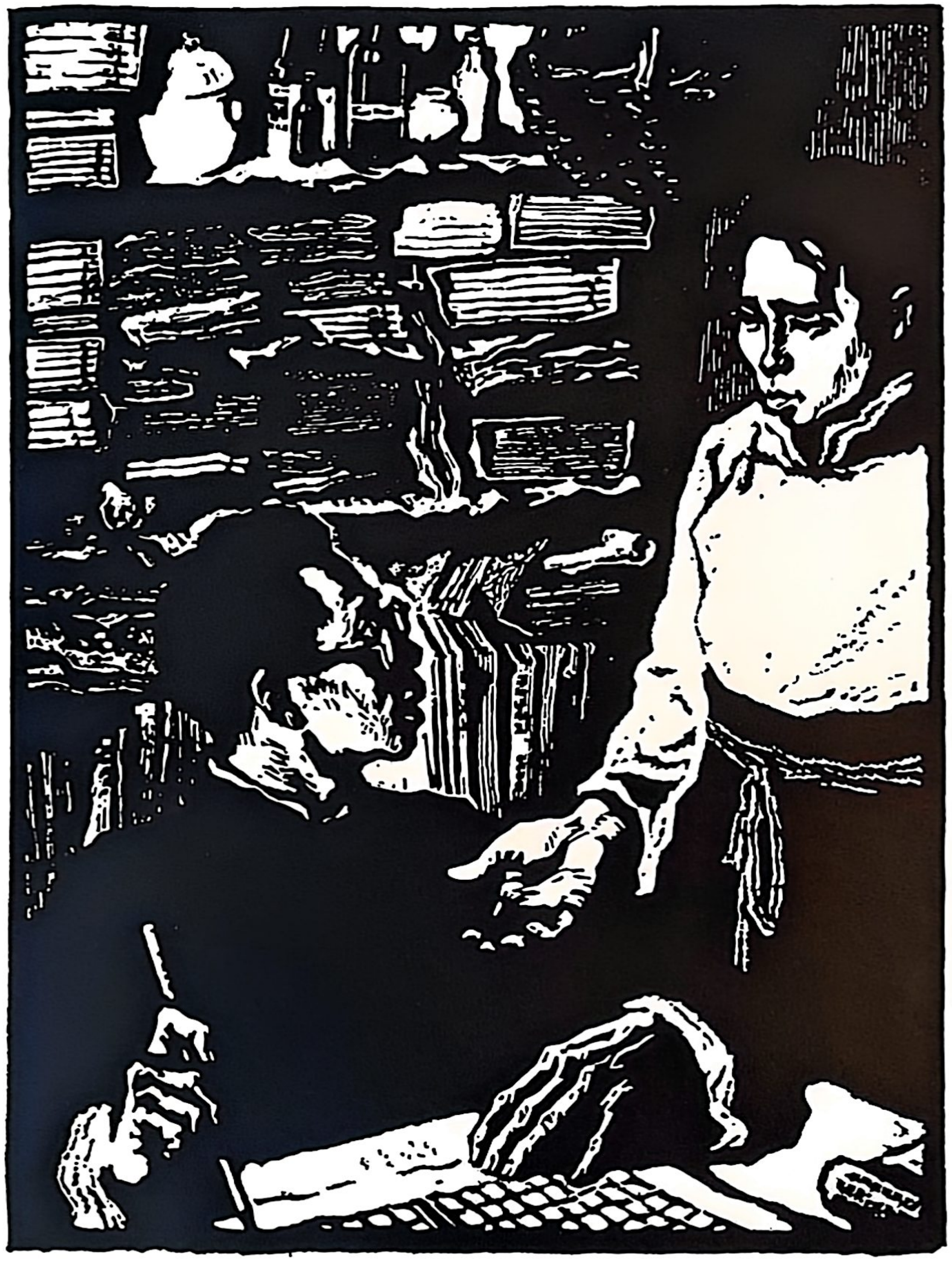
„Das sind dann fünfmal fünf, das ist fünfundzwanzig; dreimal fünf ist fünfzehn . . ."

„Ja, fünfmal fünf sind fünfundzwanzig; dreimal fünf sind fünfzehn . . ." Auch er konnte nicht weiter, drehte sich wieder zum Schreibtisch, ergriff den Pinsel und begann, den Endbetrag auf dem Papier auszurechnen, auf das er „Eine glückliche Familie" geschrieben hatte. Es dauerte eine gute Weile, bis er das richtige Ergebnis hatte; dann blickte er auf und sagte:

„Fünf Diao acht!"

„Dann hab' ich nicht genug Geld. Ich brauche noch acht oder neun Käsch . . ."

Er zog die Schreibtischlade heraus, ergriff eine Handvoll Münzen, etwa zwanzig oder dreißig Käsch, tat sie in die geöffnete Hand seiner Frau und blickte ihr nach, als sie das Zimmer verließ. Dann drehte er sich wieder zu seinem Schreibtisch zurück. Er hatte nun das Gefühl, sein Kopf sei vollgestopft — mit Brennholz und



„Dann hab' ich nicht genug Geld. Ich brauche noch acht oder neun Käsch . . ."

arabischen Ziffern. Er tat einen tiefen Atemzug und atmete wieder aus, als könnte er auf diese Weise das Brennholz und die arabischen Ziffern loswerden. Tatsächlich wurde ihm dadurch etwas leichter ums Herz, und seine Gedanken kehrten wieder zu seiner glücklichen Familie zurück.

Was für Gerichte also soll der Koch servieren? So etwas wie Schweinebraten oder Seegurken mit Garnelenlaich ist ein wenig zu gewöhnlich. Sagen wir, daß sie „Krieg zwischen Drachen und Tigern“ bekommen. Aber woraus besteht der „Krieg zwischen Drachen und Tigern“? Manche sagen, es sei eine kantonesische Delikatesse, die nur bei erstrangigen Festessen serviert wird und aus Katzen- und Schlangenfleisch besteht. Aber ich habe den Namen auf der Speisenfolge eines Restaurants in Kiangsu gesehen. Ich weiß, daß die Leute in Kiangsu weder Katzen noch Schlange essen; ihr „Krieg zwischen Drachen und Tigern“ muß also aus Frosch und Aal bestehen, wie mir jemand erzählte. Aus welcher Provinz soll ich nun meinen Helden und meine Heldin stammen lassen? . . . Macht im Endeffekt wohl keinen Unterschied. Ganz gleich, wo sie herkommen, es kann der glücklichen Familie nicht schaden, sie einen Teller „Krieg zwischen Drachen und Tigern“ essen zu lassen, ob das Gericht nun aus Katze und Schlange oder aus Frosch und Aal zubereitet ist.

Das wäre also erledigt: als erster Gang wird „Krieg zwischen Drachen und Tigern“ aufgetragen.
Die Schüssel steht also in der Mitte des Tisches, und die glücklichen Eheleute nehmen gleichzeitig ihre Eßstäbchen zur Hand, lächeln freundlich, schauen einander an und sagen, indem sie auf die Schüssel deuten:
„My dear, please.“
„Please, you eat first, my dear.“
„Oh no, you please!“
Worauf sie gleichzeitig mit den Eßstäbchen hineinfahren und sich einen Happen Schlangenfleisch herausangeln. — Nein, nein, Schlangenfleisch ist denn doch wohl zu ausgefallen. Lassen wir's lieber Aal sein. Das heißt also, daß dieser besondere „Krieg zwischen Drachen und Tigern“ aus Frosch und Aal zubereitet wurde. Sie angeln sich also gleichzeitig zwei Stücke Aal von derselben Größe heraus . . . fünfmal fünf ist fünfundzwanzig, dreimal fünf . . . und stecken sie in den Mund . . . Gegen seinen Willen wurde er von einem so starken Verlangen sich umzudrehen erfaßt, daß er kaum widerstehen konnte. Hinter ihm ging irgend etwas vor: jemand war mehrmals hereingekommen und wieder hinausgegangen. Es gelang ihm jedoch, der Versuchung zu widerstehen und zu seinen unzusammenhängenden Gedanken zurückzukehren.

Das alles ist sehr banal, fürchte ich. Keine Familie würde sich so benehmen. Meine Gedanken sind in einem schrecklichen Durcheinander. Wenn ich so weitermache, werde ich das Zeug nie zu Ende bringen, obwohl ich ein so großartiges Thema habe. — Aber vielleicht ist es gar nicht notwendig, sie aus dem Ausland heimgekehrte Studenten sein zu lassen; es müßte doch genügen, daß sie ihre Studien an irgendeiner Hochschule im Lande beendet haben. Also machen wir sie beide zu Hochschulabsolventen, großherzig und intelligent . . . Der Held ist Schriftsteller, die Heldin eine literaturbeflissene Dame. Oder soll ich sie zu einer Lyrikerin und ihn zu einem Liebhaber von Poesie und Frauenrechtler machen? Vielleicht . . . Schließlich gab er es auf und drehte sich um, um einen Blick ins Zimmer zu werfen.
Zu seiner Überraschung erblickte er einen Haufen von Kohlköpfen, die neben dem Bücherschrank hinter seinem Rücken zu einem großen A arrangiert worden waren, drei in der untersten, zwei in der mittleren Reihe und einer obenauf.
„Oh!“ Er seufzte erleichtert auf und fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß und ein Prickeln über den Rücken lief. Er holte tief Atem, um das Prickeln loszuwerden, und fuhr fort: Das Haus der glücklichen Familie hat viele Zimmer. Es muß auch eine Vor-

ratskammer haben, wo man Dinge wie Kohlköpfe hintut. Und natürlich haben die Leute ein Arbeitszimmer, an dessen Wänden Bücherschränke voll chinesischer und ausländischer Werke stehen, unter denen sich „Ein idealer Gatte“ befindet — in insgesamt zwei Exemplaren. Selbstverständlich gibt es im Arbeitszimmer keine Kohlköpfe. Sie haben ein Schlafzimmer mit einem Doppelbett aus Messing. Das Bett könnte auch einfacher sein, zum Beispiel aus Ulmenholz, in der Tischlerwerkstatt des Ersten Gefängnisses hergestellt. Der Raum unter dem Bett wird nicht mit allen möglichen Dingen vollgestopft . . . Er warf einen Blick unter sein eigenes Bett und fand, daß das ganze Brennholz verschwunden war; nur ein aus Gras geflochtenes Seil lag noch da, gewunden wie eine tote Schlange.

Dreiundzwanzigeinhalb Cattys . . . Es fiel ihm ein, daß ja bald Brennholz hereingebracht und unter dem Bett verstaut werden würde, und er hatte wieder das Gefühl, damit vollgestopft zu sein. Hastig stand er auf, um die Tür zu schließen, aber kaum hatte seine Hand die Klinke berührt, als er auch schon die Unhöflichkeit seines Gebarens empfand und sich dafür entschied, den staubigen Vorhang zuzuziehen. Er war von dieser Lösung ziemlich befriedigt, denn, dachte er, darin war weder die Exzentrizität des Einsiedlers noch die mangelnde Sicherheit einer Politik der offenen Tür;

es stand ganz im Einklang mit der „Lehre von der Mitte“.

Die Tür zum Studierzimmer des Hausherrn muß immer geschlossen sein, dachte er, nachdem er sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt hatte. Wenn sie mit ihm etwas zu besprechen hat, muß sie zuerst anklopfen und auf seine Erlaubnis hereinzukommen warten. Das ist das richtige Benehmen in diesen Dingen. Angenommen, der Hausherr sitze in seinem Arbeitszimmer und die Dame möchte ein literarisches Thema mit ihm diskutieren. Sie würde zuerst anklopfen — kaum wahrscheinlich, daß sie einen Haufen Kohlköpfe hereinbringen würde.

„Come in, please, my dear!“

Wie aber, wenn der Hausherr für literarische Diskussionen keine Zeit hat? Kann er sie einfach ignorieren und weiter an der Tür klopfen lassen? Das geht doch wohl nicht. Vielleicht stehen alle diese Dinge im „Idealen Gatten“, das muß ein wirklich ausgezeichneter Roman sein. Ich muß ihn kaufen und lesen, sobald ich etwas Geld für dieses Manuskript bekomme . . .

Klatsch!

Bei diesem Geräusch richtete er sich auf, wußte er doch aus Erfahrung, daß dieses Klatschen das Ergebnis des Zusammentreffens der Handfläche seiner Frau mit dem Kopf ihrer dreijährigen Tochter war.

In der glücklichen Familie, fuhr er fort, gereizt vom Geheul, in das die Tochter jetzt ausgebrochen war, kommen die Kinder erst spät, sehr spät. Vielleicht ist es am besten, Kinder überhaupt nicht zu haben. Mit nur zwei Leuten ist alles so viel friedlicher. Sie könnten sogar in einem Hotel leben und sich alles besorgen lassen. Es wäre eigentlich noch friedlicher, wenn man ganz allein und ohne Bindungen wäre . . .

Da das Geheul lauter wurde, stand er auf, um Ordnung zu schaffen, doch als er den Vorhang beiseiteschob, fiel ihm ein: Aber Marx schrieb sein „Kapital" trotz des Geschreis und Gelärmes seiner Kinder. Darum war er ja ein so großer Mann . . . Als er das anstoßende Zimmer passiert hatte und die Tür nach außen öffnete, verspürte er den Geruch von qualmendem Petroleum. Das Kind lag rechts vor der Tür, mit dem Gesicht auf dem Boden. Als die Kleine ihn erblickte, schluchzte sie noch heftiger.

„Na, na, schon gut, schon gut . . . Weine nicht, mein braves Kind", sagte er und hob die Kleine hoch. Als er sich umdrehte, sah er seine Frau mit verärgertem Gesicht links von der Tür stehen. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt, als wäre sie gerade mitten in Freiübungen.

„Also jetzt kommst du auch noch daher, um mir den Herrn zu zeigen! Statt mir zu helfen, machst du mir

nur noch mehr Arbeit! . . . Sogar die Lampe ist umgefallen, und womit werden wir heute abend Licht machen?"

„Weine doch nicht . . . Ist ja alles schon gut . . . Weine nicht, mein gutes, kleines Mädchen", sagte er, trug die Kleine in sein Zimmer und streichelte sie. Er stellte sie auf den Boden, zog den Stuhl heran, setzte sich hin und nahm die Kleine aufs Knie. Dann hob er eine Hand und sagte: „Nicht mehr weinen, Kleines. Sei ein braves Mädchen. Schau her, jetzt macht Vati Katzenwaschen für dich." Und er steckte die Zunge heraus, tat, als ob er sich die Hand leckte, und drehte sie dann in kleinen Kreisen vor seinem Gesicht herum.

Das Kind fing an zu lachen und rief: „Oh, Miezekatze!"

„Ja, Miezekatze!" pflichtete er ihr bei und zog noch einen Kreis vor seinem Gesicht. Er hielt inne, weil er sah, daß das Kind ihn nun aus tränenfeuchten Augen anlächelte. Plötzlich fiel ihm auf, wie sehr ihr liebliches unschuldiges Gesicht dem der Mutter glich, das heißt, dem der Mutter, wie er sie vor fünf Jahren gekannt hatte. Die roten Lippen waren besonders ähnlich, nur kleiner. An einem bestimmten klaren Winternachmittag hatte sie ihn ganz genau so mit einem lächelnden Antlitz aus tränenfeuchten Augen angeblickt, als er ihr

gesagt hatte, er wäre bereit, um ihretwillen alles zu opfern und jeden Widerstand zu überwinden. Er saß da, in Gedanken verloren, wie in einem eigentümlichen Rausch.

Ach, die süßen Lippen, dachte er.

In diesem Augenblick wurde der Türvorhang plötzlich beiseitegeschoben: das Brennholz wurde hereingebracht.

Er erwachte aus seinem Traum. Das Kind schaute ihn immer noch mit tränenschweren Augen an, die roten Lippen ein wenig geöffnet, während das Brennholz Bündel um Bündel hereinkam. Lippen . . . Sie würde ja später wohl auch nichts Besseres zu tun haben, als zu errechnen, daß fünfmal fünf fünfundzwanzig sind und neunmal neun einundachtzig . . . und ihre Augen würden traurig und müde sein . . . Brüsk griff er nach dem grünlinierten Blatt, auf das er „Eine glückliche Familie" und einige Ziffern geschrieben hatte, und knüllte es zusammen. Aber dann strich er es wieder glatt und wischte dem Kind die Tränen von Augen und Nase weg. „Braves, kleines Mädchen, geh jetzt und spiel!" sagte er, schob sie sanft von sich und warf das wieder zerknüllte Blatt in den Papierkorb.

Fast im gleichen Augenblick fühlte er, daß er mit dem Kind nicht so nett und geduldig gewesen war, wie er hätte sein können. Er drehte sich um und sah zu, wie

es einsam und trostlos hinausging. In seinen Ohren klang immer noch das Geräusch fallenden Brennholzes. Er versuchte sich zu konzentrieren, drehte sich zum Schreibtisch zurück, schloß die Augen, um das Durcheinander seiner Gedanken zu ordnen, und saß reglos da. Er sah einen flachen runden Kranz von dunklen Blumen mit gelber Mitte vor seinen Augen; sie schwammen vom linken Augenwinkel seines linken Auges nach rechts hinüber, wo sie verschwanden. Ihnen folgten hellgrüne Blumen mit dunkelgrüner Mitte, und diesen wieder folgten sechs Kohlköpfe, die sich vor ihm zu einem ungeheuren A auftürmten.

18. März 1924

Seife

Frau Si-ming war mit ihrer acht Jahre alten Tochter Hsiu-örl damit beschäftigt, aus Goldpapier Opfergaben zu kleben. Sie stand mit dem Rücken zum Fenster, und die untergehende Sonne umrandete sie mit schrägen Strahlen. Plötzlich waren hinter der Tür langsame schwere Schritte zu hören. Obgleich sie wußte, daß Si-ming heimgekommen war und dieses Geräusch mit seinen Filzsohlen machte, blickte sie nicht auf und fuhr, ohne sich umzudrehen, in ihrer Klebearbeit fort. Erst als die Schritte näher kamen und Si-ming neben ihr stehenblieb, blickte sie unwillkürlich auf und sah, daß ihr Gatte mit gebeugtem Rücken in die Tasche seines langen Kittels unter der Joppe griff.

Mit großer Mühe gelang es ihm endlich, seine Hand aus der Tasche zu befreien, und er reichte seiner Frau ein längliches, kleines, in palmengrünes Papier eingepacktes Päckchen. Kaum hatte sie dieses in die Hand genommen, als ihr schon ein exotischer Duft in die Nase stieg, der sie entfernt an den Geruch von Oliven erinnerte. Auf dem palmengrünen Papier bemerkte sie ein goldenes Siegel und eine Reihe dünner Muster. Hsiu-örl lief zu ihr hin und griff nach dem Päckchen, doch die Mutter wehrte sie ab.

„Warst du in der Stadt?" fragte sie und untersuchte das Päckchen.

„Mhm", erwiderte er, ohne den Blick vom Päckchen zu wenden.

Als sie das palmengrüne Papier geöffnet hatte, tauchte darunter eine zweite, diesmal durchscheinend weiße Lage dünnen Papiers auf, in die ein glatter harter Gegenstand eingeschlagen war. Auch dieser war palmengrün und zeigte ein eingeprägtes Muster. Der exotische Duft, der entfernt an den Geruch von Oliven gemahnte, wurde intensiver.

„Oh du! Was für eine feine Seife!" sagte sie, führte den grünen Gegenstand behutsam an die Nase und schnupperte daran.

„Mhm! Das kannst du von jetzt an benutzen . . .“ Sie fühlte, als er das sagte, seinen Blick unverwandt auf ihrem Hals, und ihre Wangen wurden heiß. Wann immer sie ihren Hals berührte, spürte sie unter den Fingern eine rauhe Kruste, besonders hinter den Ohren. Obwohl sie wußte, daß es sich um Jahre alten Schmutz handelte, hatte sie ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt. Nun jedoch — unter dem Blick des Gatten und angesichts der grünlichen ausländischen Seife, die so exotisch duftete, konnte sie das Erröten nicht unterdrücken. Dieses griff auf ihr ganzes Gesicht und auch die Ohren über, und sie beschloß, sich nach dem Abendessen mit der Seife gründlich zu waschen.

Es gibt Stellen, wo man mit Seifenschoten allein nichts ausrichtet, sagte sie sich.

„Mama, gib mir das!“ sagte Hsiu-örl und griff nach dem grünlichen Papier. In diesem Augenblick kam auch Dschao-örl, die jüngere Tochter, die draußen im Hof gespielt hatte, hereingelaufen. Die Mutter schob die beiden beiseite, packte die Seife wieder ein — zuerst in das dünne, dann in das grüne Papier — und legte sie in das obere Fach des Waschtisches. Nach einem letzten zärtlichen Blick darauf machte sie sich von neuem ans Kleben der papierenen Opfergaben.

„Hsüä-tscheng!“ rief Si-ming plötzlich, als wäre ihm eben etwas eingefallen, und setzte sich in den Sessel mit der hohen Lehne seiner Frau gegenüber.

„Hsüä-tscheng!“ wiederholte sie, offensichtlich gewillt, ihrem Gatten zu helfen.

Sie legte das Papier hin und lauschte, doch kam keine Antwort. Als sie sah, daß der Mann den Kopf gehoben hatte und ungeduldig wartete, wurde sie unruhig und rief, was ihre schrille Stimme hergab, diesmal den üblicheren Kosenamen des Jungen:

„Schuan-örl!“

Der Erfolg trat sofort ein. Ledersohlen klapperten heran, und im Nu stand Hsüä-tscheng vor der Mutter. Er hatte nur eine Turnhose an. Sein dickes rundes Gesicht glänzte von Schweiß.

„Wo treibst du dich herum? Hörst du nicht, daß Vater dich ruft?“ schalt die Mutter vorwurfsvoll.

„Ich war mit Turnübungen beschäftigt . . . den acht Arten des Kampfes“, sagte er, wandte sich eilig Si-ming zu und blickte ihn fragend an.

„Hsüä-tscheng, kannst du mir sagen, was ‚O-de-fu‘ heißt?“

„O-de-fu? . . . Bedeutet das nicht eine bösartige Frau?“

„Unsinn! Nichts dergleichen!“ empörte sich Si-ming. „Bin ich denn eine Frau?“

Hsüä-tscheng erschrak so, daß er einen Schritt zurücktrat und eine noch respektvollere Haltung annahm. Zugegeben, manchmal hatte er den Eindruck gehabt, der Vater habe den Gang eines Schauspielers, der alte Männer darstelle, aber daß man ihn für eine Frau halten könnte, war ihm nie eingefallen. Im Nu begriff der Junge, daß seine Antwort falsch gewesen sein mußte.

„Du behauptest also, ‚O-de-fu‘ bedeute eine bösartige Frau? Das versteh ich nicht. Es ist ja kein chinesisches Wort, sondern aus einer fremden Sprache, sag ich dir. Was bedeutet dieses Wort? Verstehst du es?"

„Ich . . . nein, ich versteh's nicht!" Hsüä-tschengs Angst wurde immer größer.

„Dazu geb ich so viel Geld aus und schicke dich in die Schule! Und du verstehst nicht einmal so eine Kleinigkeit! Dabei rühmen sie sich in deiner Schule ihrer Unterrichtsmethode ‚mit Mund und Ohr‘! Und das ist der Erfolg? Nichts können sie euch beibringen! . . . Der Junge, der dieses Wort aus einer Teufelssprache aussprach, war keine fünfzehn Jahre alt, jünger als du, und er schwatzte in dieser Sprache ganz fließend. Und du verstehst nicht einmal ein Wort! Daß du dich nicht schämst zu sagen: ‚Ich versteh's nicht!‘ Nun geh und finde mir das Wort sofort im Wörterbuch!"

Hsüä-tscheng stammelte „jawohl" und verließ folgsam das Zimmer.

„Welch ein Durcheinander!" sagte Si-ming sichtlich entrüstet. „Diese Studenten von heute werden immer unmöglicher. Und dabei bin ich noch in der Guang-Hsü-Periode* für die Einführung von allgemeinen Volksschulen eingetreten. Nicht im Traum wäre mir eingefallen, daß es bei der modernen Erziehung zu einem solchen Durcheinander kommen könnte. Irgendwelche ‚Emanzipation‘ und ‚Freiheit‘ haben sie sich ausgedacht, aber wirkliches Wissen — Null! Nichts als Geschwätz! Nimm zum Beispiel unsern Hsüä-tscheng! Einen Haufen Geld habe ich für ihn ausgegeben — alles umsonst! Und dabei war es alles andere als leicht, ihn in dieser gemischten Schule unterzubringen, wo chinesischem und ausländischem Wissen gleiche Aufmerksamkeit geschenkt wird. Man möchte glauben, dort würde er etwas lernen. ‚Mit Mund und Ohr‘! Ein ganzes Jahr lernt er dort schon, aber was dieses ‚O-de-fu‘ bedeutet — nein, das weiß er nicht! Wahrhaftig, sie lehren dort aus toten Büchern irgend etwas Totes! Was hältst du von einer solchen Schule? Wozu ist das gut?! Man sollte sie alle schließen!"

* 1875 — 1908 u. Z.

„Du hast recht! Man könnte nichts Besseres tun, als sie schließen", stimmte die Frau zu, ohne ihre Klebearbeit zu unterbrechen.
„Wir brauchen Hsiu-örl und Dschao-örl nicht in die Schule zu schicken. Ich erinnere mich, daß Großonkel Neun immer sagte: ‚Was hat es für einen Sinn, Mädchen etwas lernen zu lassen?' Und wie ich ihm seine Abneigung gegen Frauenbildung vorwarf! Jetzt zeigt sich, daß die Alten schließlich recht behalten. Schlimm genug, daß die Frauen auf den Straßen umherstolzieren! Dazu haben sie eine Mode, das Haar kurz geschoren zu tragen, eingeführt! Nichts hasse ich mehr als diese Studentinnen mit Bubikopf! Ich möchte geradezu sagen, daß man Soldaten und Banditen eher verzeihen kann, weil sie keine Moral haben . . . Aber diese Studentinnen! Sie haben alles in China auf den Kopf gestellt."
„Ganz richtig. Es ist schlimm genug, daß die Männer sich das Haar abschneiden wie Mönche. Müssen die Frauen Nonnen nachahmen?"
„Hsüä-tscheng!"
Der Junge war im selben Augenblick ins Zimmer eingetreten, mit einem kleinen dicken Goldschnittband in der Hand, den er aufgeschlagen dem Vater hinhielt. Er zeigte auf eine Stelle und sagte: „Das hier, das scheint es zu sein."

Si-ming nahm den Band. Er wußte, daß es ein Wörterbuch war, aber der Druck war sehr klein, und die Zeilen liefen horizontal. Er trug es zum Fenster hin, schielte die Zeile an, auf die Hsüä-tscheng gezeigt hatte, und las:
„‚Name einer im 18. Jahrhundert gegründeten Bruderschaft zu gegenseitiger Hilfeleistung.' Nein! Das kann nicht stimmen! — Wie sprichst du das aus?" fragte der Vater und zeigte auf die ausländischen Buchstaben vor dem chinesischen Text.
„O-de-fu-lo-ssi." (Odd Fellows)
„Nein, nein, das ist es nicht!" Si-ming wurde wieder ärgerlich. „Ich sage dir, es ist ein böses Wort, ein Schimpfwort, eines, das man auf einen Menschen — wie mich anwenden würde. Verstehst du jetzt? Dann trachte es zu finden!"
Hsüä-tscheng blickte ihn an, rührte sich jedoch nicht vom Fleck.
„Was ist denn das für ein Rätsel ohne Anfang und Ende? Du mußt es deutlicher erklären, damit er weiß, wo er nachschlagen soll!" griff Frau Si ein, der ihr Sohn in seiner Hilflosigkeit leid tat. Ihre Worte meinten Frieden, klangen aber mißmutig.
„Als ich in Guang Jun Hsiang die Seife kaufte", fuhr Si-ming seine Frau an, „waren außer mir drei Studenten im Laden, die auch etwas kauften. Offenbar kam ich

ihnen komisch vor, weil ich mir sechs oder sieben verschiedene Marken ansah, ohne etwas zu kaufen, da sie alle über vierzig Cents kosteten. Es waren auch billige da, die nichts taugten, weil sie gar keinen Geruch hatten. Schließlich entschied ich mich für eine zu mittlerem Preis und kaufte für vierundzwanzig Cents das grüne Stück Seife da. Nun sind Verkäufer in Warenhäusern Wichtigtuer, verdrehen die Augen und sind gleich bereit, einen anzubellen wie Hunde. Und da standen wie zum Trotz diese jungen Taugenichtse, zwinkerten einander zu und schwätzten in dieser fremden Teufelssprache. Ich wollte das Päckchen öffnen und mir die Seife ansehen, ehe ich das Geld hinlegte. Wie soll man denn bei dieser ausländischen Verpackung herausbekommen, ob die Ware gut ist oder nicht? Aber nicht nur ließ der Verkäufer das nicht zu, er wurde sogar recht ungemütlich und machte eine Menge überflüssige Worte, in welche die Studenten mit ihrem Geschwätz und Gelächter einstimmten . . . Und dieses besondere Wort — das wurde vom jüngsten von ihnen gesprochen. Er blickte mich an, als er es sagte, und alle anderen lachten. Es kann nur ein Schimpfwort gewesen sein . . .“ Er wandte sich wieder Hsüä-tscheng zu und sagte: „Schau doch unter den Schimpfwörtern nach. Nur dort kann es stehen.“

Hsüä-tscheng murmelte wieder sein „Jawohl“ und verließ das Zimmer.

„Fortwährend brüllen sie einem die Ohren voll mit irgendeiner neuen Kultur! Aber wie weit haben sie's mit ihrer neuen Kultur gebracht?“ fuhr Si-ming fort und richtete seinen Blick auf die Zimmerdecke. „Es gibt keine Moral mehr, die Studenten haben keine und ebensowenig die Gesellschaft im allgemeinen. Wenn das noch lange weitergeht, bedeutet es den Untergang Chinas. Stell dir vor, wie schrecklich das anzusehen war . . .“

„Was?“ fragte gleichgültig die Frau.

„Ich sah ein Mädchen“, sagte er ernst, „das ein Muster an Elternliebe war. Zwei Bettlerinnen waren auf der Hauptstraße, die eine etwa neunzehn Jahre alt — um die Wahrheit zu sagen, kein angemessenes Alter für eine Straßenbettlerin — aber sie bettelte eben. Mit ihr war eine Greisin von vielleicht siebzig Jahren, grauhaarig und blind, und beide saßen unter dem Dachvorsprung eines Tuchladens. Die Leute sagten, es sei eine Großmutter mit ihrer Enkelin. Was immer die Junge bekam, gab sie gleich der Alten, ohne etwas für sich zu behalten. Und was glaubst du, wie viele gaben ihr ein Almosen?“ Fragend blickte er seine Frau an.

Sie schwieg, sah ihn aber an, als erwartete sie eine Erklärung.

„Ach!“ fuhr er fort, ohne eine Antwort zu geben. „Ich stellte mich hin und beobachtete sie sehr lange. Schließlich gab ihr jemand eine kleine Kupfermünze, und Vorübergehende blieben stehen und unterhielten sich über die beiden. Einen Lumpen hörte ich sogar zu einem zweiten sagen: ‚Wende dich nicht ab, Ah-fa, weil sie so schmutzig ist. Du brauchst nur zwei Stück Seife zu kaufen und sie anständig abzureiben, und sie wird ein so sauberes Stück sein, wie du's dir nur wünschen kannst!‘ Überleg einmal, was für eine Welt das geworden ist, in der so etwas gesagt werden kann!“

„Ach!“ sagte die Frau und wandte sich, den Kopf senkend, wieder ihrer Arbeit zu. Nach einer längeren stummen Pause fragte sie beiläufig:

„Und du? Hast du ihr etwas gegeben?“

„Ich? Nein. Ich konnte ihr doch nicht bloß eine oder zwei Kupfermünzen geben. Sie war keine gewöhnliche Bettlerin. Zumindest . . .“

Die Frau stand langsam auf, ohne das Ende des Satzes abzuwarten, und ging in die Küche. Die Dämmerung nahm zu, es war Zeit fürs Abendbrot.

Auch Si-ming stand auf und ging in den Hof hinaus. Hsüä-tscheng turnte in einem Winkel an der Mauer, eingedenk des väterlichen Auftrags, die Zeit zwischen Tag und Nacht, wenn es zum Lesen und zum Schreiben der Hausaufgaben nicht mehr hell genug war, zu dieser

körperlichen Ertüchtigung auszunutzen. Si-ming nickte ihm anerkennend zu und begann mit hinter dem Rücken verschränkten Armen hin- und herzugehen. Kurz darauf verschwand die einzige Topfpflanze der Familie im Dunkel, ein paar Sterne blinzelten durch die Lämmerwolken, die Nacht brach an. Si-ming fühlte sich gekräftigt und benahm sich, als stünde er vor großen Taten. Er war bereit, allen Studenten und der ganzen korrupten Gesellschaft den Krieg zu erklären. Je tapferer und kräftiger er sich fühlte, desto länger wurden seine Schritte und desto lauter klangen sie, so daß schließlich die Hühner und Küken im Hühnerhaus erschraken und unruhig wurden.

Das Aufleuchten der Lampe im Eßzimmer gab das Zeichen zum Abendessen. Die ganze Sippe versammelte sich um den Eßtisch in der Mitte des Zimmers. Die Lampe stand vor Si-ming, der den Ehrenplatz einnahm. Er hatte ein ebenso rundes und dickes Gesicht wie Hsüä-tscheng, nur mit einem dünnen, schiefen Schnurrbart. Allein am Kopfende der Tafel sitzend, war er durch die Dampfwolke, die von der heißen Suppe aufstieg, wie der Gott des Reichtums in seinem Tempel anzusehen. Links von ihm saßen die Frau und Dschao-örl, rechts Hsüä-tscheng und Hsiu-örl. Die Eßstäbchen klapperten an Teller und Schüsseln wie Regentropfen

und machten das Abendessen zu einer Angelegenheit voller Leben, obwohl keiner ein Wort sprach.

Dschao-örl warf ihre Schüssel um, und die Suppe ergoß sich über den halben Tisch. Si-ming blickte sie aus seinen kleinen Augen unverwandt an, bis die Kleine beinahe zu weinen begann. Er wandte den Blick ab und wollte sich mit den Eßstäbchen einen Kohlstrunk herausholen, den er zuvor in der Suppenterrine erspäht hatte, doch war dieser inzwischen verschwunden. Er schielte nach links und dann nach rechts und sah, daß Hsüä-tscheng gerade dabei war, sich den guten Bissen in den Mund zu schieben. Er mußte sich mit vergilbten Kohlblättern zufriedengeben.

„Nun, Hsüä-tscheng", fragte er, mit den Augen auf dem Sohn, „hast du das Wort gefunden?"

„Was für ein Wort? — Oh, das? — Nein, noch nicht."

„Ach, seht ihn euch an, den ungebildeten Flegel! Nur zu essen hat er gelernt. Du könntest dir an dem Mädchen ein Beispiel nehmen, das zwar nur eine Bettlerin ist, aber alles der Großmutter gibt — aus Liebe und Achtung für sie. Und selber hungert sie. Natürlich, ihr Studenten habt von solchen Dingen keine Ahnung. Aber ihr habt vor nichts Angst, ihr glaubt an nichts, und du wirst dich zu einem solchen Lumpen auswachsen wie dieser . . ."

„Ich dachte an ein Wort, das vielleicht paßt, weiß aber nicht, ob's stimmt. Sagte er vielleicht: O-erh-de-fu (old fool)?"

„Ja, ja, das ist es. Genau so. Aber wie er es sagte, klang es eher wie: O-de-fu. Und was bedeutet es? Du bist ja vom gleichen Schlag wie die und solltest es wissen."

„Es bedeutet . . . Ich fürchte, ich weiß nicht, was es bedeutet."

„Unsinn! Du verheimlichst mir etwas. Ihr seid alle vom gleichen Schlag . . ."

„Nicht einmal der Himmel schlägt einen, der ißt! Was ist denn heute in dich gefahren, daß du sogar am Eßtisch ‚die Hühner schlägst und dem Hund fluchst'? Was erwartest du eigentlich von den Kindern?" brauste Frau Si plötzlich auf.

„Was soll das heißen?" Si-ming war im Begriff aufzufahren, aber ein Blick auf die von Zorn geröteten Wangen und die unheilverkündenden Lichter in den Augen seiner Frau ließ ihn den Ton ändern. „Was soll denn in mich gefahren sein? Ich möchte ja nur, daß Hsüätscheng etwas Vernunft annimmt."

„Wie kann er das, wenn er deine Gedanken nicht lesen kann?" fuhr die Frau zorniger als zuvor fort. „Könnte er das, dann hätte er längst die Laterne angezündet, wäre das Bettelmädchen suchen gegangen und hätte sie

dir hergebracht. Ein Stück Seife für sie hast du ja glücklicherweise schon gekauft, brauchst also nur noch eines zu kaufen und . . ."

„Unsinn! Das ist ja, was dieser Lump sagte . . ."

„Ich bin dessen nicht so sicher. Du brauchst nur noch ein Stück Seife zu kaufen, sie damit gründlich zu waschen und sie auf einen Altar zu stellen . . . Alles wird dann in Ordnung sein, und wir werden das Paradies auf Erden haben."

„Was redest du da zusammen? Was hat das eine mit dem andern zu tun? Nur weil mir zufällig einfiel, daß du keine Seife hast . . ."

„Das eine hat alles mit dem andern zu tun. Du hast die Seife ausschließlich für diese brave Enkelin gekauft. Nun geh und wasch dir sie gründlich! Ich bin dieser Seife nicht würdig. Du brauchst mich nicht, und ich werde dich nicht hindern."

„Was soll das ungereimte Zeug, das du da zusammenredest? Ihr Frauen . . ."

Si-ming stockte. Sein Gesicht glänzte von Schweiß wie das Hsüä-tschengs nach den Turnübungen. Oder war die heiße Suppe die Ursache?

„Was paßt dir nicht an uns Frauen? Wir sind viel besser als ihr Männer! Entweder ihr beschimpft achtzehnjährige Studentinnen oder ihr hebt achtzehnjährige Bettlerinnen in den Himmel. Ihr habt keinen

anständigen Gedanken im Kopf! ‚Gründlich waschen'! Schämen solltet ihr euch!"

„Aber ich sag dir doch, das hat dieser Lump . . ."

Aus dem Dunkel hinter der Tür kam plötzlich ein lauter Ruf:

„Bruder Si-ming!"

„Bist du's, Bruder Dao-tung? Ich komme sofort."

Si-ming hatte Hö Dao-tung an seiner berüchtigt lauten Stimme erkannt und kam sich wie ein Verbrecher vor, dem unerwartet eine Amnestie zuteil wird. „Hsüä-tscheng, zünde eine Lampe an und führe Onkel Hö ins Arbeitszimmer."

Hsüä-tscheng zündete eine Kerze an und führte Hö Dao-tung in das Arbeitszimmer, das im westlichen Teil des Hauses lag. Ihnen folgte Pu We-yüan.

„Verzeiht mir, daß ich euch nicht entgegenging. Entschuldigt, bitte", sagte Si-ming, hob die Hände zum Gruß und schluckte den letzten Mundvoll Reis. „Wollt ihr uns die Ehre erweisen, einen Bissen mit uns zu essen?"

„Besten Dank, aber wir sind Ihnen, weil wir selbstsüchtig sind, mit dem Essen zuvorgekommen", sagte Pu We-yüan. „Wir müssen Sie zu nächtlicher Weile stören, weil wir mit Ihnen die Themen für den achtzehnten Wettbewerb unserer literarischen Gesell-

schaft ‚Auffrischung der Moral‘ besprechen wollen. Morgen ist ja schon der siebente Tag der Dekade.“

„Was? Ist heute schon der Sechzehnte?“ fragte Si-ming erschrocken.

„Da haben wir Sie in die Nesseln gesetzt!“ dröhnte Hö Dao-tung.

„Also müssen wir die Themen heute noch der Zeitung schicken, damit sie noch ins Blatt von morgen kommen.“

„Ein Thema für den Aufsatzwettbewerb habe ich mir schon ausgedacht. Sehen Sie sich's an, ob es etwas taugt“, sagte Hö Dao-tung, fischte aus einem zusammengeknüpften Taschentuch ein Blatt Papier heraus und reichte es Si-ming.

Dieser trat zur Kerze, entfaltete das Blatt Papier und las langsam:

Textvorschlag einer Bittschrift, die von den Bürgern des gesamten Volkes an den Präsidenten der Chinesischen Republik gesandt werden und ihn ersuchen soll, den Auftrag zu erteilen zum Studium des Konfuzianischen Kanons und der Ehrung der Mutter des alten Philosophen Mencius — als Mittel zur Rettung der verfallenden Moral und der Erhaltung des nationalen Geistes Chinas.*

---

* Mencius — seine Mutter war wegen ihrer Tugendhaftigkeit berühmt.

„Ausgezeichnet! Großartig!“ sagte Si-ming. „Aber — entschuldigen Sie — nicht etwas zu lang?“

„Keineswegs“, brüllte Hö Dao-tung. „Ich hab's gezählt und errechnet, daß wir nichts zu zahlen brauchen, weil es nicht mehr Platz braucht als den für unsere Ankündigungen vorbehaltenen. Aber wie steht's mit dem Thema für den dichterischen Wettbewerb?“

„Der dichterische Wettbewerb?“ Si-ming war plötzlich voll Ehrfurcht. „Ich hab ein Thema fix und fertig. Nackte Wahrheit! Es handelt sich um ein Mädchen, das im Geiste der Ehrfurcht vor Älteren und der Elternliebe erzogen ist. Das verdient Anerkennung! Als ich heute die Straße entlang ging . . .“

„Ausgeschlossen! Geht nicht!“ unterbrach ihn Pu We-yüan und fuchtelte ablehnend mit den Händen. „Ich kenne sie. Sie muß zugereist sein, eine Fremde, denn weder konnte ich sie verstehen noch sie mich. Weiß auch nicht, wo sie herkommt. Jedermann sagte, sie sei eine ehrfürchtige Tochter, aber als ich sie fragte, ob sie Gedichte schreiben könne, verneinte sie mit einem Kopfschütteln. Ja, wenn sie Verse machte, das wäre etwas anderes.“

„Aber Treue und Elternliebe sind die größten Tugenden der Frau. Da sollte man ihr nachsehen, daß sie Gedichte nicht schreiben kann . . .“

„Aber wie denn? Das wäre höchst unklug", sagte Pu We-yüan, fuchtelte heftig herum und ging zu Si-ming hin. „Ja, wenn sie Verse schriebe, dann wäre es vielleicht interessanter."

Aber Si-ming ließ sich nicht einschüchtern.

„Bleiben wir bei diesem Thema", sagte er, „wir können ja eine Erläuterung in die Zeitung geben. Erstens wird ihr das die verdiente Anerkennung verschaffen. Zweitens wird es eine Gelegenheit sein, die Öffentlichkeit aufzupulvern. Wo ist denn die Welt hingeraten? Ich beobachtete die zwei Frauen ziemlich lange, sah aber niemanden ihnen ein Almosen geben. Beweist das nicht, daß die Leute kein Herz mehr haben und völlig gleichgültig geworden sind?"

„Aber, Bruder Si-ming, ‚jetzt schimpfen Sie vor einem Mönch über die Glatzköpfe' ", widersprach Pu We-yüan. „Ich gehöre zu denen, die ihr nichts gaben, weil ich zufällig keinen Käsch bei mir hatte."

„Seien Sie nicht so argwöhnisch, Bruder We-yüan", erwiderte Si-ming. „Ich hatte keineswegs Sie im Sinne, und ich spreche davon auch nicht zu diesem Zweck. Laßt mich zu Ende reden. Eine ungeheure Menge versammelte sich um diese zwei Bettlerinnen auf der Hauptstraße, und kein Mensch zeigte auch nur die geringste Ehrfurcht. Zwei Lumpen benahmen sich besonders schlecht. Einer von ihnen sagte: ‚Ah-fa, du

brauchst nur zwei Stück Seife zu kaufen und sie gründlich zu waschen, und sie wird ganz nach deinem Geschmack sein.' Stellt euch das nur vor . . ."

„Hahaha! Zwei Stück Seife!" Hö Dao-tung brach in ein so dröhnendes Gelächter aus, daß den anderen die Ohren weh taten. „ ‚Du brauchst nur zwei Stück Seife . . .' Hahaha!"

„Bruder Dao-tung, brüllen Sie doch nicht so", sagte Si-ming hastig.

„Gründlich waschen, hahaha!"

„Bruder Dao-tung!" sagte Si-ming und schnitt eine Grimasse, die sein Gesicht in die Länge zog. „Wir haben doch ernste Dinge zu besprechen. Und Sie grölen und reißen Witze. Hört mal, wir werden sofort diese beiden Themen zur Redaktion bringen, damit sie noch ins Morgenblatt kommen. Ich muß euch beide bitten, diesen Gang zu übernehmen . . ."

„Selbstverständlich! Mit Vergnügen", sagte Pu We-yüan eifrig.

„Hahaha . . . Gründlich waschen . . . Hahaha . . ."

„Bruder Dao-tung!" sagte Si-ming, nun schon erbittert.

Ohne weitere Vorwürfe abzuwarten, unterbrach Hö Dao-tung seine Lachsalve. Sie besprachen die Wettbewerbsbedingungen, und nachdem Pu We-yüan sie auf ein Blatt Briefpapier geschrieben hatte, machte er sich mit Hö Dao-tung auf den Weg in die Redaktion. Si-

ming selbst begleitete sie mit der Laterne zum Tor. Auf dem Rückweg ins Haus verspürte er ein gewisses Unbehagen, trat jedoch nach einer Minute des Zögerns ins Eßzimmer. Als erstes fiel ihm das Stück Seife auf, das in seiner palmengrünen Verpackung auf dem Tisch lag. Das goldene Siegel glitzerte im Licht der Lampe, und auch die zarte Musterung war deutlich zu sehen.
Hsiu-örl und Dschao-örl spielten auf dem Boden vor dem Tisch. Hsüä-tscheng, rechts am Tisch, blätterte im Wörterbuch. In einem dunklen Winkel, am weitesten von der Lampe, saß im Sessel mit der hohen Lehne Frau Si-ming. Ihr Gesicht war reglos und ohne Ausdruck; mit erloschenen, gleichgültigen Augen starrte sie vor sich hin.
„Gründlich abwaschen . . . Schamlose Lumpen!"
Die Stimme schien die Hsiu-örls zu sein. Si-ming drehte sich um, aber da war nichts zu sehen als Dschao-örl, die sich mit den winzigen Fingern aus allen Kräften die schmutzigen Wangen kratzte.
Si-ming konnte das nicht mehr ertragen. Er löschte die Kerze aus und schlenderte in den Hof hinaus. Dort ging er so energisch auf und ab, daß die Hühner im Hühnerhaus wieder erschraken und aufgeregt zu gackern begannen. Worauf er leiser ging und sich vom Hühnerhaus entfernte. Nach einer langen Zeit sah er, daß die Lampe vom Eßzimmer ins Schlafzimmer getragen

worden war. Das Mondlicht lag auf dem Boden wie eine weiße Netzdecke, während oben die Jadescheibe des Mondes gerade aus einer zarten Wolke trat und sich als makelloser Kreis am Himmel abzeichnete.
Si-ming war schwermütig und verbittert. Er kam sich einsam und vernachlässigt vor wie die junge Bettlerin auf der Hauptstraße. In dieser Nacht ging er sehr spät zu Bett.
Am nächsten Morgen hatte die Seife ihren Dienst bereits angetreten, als Si-ming, später als sonst, aufstand. Die Frau stand über den Waschtisch gebeugt und rieb sich den Nacken. Die Seife ergoß sich in Wellen hinter ihre Ohren, schäumend wie die Luftblasen, die sich über den Mündern von Riesenkrabben bilden. Die Seifenschoten und ihren Schaum mit dem dieser Seife vergleichen, hieße Erde und Himmel vergleichen — so groß war der Unterschied.
Von diesem Tag an ging von Frau Si-ming ein zarter exotischer Duft aus, der entfernt an den Geruch von Oliven gemahnte. Erst nahezu ein halbes Jahr später strömte sie einen anderen Duft aus. Diejenigen, denen er auffiel, meinten, er käme von Sandelholz.

22. März 1924

Der Einsame

I

Meine Beziehung zu We Liän-schu war, wenn ich es recht überlege, ziemlich merkwürdig, denn sie begann mit einem Begräbnis und endete mit einem Begräbnis.
Ich hatte seinen Namen oft nennen gehört, als ich in der Stadt Schaohsing lebte. Man sagte, er sei ein sehr merkwürdiger Geselle: wiewohl Zoologe von Fach, unterrichtete er an einer Mittelschule Geschichte; er hielt sich abseits und legte ein hochmütiges Betragen an den Tag, dennoch hatte er eine Neigung, sich um anderer Leute Angelegenheiten zu kümmern; er verfocht den Standpunkt, das veraltete Familienkollektiv müsse zerstört werden, sandte aber, kaum daß er es

erhalten hatte, einen Teil seines Gehaltes an seine Großmutter, ohne darüber je auch nur einen Tag vergehen zu lassen. Viele Geschichten waren über ihn im Umlauf. Mit einem Wort: er war, was man in Schaohsing unter einem Eigenbrötler verstand, und bildete ein nie versiegendes Thema für müßiges Geschwätz.
Im Herbst eines bestimmten Jahres war ich zufällig bei einigen Verwandten in Kaltsteinberg. Ihr Name war We und sie waren mit Liän-schu verwandt. Aber sie wußten sogar noch weniger über ihn als ich und schienen ihn als Fremden anzusehen. „Er ist anders als wir alle", sagten sie abschließend.
Dies war gar nicht merkwürdig, denn obgleich moderne Erziehung in China schon eine Geschichte von mehr als zwanzig Jahren hatte, gab es in Kaltsteinberg noch nicht einmal eine Volksschule. In diesem Bergdorf war Liän-schu der einzige, der ausgezogen war, um zu studieren. Er war demnach in den Augen der Dörfler wirklich ein Eigenbrötler. Doch beneideten sie ihn auch, hieß es doch, daß er eine Menge Geld verdiene.
Gegen Ende des Herbstes brach im Dorf eine Dysenterieepidemie aus. Auch ich war von ihr ziemlich beunruhigt und dachte an Rückkehr in die Stadt. Ich hörte, daß Liän-schus Großmutter unter den Erkrankten und ihres Alters wegen in einem sehr ernsten Zustand sei. Es gab keinen Arzt im Dorf. We Liän-schu hatte keine

anderen Verwandten als diese Großmutter, die mit einer Magd ein einfaches, ruhiges Leben führte. Liän-schu hatte seine Eltern schon als Kind verloren und war von der Großmutter aufgezogen worden. Sie hatte damals eine Menge Entbehrungen auf sich nehmen müssen, aber nun litt sie keinen Mangel mehr. Da Liän-schu nicht verheiratet war und keine Kinder hatte, war sein Haus natürlich sehr ruhig und einsam, und das mochte einer der Gründe sein, warum die Menschen ihn für einen seltsamen Kauz hielten.

Kaltsteinberg war zu Lande hundert Meilen, zu Wasser siebzig Meilen von der Stadt entfernt, und ein Bote hätte mindestens vier Tage gebraucht, um zu Liän-schu und zurück zu kommen. In der Eintönigkeit des Dorflebens war ein solches Ereignis eine erstrangige Neuigkeit, von der jedermann unterrichtet sein wollte. Am nächsten Tag hieß es, der Zustand der Großmutter sei kritisch, und man habe eigens einen Boten zu Liän-schu geschickt. Aber es war zu spät: sie tat ihren letzten Atemzug noch vor Morgengrauen und verschied mit den Worten: „Warum darf ich meinen Enkel nicht noch einmal sehen?"

Das Haupt und die nächsten Mitglieder der Sippe, Vertreter der großmütterlichen Familie und Neugierige versammelten sich in einem bald überfüllten Zimmer, um die in dieser Lage erforderlichen Maßnahmen zu

beraten. Sie errechneten, daß Liän-schu ungefähr zur Zeit des Einsargens ankommen könnte. Der Sarg und die Leichengewänder waren lange zuvor vorbereitet worden, darum brauchte man sich also nicht zu kümmern. Das einzige zu lösende Problem war, wie man diesen Enkel behandeln solle, wurde doch angenommen, er werde bei den Begräbnisriten Neuerungen einzuführen versuchen. Die Beratenden gelangten zu dem Beschluß, vom Hauptleidtragenden die Erfüllung von drei Bedingungen zu verlangen: er müsse das weiße Trauergewand tragen; er müsse den Kotau machen; er müsse zur Durchführung der Begräbniszeremonie buddhistische und taoistische Priester heranziehen. Mit anderen Worten, alles mußte getan werden, wie es üblich war.

Nachdem sie diese wesentlichen Dinge beschlossen hatten, vereinbarten sie für den Tag von Liän-schus Eintreffen eine Zusammenkunft in der Fronthalle des Trauerhauses, wo sie ihm rückhaltlos ihre Meinung sagen wollten. Sie kamen überein, sich in strategischen Positionen aufzustellen und einander in einem wohlgeplanten Angriff zu unterstützen. Die Dörfler schluckten vor Erregung und Neugier, während sie auf die kommenden Ereignisse warteten. Sie wußten, daß Liän-schu ein „Moderner" war, von Missionaren bekehrt, ein Mann, dem es an gesundem Menschenverstand

und Sinn für Recht und Billigkeit mangelte, und sie erwarteten eine heftige Auseinandersetzung zwischen den Parteien, vielleicht gar etwas ganz Unerhörtes.

Liän-schu kam am Nachmittag an. Beim Eintritt ins Haus verbeugte er sich nur leicht vor der Ahnentafel seiner Großmutter, worauf das Sippenhaupt mit dem vorbereiteten Programm begann. Er bat Liän-schu in die Fronthalle und brachte nach einer ziemlich langen Einleitung das Thema zur Sprache. Das Echo der Zustimmung von einem Ende der Halle zum anderen gab Liän-schu keine Gelegenheit, auch nur ein Wort der Ablehnung vorzubringen. Schließlich hatten die Verwandten sich müde geredet, Schweigen herrschte in der Halle, und jedermann hing gespannt an Liänschus Mund. Dieser zeigte überhaupt kein Zeichen der Erregung, sondern sagte nur einfach. „Ich werde alles tun, wie ihr es wünscht."

Das kam vollkommen unerwartet. Eine Last fiel den Anwesenden vom Herzen, gleichzeitig jedoch trat an ihre Stelle eine neue und schwerere Last, denn Liänschus Einwilligung schien zu phantastisch, um wahr zu sein, und mochte in Wirklichkeit etwas ganz anderes bedeuten. Die neugierigen Dörfler waren sehr enttäuscht. „Wie seltsam!" sagten sie. „Er sagt, er will alles tun, was sie wünschen. Man wird ja sehen." Tat er alles, was sie wünschten, so bedeutete es, daß

alles auf die gewohnte Art getan werden würde, was wieder bedeutete, daß es nicht viel zu sehen geben würde. Dennoch wollten die Bauern dabei sein, und so versammelten sich nach Einbruch der Dämmerung optimistische Zuschauer mit großen Erwartungen in der Aufbahrungshalle.

Ich war, nachdem ich vorher Weihrauch und Kerzen zum Opfer an die Verschiedene gesandt hatte, unter den Trauergästen. Als ich im Trauerhaus anlangte, war Liän-schu schon dabei, die Tote ins Leichentuch zu hüllen. Er war ein kleiner Mann mit scharfen mageren Zügen, lockerem Haar und einem dichten dunklen Bart; seine Augenbrauen bedeckten ein Gutteil seines eckigen Gesichtes, das von zwei brennenden Augen beherrscht wurde. Die Umhüllung mit dem Leichentuch führte er ausgezeichnet durch, ordentlich und methodisch, als wäre er ein Fachmann darin, und gegen ihren Willen waren die Zuschauer günstig beeindruckt. Es war in Kaltsteinberg von jeher üblich, von den Vertretern der Familie der Verstorbenen Kritik zu hören, wie richtig die Riten auch durchgeführt werden mochten. Liänschu ließ sich von dem, was vorgebracht wurde, nicht beirren, führte vielmehr ruhig und entgegenkommend alle verlangten Änderungen durch. Eine weißhaarige alte Frau, die vor mir stand, konnte einen Seufzer der Anerkennung nicht unterdrücken.

Der Einhüllung in das Leichentuch folgte der Kotau der Trauergäste, dann kam deren Klage um die Verblichene, von den Frauen mit improvisiertem Lamentieren besorgt. Hierauf wurde der Körper in den Sarg gelegt, und alle warfen sich wieder zum Kotau nieder, dann erklangen weitere Klagen, bis der Deckel zugenagelt wurde. Dem Schweigen, das einen Augenblick währte, folgte fast unmittelbar eine Spannung, ein Gefühl der Überraschung und Unzufriedenheit. Plötzlich war jedermann, wie auch mir selbst, aufgefallen, daß Liän-schu während der ganzen Zeremonie keine einzige Träne vergossen hatte. Er saß nur verstört auf dem für den Trauernden bestimmten Strohkissen; seine Augen funkelten in dunkler Atmosphäre.

In dieser Atmosphäre von Überraschung und Mißbehagen wurde das Einsargen beendet. Die Zuschauer waren im Begriff sich zu zerstreuen, Liän-schu jedoch blieb geistesabwesend auf dem Strohkissen sitzen. Plötzlich begannen seine Tränen zu fließen. Ihnen folgten Schluchzer, die sofort zum langgezogenen Geheul eines in tiefer Nacht in der Wildnis verwundeten Wolfes ausarteten — Ohnmacht, Schmerz und Todeskampf. Dies wich vom Herkommen ab, und die überraschte Versammlung wußte nicht, was tun. Nach einer Weile gingen einige zu ihm hin, um ihm sein Gebaren auszureden. Andere schlossen sich der Gruppe an, so

daß er schließlich ganz umringt war, doch hörte er nicht auf, seine herzzerreißenden Schreie auszustoßen, und schenkte den Leuten keine Beachtung.

Als sie merkten, daß ihre Bemühungen, ihn zu beruhigen, erfolglos blieben, gaben sie sie auf und traten linkisch zurück. Er klagte etwa eine halbe Stunde lang, dann hörte er ebenso plötzlich auf, wie er begonnen hatte, und ging ohne ein Wort des Dankes an die Trauergäste hinein. Einer folgte ihm, weil er sehen wollte, was Liän-schu tue, und kehrte mit dem Bescheid zurück, er wäre ins Zimmer seiner Großmutter gegangen, hätte sich hingelegt und scheine eingeschlafen zu sein.

Zwei Tage vor meiner Rückreise nach der Stadt gab es unter den Dörflern erregte Auseinandersetzungen. Liän-schu, so sagten sie, wolle die meisten Möbel als Opfer an die Großmutter verbrennen und, was übrigblieb, an diejenigen verteilen, die ihr zu ihren Lebzeiten gedient hatten, vor allem an die Magd, die sie auf dem Sterbebett gepflegt hatte. Überdies wollte er die Magd zeit ihres Lebens in diesem Hause wohnen lassen. Die Verwandten und Sippengenossen redeten dagegen, bis ihnen die Zungen weh taten und die Lippen ausgetrocknet waren, aber ohne Erfolg.

Wahrscheinlich hauptsächlich aus Neugierde ging ich auf dem Wege nach der Stadt in sein Haus hinein, um

ihm mein Beileid auszudrücken. Er trug ein uneingesäumtes Baumwollgewand, als er mich empfing, und sah fast ebenso aus wie bei unserem ersten Zusammentreffen: sehr abweisend und in seine Gedanken versponnen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, aber mit Ausnahme von ein paar zustimmenden, flüchtigen Brummlauten, sagte er nur: „Ich danke Ihnen für Ihre Güte."

II

Noch im selben Jahr trafen wir uns zu Beginn des Winters zum dritten Mal in einem Buchladen in Schaohsing. Wir nickten einander zu, wie es alte Bekannte tun, aber erst gegen Ende des Jahres, nachdem ich meine Stellung verloren hatte, lernten wir einander besser kennen. Ich besuchte ihn oft, weil ich nichts zu tun hatte und mich nach Gesellschaft sehnte, aber auch, weil ich gehört hatte, daß er, obgleich von Natur zur Einsiedelei neigend, sich gern mit Menschen in ungünstigen Verhältnissen umgab. Aber das Glück ist wendisch und die Menschen bleiben nicht für ewig in ungünstigen Verhältnissen, also hatte er nicht viele Freunde. Sein Verhalten entsprach seinem Ruf, denn er empfing mich sofort, nachdem ich meine Visitenkarte hineingeschickt

hatte. Sein Empfangszimmer war mit einigen Bücherkästen, Tischen und Stühlen einfach möbliert. Wiewohl er als einer der verabscheuungswürdigen „Modernen" bekannt war, standen auf den Borden nur wenige moderne Bücher. Daß ich meine Stellung verloren hatte, wußte er bereits. Nach den üblichen Begrüßungsworten verstummten Gastgeber und Gast. Er rauchte schnell und ohne Unterlaß und warf seine Zigarette nicht weg, bis sie ihm beinahe die Finger verbrannte.

„Nehmen Sie eine Zigarette", sagte er und griff nach einer zweiten für sich.

Ich nahm eine Zigarette, und wir unterhielten uns zwischen den Zügen über Erziehung und Bücher. Aber bald stockte das Gespräch wieder, und ich wollte mich gerade verabschieden, da hörte ich Schritte und Geplapper, und vier Kinder stürmten herein. Das älteste war etwa acht oder neun, das jüngste vier oder fünf Jahre alt; alle hatten sehr schmutzige Gesichter, Hände und Kleider, waren aber völlig unbefangen. Liän-schus Augen leuchteten vor Freude auf; er erhob sich, ging ins Nebenzimmer und sagte:

„Da-liang, Örl-liang, kommt her! Ich habe die Mundharmonika, die ihr euch gestern gewünscht habt."

Die Kinder folgten ihm ins Nebenzimmer und kamen bald wieder heraus, jedes mit einer Mundharmonika. Kaum hatten sie das Empfangszimmer verlassen, als sie

auch schon zu streiten begannen. Eines von ihnen weinte.
„Jedes von euch hat eine Mundharmonika, und sie sind alle gleich“, rief er ihnen nach, „streitet euch also nicht.“
„Wessen Kinder sind das?“ fragte ich.
„Das sind die Kinder des Hausherrn. Sie haben keine Mutter, nur eine Großmutter kümmert sich um sie.“
„Ist der Hausherr Junggeselle?“
„Witwer. Die Frau starb vor drei oder vier Jahren, und er hat nicht wieder geheiratet. Sonst würde er nicht einen Teil seiner Wohnung an einen Junggesellen vermieten.“ Er lächelte etwas verlegen, als er das sagte.
Es drängte mich, ihn zu fragen, warum er Junggeselle geblieben sei, aber im selben Augenblick fiel mir ein, daß wir einander für eine solche Frage nicht gut genug kannten.
Bei näherer Bekanntschaft mit Liän-schu fand ich heraus, daß man sich mit ihm gut unterhalten konnte. Er hatte zu fast jedem Thema etwas zu sagen, und alles, was er sagte, war originell. Mit manchen seiner Gäste war allerdings nicht leicht auszukommen. Sie alle mußten Yü Da-fus* „Verloren“ gelesen haben, denn sie

* Yü Da-fu — Zeitgenosse Lu Hsüns

bezeichneten sich selber oft als „Unglückselige Jugend“ oder „Ausgestoßene Menschen“. Sie lümmelten träge in den Sesseln herum, ununterbrochen seufzend und rauchend.
Dazu kamen die Kinder des Hausherrn, die sich immer stritten, Tassen und Untertassen in Unordnung brachten, Zuckerwerk verlangten und überhaupt schwer zu ertragen waren. Kaum aber erblickte Liän-schu sie, war es um seine übliche Zurückhaltung geschehen. Als Liang Drei die Masern bekam, war Liän-schu so aufgeregt, daß sein dunkles Gesicht schwärzer als je zuvor wirkte. Aber es war ein leichter Fall; die Großmutter des Kindes machte sich denn auch über seine Ängstlichkeit lustig und erzählte gern davon.
„Kinder sind immer gut. Sie sind noch unverdorben“, sagte er eines Tages zu mir, als er merkte, wie ungeduldig sie mich machten.
„Das ist nicht unbedingt richtig“, erwiderte ich gleichgültig.
„Sie sind im Unrecht. Die Kinder haben die schlechten Eigenschaften der Erwachsenen nicht. Wenn sie später schlecht werden — auf die Art schlecht, die Sie nicht mögen —, so ist das die Wirkung ihrer Umgebung. Im Anfang sind sie nicht schlecht. Ich glaube, darin liegt die einzige Hoffnung Chinas.“

„Ich bin nicht Ihrer Meinung. Trügen Kinder die Saat der Schlechtigkeit nicht in sich, wie könnten sie dann heranwachsend verkümmerte Blüten und faule Früchte tragen? Nur weil ein Samenkorn den Embryo von Blättern, Blüten und Früchten in sich trägt, läßt es diese Dinge später sprießen. Wie könnte es ohne Ursache anders sein?“

Ich las damals, da ich nichts Besseres zu tun hatte, buddhistische Sutras — sehr nach dem Vorbild der Großen, die, im Augenblick, in dem man ihnen Amt und Würden nimmt, Vegetarier werden und Tschan zu predigen beginnen. Ich verstand jedoch nichts vom Buddhismus und seiner Philosophie, obgleich ich so zungenfertig von Ursachen und Wirkung redete.

Liän-schu ärgerte sich, sah mich voll Verachtung an und sagte kein Wort mehr. Ich wußte nicht recht, ob er nichts mehr zu sagen hatte oder es für unter seiner Würde hielt, mit mir zu diskutieren. Aber ich merkte, daß er wieder die hochmütige Miene aufsetzte, die ich einige Zeit an ihm nicht gesehen hatte. Schweigend rauchte er zwei Zigaretten. Als er nach der dritten griff, floh ich.

Diese Meinungsverschiedenheit zwischen uns wurde erst nach drei Monaten behoben, zum Teil wahrscheinlich, weil er sie vergessen hatte, andernteils weil er selbst zufällig von „unverdorbenen“ Kindern beschimpft

worden war und meinen Ausfall gegen sie als einigermaßen gerechtfertigt empfand. Natürlich vermutete ich das nur. Wir kamen in meiner Wohnung darauf, nachdem wir etwas Wein getrunken hatten. Nachdenklich aufblickend, sagte er mit trauriger Miene: „Wenn man es recht überlegt, ist es wirklich seltsam. Auf dem Wege zu Ihnen sah ich ein sehr kleines Kind. Es winkte mir mit einem herbstlich-roten Schilfrohr und sagte: ‚Ich bring dich um!‘ Es konnte noch nicht einmal richtig laufen.“

„Es ist von seiner Umgebung verdorben worden.“

Ich bedauerte sofort, was ich gesagt hatte, und hätte es gern zurückgenommen, er aber schien nichts dagegen zu haben und fuhr fort, zu trinken und Ketten zu rauchen.

„Übrigens“, sagte ich, um durch einen Wechsel des Themas meinen Fehler vergessen zu machen, „was hat Sie zu mir geführt? Sie haben, wie ich weiß, ja sonst nicht die Gewohnheit, Besuche zu machen. Wir kennen einander jetzt seit mehr als einem Jahr, aber es ist das erstemal, daß Sie zu mir ins Haus kommen.“

„Ich wollte Ihnen den Grund gerade sagen. Sie dürfen mich in meiner Wohnung nicht mehr besuchen. Es sind zwei Menschen da, ein alter und ein junger, bei denen einem übel wird. Kaum menschlich zu nennen.“

„Ein alter und ein junger? Wer soll das sein?" fragte ich überrascht.
„Ein älterer Vetter von mir und sein Sohn. Pfui Teufel, der Sohn ist genau wie sein Vater."
„Vermutlich sind sie gekommen, um Sie zu besuchen und gleichzeitig die Stadt zu besichtigen?"
„Nein. Er möchte, daß ich den Jungen an Sohnes Statt annehme."
„Oh!" sagte ich erstaunt. „Aber Sie sind doch nicht verheiratet."
„Die wissen ja auch ganz genau, daß ich nie heiraten werde. Aber das zählt nicht. In Wirklichkeit wollen sie ja nur unser altes Haus in Kaltsteinberg an Sohnes Statt annehmen. Ich habe, wie Sie wissen, nichts als dieses alte Haus, und ich gebe jeden Käsch aus, kaum daß ich ihn verdient habe. Dieses verfallene Haus ist mein einziges Eigentum. Und mein Vetter und seine Söhne scheinen kein anderes Interesse im Leben zu haben, als die alte Magd, die dort wohnt, auf die Straße zu setzen."
Die Bitterkeit, mit der er das vorbrachte, erschütterte mich, und ich versuchte, ihn zu beruhigen: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß Ihre Verwandten so schlecht sind. Ihr einziger Fehler ist, daß sie etwas altmodisch sind. Ich erinnere mich, wie eifrig sie sich bemühten,

Sie zu trösten, als Sie bei dem Begräbnis so herzzerreißend weinten."
„Sie bemühten sich ebenso eifrig, mich zu trösten, als mein Vater starb. Doch ließen sie sich trotzdem nicht davon abhalten, mir zuzureden, mein Haus zu verschenken." Er blickte auf und starrte ins Leere, als versuchte er, sich die Ereignisse von damals wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.
„Mit einem Wort, am wesentlichsten an der Sache ist, daß Sie keine Kinder haben. Warum heiraten Sie eigentlich nicht?" Nun war ich endlich auf das Thema gekommen, das mich so lange beschäftigt hatte. Seit ich Liän-schu kannte, hatte es keinen besser geeigneten Augenblick gegeben, es zur Sprache zu bringen.
Er blickte mich überrascht an, senkte gleich die Augen und starrte seine Knie an. Dann zündete er sich eine Zigarette an und rauchte, ohne meine Frage zu beantworten.

III

So düster und freudlos Liän-schus Leben sein mochte, durfte er es doch nicht in Frieden genießen. Allmählich tauchten in den Zeitungen anonyme Angriffe gegen ihn auf, und auch in den Kreisen der Lehrer gab es immer

mehr Klatsch über ihn. Aber diesmal war es nicht wie früher, Klatsch aus Neugierde und dem Verlangen nach Abwechslung, vielmehr rührte er von Bosheit und der Absicht her, Liän-schu zu schädigen. Ich kannte die Ursachen: er hatte kurz zuvor in Zeitschriften einige Artikel veröffentlicht. Ich zollte den Angriffen und dem Klatsch keine Aufmerksamkeit. Die Einwohner von Schaohsing jedoch haßten nichts so sehr wie freimütige und offenherzige Kritik und versäumten es niemals, die solchen Freimuts Schuldigen zu bestrafen. Das war schon immer so gewesen, und Liän-schu wußte das. Im Frühling hörte ich, daß er vom Direktor der Schule seines Lehramtes enthoben worden war. Das Ganze schien etwas plötzlich gekommen zu sein, war jedoch in Wirklichkeit nur die logische Folge; es schien nur deshalb plötzlich und unerwartet, weil ich gehofft hatte, mein Bekannter könnte diesem Geschick entgehen. Die Leute von Schaohsing verfuhren dabei nicht einmal besonders hart mit Liän-schu; es war nur ihre gewohnte Art, mit Menschen umzugehen, die sich nicht anpassen wollten.

Ich war damals mit meinen eigenen Problemen beschäftigt und bereitete mich auf den Umzug nach Schanyang vor, wo ich vom nächsten Herbst an unterrichten sollte. Ich hatte infolgedessen keine Zeit, ihn zu besuchen. Erst mehr als drei Monate nach Liän-schus Entlassung aus

seinem Amt fand ich Gelegenheit dazu. Eines Tages ging ich durch die Hauptstraße und blieb vor einem der Stände mit alten Büchern stehen. Und da sah ich etwas, was mich zusammenfahren ließ. Es war eine Erstausgabe der „Kommentare zu Sima Tjiäns Geschichte", die ich als Liän-schus Eigentum erkannte. Er liebte Bücher, wenn er auch kein Sammler war, und er hatte sich von dieser seltenen Ausgabe gewiß nur unter äußerstem Zwang getrennt. Wie leichtfertig er auch mit seinem Geld umgesprungen sein mochte, war es denkbar, daß er kaum drei Monate nach dem Verlust seiner Stellung so weit gekommen war? Das war der Anlaß zu meinem Besuch bei Liän-schu. Ich kaufte eine Flasche Hirseschnaps, zwei Päckchen geschälte Erdnüsse und zwei geräucherte Fische.

Die Tür zu seinem Zimmer war geschlossen. Ich rief zweimal, doch kam keine Antwort. Vielleicht schläft er, dachte ich, rief lauter und klopfte gleichzeitig an die Tür.

„Er muß ausgegangen sein!" Die Großmutter Daliangs — die dicke Frau mit den dreieckigen Augen — steckte ihren grauen Kopf aus dem Fenster gegenüber im Hof und sagte es mit lauter ungeduldiger Stimme.

„Wohin?" fragte ich.

„Wohin? Woher soll ich das wissen? Aber er kann nicht weit gegangen sein, also können Sie ebensogut warten. Er wird bald wieder da sein."

Ich stieß die Tür auf und trat ins Empfangszimmer. Wahrhaftig, „eine Abwesenheit von einem Tag ist wie drei Herbste". Das Zimmer war unbehaglich und leer. Nicht nur waren fast keine Möbel mehr da, auch von den Büchern waren nur jene in ausländischem Einband übriggeblieben, die niemand in der Stadt Schaohsing hätte besitzen mögen. Der runde Tisch stand noch da, der Tisch, an dem gewöhnlich traurig blickende junge Männer lümmelten, verkannte Genies und schmutzige, lärmende Kinder; nun war es ganz still um ihn, und nur eine dünne Schicht Staub lag darauf. Ich stellte die Flasche und die Päckchen auf den Tisch, zog einen Stuhl heran und setzte mich mit dem Gesicht zur Tür hin.

Die Hausfrau hatte recht gehabt. Langsam ging die Tür auf, und still wie ein Schatten trat ein Mann ein. Es war Liän-schu. Vielleicht war es auf den späten Nachmittag zurückzuführen, aber er schien mir dunkler zu sein denn je zuvor, wiewohl er sonst derselbe war.

„Ah, Sie sind hier! Wie lange warten Sie schon?"

Er schien froh zu sein, mich zu sehen.

„Nicht sehr lange", sagte ich. „Wo waren Sie?"

„Ich habe mir nur die Füße vertreten."

Auch er zog einen Stuhl an den Tisch heran und setzte sich, und wir begannen zu trinken und über den Verlust seiner Stellung zu reden. Aber er wollte sich nicht des langen und breiten darüber auslassen, sah die Sache vielmehr als etwas an, was zu erwarten gewesen war, als etwas, woran er nun gewöhnt war und das keine Überraschung hervorrufen sollte, etwas, das kaum der Rede wert war. Er trank weiter, wie er es immer getan hatte, und redete über Gesellschaft und Geschichte im allgemeinen. Mein Blick fiel auf die leeren Bücherborde; die Erstausgabe, die zum Antiquar gewandert war, fiel mir ein, und Schwermut und Trauer überkamen mich.

„Ihr Empfangszimmer sieht so trostlos aus. Sie haben neuerdings nicht viele Besucher?"

„Nein. Sie wollen nicht kommen, weil ich niedergeschlagen bin. Ein bedrückter Mensch macht andere unbehaglich. Niemand besucht gern einen Park im Winter." Er trank zwei Schlucke hintereinander, ohne dazwischen etwas zu sagen. Plötzlich blickte er mich an und sagte: „Ich nehme an, Sie haben auch keine Aussicht auf eine Stellung?"

Ich wollte mich gerade zu dem Thema äußern, als ihn ein Geräusch draußen aufhorchen ließ und er mit einer Handvoll Erdnüsse hinausging. Der Lärm und das Kichern Da-liangs und seiner Brüder verstummten, als

Liän-schu hinaustrat, und sie schienen davonzulaufen. Er folgte ihnen und redete auf sie ein, aber sie gaben ihm keine Antwort. Er kehrte, still wie ein Schatten, ins Zimmer zurück und tat die Erdnüsse ins Päckchen. „Sie wollen nicht einmal etwas zum Essen von mir annehmen", sagte er mit leiser, spöttischer, herausfordernder Stimme.

Ich wurde noch trauriger, zwang mir aber ein Lächeln ab und sagte: „Liän-schu, ich glaube, Sie nehmen die Dinge zu ernst. Warum halten Sie die Menschen für so schlecht?"

Ein verzerrtes Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

„Ich bin mit dem, was ich sagen wollte, noch nicht fertig. Sie glauben wohl, wir, die gelegentlich auf einen Sprung zu Ihnen kommen, täten das, weil wir sonst nichts zu tun haben und uns nur über Sie amüsieren wollen?"

„Nein, nicht immer glaube ich das, aber manchmal. Die Menschen suchen sich gern einen Gesprächsstoff."

„Da sind Sie im Unrecht. In Wirklichkeit sind die Menschen nicht so. Die Wahrheit ist, daß Sie sich in einen Kokon von Einsamkeit versponnen haben. Sie müßten mehr Licht von der Außenwelt einlassen", schloß ich seufzend.

„Vielleicht haben Sie recht. Aber sagen Sie mir doch, woher kommt der Seidenfaden, aus dem der Kokon

gemacht ist? Natürlich gibt es viele solche Menschen in dieser Welt. Meine Großmutter war so geartet. Wiewohl ich nicht ihres Blutes bin, kann mich ihr Geschick doch noch ereilen. Nicht daß es von großer Bedeutung wäre, aber ich habe schon um sie und mich getrauert."

Ich erinnerte mich lebhaft an die Einsargung seiner Großmutter, und jede Einzelheit erstand wieder vor meinen Augen.

„Ich habe Ihre herzzerreißenden Schreie von damals nie begriffen", gab ich ganz offen zu.

„Sie meinen, bei der Einsargung meiner Großmutter? Ja, es müßte Ihnen schwerfallen, das zu begreifen", sagte er und zündete die Lampe an. „Der Zufall wollte, daß unsere Freundschaft damals begann. Natürlich konnten Sie nicht wissen, daß meine Großmutter die Stiefmutter meines Vaters war; seine leibliche Mutter starb, als er drei Jahre alt war." Er überlegte, trank schweigend etwas von dem Schnaps und aß seinen Fisch auf.

„Natürlich wußte ich von allen diesen Dingen vorerst nichts, wenn es auch einmal zu einem Zwischenfall gekommen war, der mich, sogar als ich noch ein Kind war, bedrückte. Mein Vater lebte damals noch, und wir waren recht wohlhabend. Es war Brauch in der Familie, im ersten Monat des Jahres Ahnenbilder auf-

zuhängen und vor ihnen zu opfern. Ich liebte es, diese Bilder von Männern und Frauen in prunkvollen Gewändern zu betrachten, und bedauerte bloß, daß sich eine Gelegenheit dazu nur selten bot. Die Magd, die mich in den Armen hielt, zeigte immer auf ein bestimmtes Bild und sagte: ‚Das ist deine wirkliche Großmutter. Mach einen Kotau vor ihr und bitte sie, dich zu schützen und dich schnell und stark wie Drachen und Tiger aufwachsen zu lassen.‘

Ich konnte nicht begreifen, warum ich eine andere ‚wirkliche Großmutter‘ haben sollte, wenn ohnedies eine im Hause war. Aber ich liebte diese ‚wirkliche Großmutter‘, die nicht so alt war wie die Großmutter im Haus. Sie war jung und schön und trug ein mit Gold ausgesticktes rotes Gewand und einen mit Perlen benähten Hut. Auf dem Bild sah sie fast ebenso jung aus wie meine Mutter. Wann immer ich sie anblickte, waren ihre Augen auf mich gerichtet, und ihr Lächeln schien fröhlicher zu werden. Sie mußte auch mich sehr lieben, das wußte ich.

Jedoch liebte ich auch die Großmutter im Haus, die Großmutter, die immer am Fenster saß und langsam nähte. Wie munter ich auch vor ihr spielen und wie zärtlich ich zu ihr sein mochte, ich konnte sie nicht glücklich machen und zum Lachen bringen. Sie schien immer traurig und kühl zu sein, so verschieden von

anderer Kinder Großmütter. Nichtsdestoweniger liebte ich sie, wenngleich meine Liebe später allmählich nachließ. Es war nicht darauf zurückzuführen, daß mir, als ich heranwuchs, klar wurde, daß sie nicht meines Vaters wirkliche Mutter war, sondern weil sie immerfort, Tag um Tag, Jahr um Jahr, nähte und nähte, nähte wie eine Maschine.

Ich konnte nicht begreifen, warum sie so war, und ihre monotone Lebensweise machte mich ungeduldig. Aber sie fuhr fort zu nähen wie zuvor; sie pflegte und umsorgte mich. Nie bekam ich Schelte zu hören oder eine Strafe, aber ebensowenig lächelte oder lachte sie. Sie war nach dem Tode meines Vaters so geworden. Später hingen wir in bezug auf unseren Lebensunterhalt fast vollkommen von ihrer Näharbeit ab. Und das war nicht dazu angetan, sie fröhlicher zu stimmen und zum Lachen zu bringen. Immerhin brachte sie es zustande, mich studieren zu lassen . . .“

Die Lampe war niedergebrannt, es war fast kein Petroleum mehr darin. Er stand auf, nahm eine kleine Blechkanne vom Bücherbrett und füllte nach.

„Petroleum ist in diesem Monat zweimal im Preis gestiegen“, sagte er und schraubte den Docht höher. „Das Leben wird immer schwieriger . . . Und in ihrem Leben blieb alles beim alten, auch nachdem ich mein Studium beendet, eine Stellung bekommen hatte und

unser Leben sicherer geworden war. Wahrscheinlich hörte sie nicht auf zu nähen, bis sie erkrankte und bettlägerig wurde. Dennoch glaube ich annehmen zu dürfen, daß ihre letzten Jahre nicht so hart waren; sie erreichte ja auch ein hohes Alter.
Ich hätte keine Träne zu vergießen brauchen, insbesondere da es bei ihrem Begräbnis so viele Trauernde gab. Sogar diejenigen, die sie zur Zeit ihres Lebens verfolgt hatten, schienen traurig zu sein. Ich jedoch — irgendwie sah ich ihr ganzes Leben vor mir, dieses Leben in Einsamkeit, das sie auf sich genommen hatte, aus freiem Willen, und das in unabänderlicher Eintönigkeit ablief. Überdies fühlte ich, daß es viele Menschen ihrer Art in der Welt gibt, und um diese Menschen weinte ich. Ich war noch immer der Spielball meiner Gefühle.
Sie haben für mich die gleichen Gefühle, wie ich sie für meine Großmutter hatte. Aber ich irrte mich. Großmutters Einsamkeit war nicht ganz von ihr allein verschuldet. Ich weiß, daß ich selber mich ihr allmählich entfremdet und sie, solange ich zurückdenken kann, vernachlässigt habe."
Er versank wieder in Schweigen, mit nachdenklich gesenktem Kopf und der brennenden Zigarette zwischen den Fingern. Die Lampe flackerte.
„Ach, wie bitter zu denken, daß niemand nach deinem Tode dich betrauern wird", sagte er wie zu sich selber.

Nach einer Weile aber hob er den Kopf und wandte sich zu mir. „Ich glaube nicht, daß Sie mir irgendwie helfen können. Ich muß so bald wie möglich etwas finden."
„Haben Sie keine anderen Freunde, die Sie bemühen könnten?" fragte ich, denn ich war damals selbst am Ende meiner Mittel angelangt.
„Es gibt wohl einige, aber die meisten sind in der gleichen Lage wie ich."
Als ich Liän-schu verließ, stand der Vollmond mitten am Himmel. Es war eine sehr stille Nacht.

IV

Als Erzieher war man in Schanyang alles andere denn auf Rosen gebettet. Zwei Monate nach Antritt meiner Stellung hatte ich noch keinen Käsch von meinem Gehalt bekommen. Ich mußte sogar das Rauchen aufgeben. Aber wiewohl die Lehrer dieser Schule nur fünfzehn oder sechzehn Dollar monatlich verdienten, waren sie alle zufriedene Menschen, die wußten, wohin sie gehörten, und sie arbeiteten vom Morgen bis in die Nacht ohne Rücksicht auf ihre blassen Gesichter und die Körper, die nur aus Haut und Knochen bestanden. Sie hatten sich nach und nach an diese Zustände ge-

wöhnt. Überdies mußten sie jedesmal respektvoll aufstehen, wenn ihre Vorgesetzten eintraten. Sie gehörten nicht zu den Menschen, die „genug zu essen und anständige Kleidung haben mußten, ehe man von ihnen erwarten durfte, daß sie sich angemessen benahmen". Diese Dinge erinnerten mich immer an Liän-schus Abschiedsworte. Es ging ihm damals schlechter als je zuvor, und während er früher nur schweigsam und verschlossen gewesen war, litt er nun auch unter Mangel an Selbstvertrauen. Als er hörte, ich sei im Begriff, die Stadt zu verlassen, kam er am Abend zu mir und sagte zögernd:

„Glauben Sie, daß Sie in Schanyang irgend etwas für mich tun können? Ich wäre auch mit einem Schreiberposten zu zwanzig oder dreißig Dollar monatlich zufrieden. Ich . . ."

Ich war sehr überrascht. Ich hätte nie gedacht, daß er sich so demütigen würde, und wußte nicht, was ich sagen sollte.

„Ich . . . ich möchte noch ein paar Jahre leben . . ."

„Ich will schauen, was ich dort tun kann. Sie können sicher sein, daß ich nichts unversucht lasse."

Das war mein Versprechen; es fiel mir oft ein, und mit ihm Liän-schus Gesicht und seine zögernden, mißtrauischen Worte: „Ich möchte noch ein paar Jahre leben." Dann versuchte ich immer wieder, ihn für Stellungen

zu empfehlen. Aber was hatte es für einen Sinn? Es gab mehr Bewerber als Stellungen, und das Endergebnis meiner Bemühungen war, daß ich von denjenigen, an die ich herangetreten war, immer ein paar Zeilen des Bedauerns erhielt und Liän-schu einige entschuldigende Worte von mir. Zu Ende des Semesters verschlimmerte sich die Lage. Das Wochenblatt „Vernunft", von den reichen Herren des Ortes veröffentlicht, begann mich anzugreifen. Selbstverständlich wurde mein Name nie erwähnt, doch waren die Angriffe heimtückisch formuliert und erweckten unweigerlich den Eindruck, daß ich ins Erziehungswesen Unruhe zu tragen versuche; meine Bemühungen, eine Stellung für Liän-schu zu finden, hieß es in den Anspielungen, seien nur ein Versuch, Leute meiner eigenen Art an die Futterkrippe zu bringen.

Ich durfte keinen Angriffspunkt mehr bieten und mußte mich nach dem Unterricht in meinem Zimmer einsperren; ich befürchtete sogar, der Rauch meiner Zigarette könne den Verdacht erwecken, daß ich Unruhe zu stiften versuche. Natürlich mußte ich meine Bemühungen, Liän-schu zu helfen, aufgeben. Dieser Stand der Dinge hielt bis zur Mitte des Winters an.

Es hatte den ganzen Tag geschneit, und das Schneien hörte auch in der Nacht nicht auf. Draußen war es so ruhig, daß man die Stille beinahe hören konnte. Ich saß

mit geschlossenen Augen allein bei der trüben Lampe und versuchte mir vorzustellen, wie die fallenden Schneeflocken die ungeheure Ebene füllten. In meiner Heimat war jetzt jedermann mit den Vorbereitungen zur Neujahrsfeier beschäftigt. Ich war wieder ein kleiner Junge und baute mit meinen Spielgefährten im Hinterhof einen Schneemann. Die Augen des Schneemanns machte ich, indem ich zwei Stücke Kohle hineinsteckte, die gegen den Schnee sehr schwarz wirkten. Die Augen blinzelten und wurden zu Liän-schus Augen.

„Ich möchte noch ein paar Jahre leben", hörte ich eine vertraute Stimme sagen.

„Warum", fragte ich ohne jeden vernünftigen Grund, und die Frage klang albern, kaum daß ich sie gestellt hatte.

Immerhin, diese törichte Frage weckte mich aus meinen Träumereien. Ich richtete mich auf und zündete mir eine Zigarette an, riß das Fenster auf und schaute hinaus: Der Schnee fiel dichter denn je. Irgend jemand klopfte ans Tor; dann erklangen Schritte, die ich als die des Pförtners erkannte. Er stieß meine Tür auf und überreichte mir ein Schreiben in einem langen Briefumschlag. Die Handschrift war sehr undeutlich, doch erkannte ich auf den ersten Blick die Liän-schus.

Es war der erste Brief, den ich von ihm erhielt, seit ich Schaohsing verlassen hatte. Ich kannte seine Trägheit, und seine Briefe fehlten mir nicht, wenn ich mich auch manchmal über sein Schweigen ärgerte. Natürlich erweckte der Brief meine Neugierde, und ich öffnete ihn hastig. Auch die Handschrift drinnen war sehr undeutlich. Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Schen-fe . . .

Wie soll ich Sie anreden? Ich lasse den Raum frei, und Sie können hinschreiben, was Ihnen richtig scheint. Mir macht es keinen Unterschied.

Seit wir uns trennten, habe ich von Ihnen drei Briefe erhalten. Ich antwortete aus einem ganz einfachen Grunde nicht: Ich hatte kein Geld, Briefmarken zu kaufen.

Dennoch mögen Sie etwas über mich erfahren wollen, und so gebe ich Ihnen hier einen kurzen Situationsbericht: Ich bin nun ein vollkommener Versager geworden. Ich pflegte mich ja schon immer für einen Versager zu halten, doch weiß ich jetzt, daß ich damals noch kein Versager war. Jetzt bin ich ganz bestimmt ein Versager. Früher einmal, als es noch jemand gab, der mich noch ein paar Jahre länger am Leben sehen wollte, als ich selber noch ein paar Jahre leben wollte, war es mir unmöglich — zu leben.

Jetzt aber, da kaum ein Grund zu leben besteht, lebe ich weiter . . .

Aber soll ich so weiterleben?

Der einzige Mensch, der wünschte, daß ich länger lebe, ist nicht mehr. Er wurde von seinen Feinden in eine Falle gelockt und ermordet. Wer war der Mörder? Niemand weiß es.

Wie schnell sich das Leben ändert! In den vergangenen sechs Monaten wurde ich fast zum Bettler; ich könnte sogar sagen, daß es tatsächlich soweit kam. Aber es gab etwas, das mir wichtig war, etwas, wofür ich gewillt war zu betteln, zu hungern, einsam zu sein und mich abzumühen. Ich war nicht gewillt, mich umzubringen. Sie sehen, wieviel die bloße Tatsache, daß jemand mich am Leben zu erhalten wünschte, bedeuten kann. Aber nun besteht dieser Grund nicht mehr, dieser Jemand lebt nicht mehr. Ich fühle nun, daß ich keine Berechtigung mehr habe zu leben. Was andere davon halten? Auch sie sind nicht der Ansicht, ich hätte noch ein Recht zu leben. Gleichzeitig fühle ich, daß ich diesen Menschen, die mich nicht mehr am Leben lassen wollen, zum Trotz weiterleben muß. Glücklicherweise gibt es niemand mehr, der mich am Leben zu erhalten wünscht, und so kann ich niemand mehr unglücklich machen. Ich will niemand, der mich am Leben zu

erhalten wünscht, unglücklich machen. Kein solcher Mensch ist übriggeblieben, nicht ein einziger. Ich bin dessen froh, ich bin wirklich glücklich. Ich habe begonnen, selber die Dinge zu tun, die ich zu hassen pflegte, und mich gegen alles und jedes zu stellen und abzulehnen, was ich zu bewundern und woran ich zu glauben pflegte. Ich habe wirklich versagt . . . und ich bin gleichzeitig ein Erfolg geworden.

Glauben Sie, daß ich wahnsinnig geworden bin? Glauben Sie, ich wäre ein Held oder ein großer Mann geworden? Nein, nein. Alles ist ganz einfach; ich bin vor kurzem für achtzig Dollar monatlich Berater des Generals Du geworden.

Schen-fe . . . was denken Sie nun von mir? Was immer Sie von mir denken mögen, macht mir keinen Unterschied.

Vielleicht erinnern Sie sich noch an mein Empfangszimmer, das Zimmer, in dem wir uns in der Stadt zum erstenmal trafen und wo wir vor unserer Trennung zusammen saßen. Ich habe noch immer dasselbe Empfangszimmer. Aber es gibt nun neue Gäste, neue Gaben und Geschenke, neue Schmeicheleien, neues Drähteziehen, neue Kotaus und Verbeugungen, neue Mahjong-Partien und Trinkgelage,

neuen Haß und Angewidertsein, neue Schlaflosigkeit und Lungenblutungen . . .
In einem Ihrer Briefe sagten Sie, Sie seien in Ihrer neuen Lehrerstellung nicht sonderlich glücklich. Wollen Sie auch ein Berater werden? Sagen Sie mir's, denn wenn dem so ist, will ich Ihnen zu einer Ernennung verhelfen. Es käme auf das gleiche heraus, wenn man Pförtner würde, denn auch da gäbe es neue Gäste und neue Bestechungen, neue Schmeicheleien . . .
Wir hatten schwere Schneefälle hier. Wie ist es dort? Es ist nun späte Nacht. Ich habe gerade etwas Blut gespuckt und fühle mich sehr schwach. Plötzlich werde ich mir des Umstands bewußt, daß Sie mir seit dem Herbst drei Briefe geschrieben haben. Was für angenehme Überraschungen sie waren! Ich mußte Ihnen also etwas über mich selber berichten. Ich hoffe, Sie sind nicht zu entsetzt.
Ich glaube nicht, daß ich wieder schreiben werde; Sie wissen ja, was ich für ein Briefschreiber bin. Wann kommen Sie zurück? Wenn es bald genug ist, könnten wir einander doch noch sehen. Aber ich fürchte, daß wir unsere eigenen Wege gehen müssen. Sie täten also besser daran, mich zu vergessen. Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen für Ihre Bemühungen, mir zu helfen. Aber Sie täten

besser daran, mich zu vergessen, denn „es geht mir nun gut".

14. Dezember *We Liän-schu*

Obgleich ich nicht „zu entsetzt" war, empfand ich, nachdem ich seinen Brief nochmals aufmerksam gelesen hatte, ein Gefühl der Bedrückung, ein Gefühl, das jedoch eines gewissen Frohseins nicht entbehrte. Jedenfalls, dachte ich, ist sein Lebensunterhalt für ihn kein Problem mehr, was wieder bedeutete, daß ich mir seinetwegen keine Sorgen mehr zu machen brauchte, wenn ich auch nichts getan hatte, um ihm zu helfen. Ich empfand das Bedürfnis, gleich zu antworten, aber da ich nichts Angemessenes zu sagen hatte, gab ich die Absicht wieder auf.
Tatsächlich begann ich ihn allmählich zu vergessen; sein Gesicht tauchte in meinem Gedächtnis nicht mehr so oft auf. Aber weniger als zehn Tage nach Empfang seines Briefes erhielt ich das in Schaohsing veröffentlichte „Akademische Wochenblatt". Ich las es nur selten, aber da es mir nun einmal geschickt wurde, blätterte ich natürlich darin. Die Zeitschrift rief mir Liän-schu ins Gedächtnis zurück, denn sie enthielt oft Gedichte und andere Nachrichten über ihn, wie etwa

„Ein Besuch bei dem Gelehrten We Liän-schu in einer Schneenacht"; „Dichterische Zusammenkunft im Arbeitszimmer des Beraters We Liän-schu" und ähnliches mehr. In der Spalte, die den Titel „Geplauder eines Akademikers" trug, gab es Schilderungen von Liän-schus Eigentümlichkeiten, die nun als Anekdoten ausgegeben wurden und in denen darauf angespielt wurde, daß „ein ungewöhnlicher Mensch immer von ungewöhnlicher Art sei".

Ich weiß nicht, wie es kam, doch verschwamm, während mich diese Ergüsse an Liän-schu gemahnten, sein Gesicht immer mehr in meinem Gedächtnis. Gleichzeitig fühlte ich mich jedoch stärker an ihn gefesselt und empfand eine Angst um ihn, die ich nicht zu begreifen vermochte. Im Frühling wurde die Zusendung dieses Wochenblatts eingestellt. Mittlerweile hatte das Wochenblatt „Vernunft" von Schanyang eine „Die Wahrheit hinter dem Humor" betitelte Artikelserie zu veröffentlichen begonnen. Der Schreiber spielte darin auf die tadelnswerte Tätigkeit gewisser Personen an, von der die Eingeweihten schon immer gewußt und die sie schon lange bedauert hatten. Ich war eine dieser gewissen Personen und mußte wieder äußerst vorsichtig sein und sogar dafür sorgen, daß nicht einmal der Rauch meiner Zigarette anderen Leuten in den Weg komme. Solche Vorsicht hält einen in Atem und erzwingt Untätigkeit.

Ich hörte auf, an Liän-schu zu denken; ich könnte sogar sagen, daß ich ihn wirklich vergaß.

Ungeachtet aller meiner Bemühungen, nirgends anzustoßen, blieb ich nicht bis zum Ende des Semesters. Gegen Ende Mai verließ ich Schanyang.

V

Von Schanyang zog ich nach Litscheng und von dort nach Taigu. Nach mehr als einem halben Jahr Umherziehens war ich noch immer ohne Stellung und beschloß, nach Schaohsing zurückzukehren. Ich kam am Nachmittag eines Vorfrühlingstages an; der Himmel war bewölkt, und alles lag in grauem Nebel. In dem Haus, wo ich früher gewohnt hatte, war ein Zimmer frei, und ich richtete mich darin ein. Auf der Heimreise hatte ich an Liän-schu gedacht, und nun nahm ich mir vor, ihn nach dem Abendessen zu besuchen. Mit zwei Paketen jener gedämpften Kuchen, für die Wenhsi berühmt ist, marschierte ich über Meilen nasser Straßen, wich den zahllosen Hunden aus, die stumpfsinnig auf dem Gehweg herumlagen, und kam schließlich bei dem Haus an, wo Liän-schu wohnte. Drinnen war es hell. Ich lachte bei dem Gedanken, daß er sich nun als Berater des Generals Du eine bessere Beleuchtung

leisten könne. Aber als ich genauer hinschaute, sah ich deutlich, daß an jeden Torflügel ein Streifen weißen Papiers angeklebt war. Die Großmutter Da-liangs muß gestorben sein, dachte ich, als ich durch das Tor in den Innenhof trat.

Im trübe beleuchteten Hof stand ein Sarg. Daneben war ein Soldat oder ein Leibwächter in Uniform aufgepflanzt. Er unterhielt sich mit jemand, und dieser Jemand war die Großmutter Da-liangs. Auch einige Arbeiter in kurzen Jacken standen herum. Mein Herz begann heftig zu schlagen. Die alte Frau wandte sich um und schrie auf, als sie mich erblickte: „Ach, sind Sie zurück? Warum sind Sie nicht früher gekommen?“

„Wer . . . wer ist gestorben?“ fragte ich, obwohl kaum ein Zweifel bestand, wer es war.

„Seine Exzellenz We Liän-schu. Er ist vorgestern verschieden.“

Mich umschauend, merkte ich, daß das Gastzimmer ziemlich dunkel und wahrscheinlich nur von einer Lampe beleuchtet war. Das mittlere Zimmer jedoch war mit Trauervorhängen ausgestattet, und draußen standen Daliang und seine Brüder.

„Er ist da drinnen aufgebahrt“, sagte die Großmutter und zeigte auf das Zimmer. „Nach der Ernennung

Seiner Exzellenz gab ich ihm auch das große Zimmer. Und darin liegt er nun.“

Vor den Trauervorhängen stand ein länglicher schmaler Tisch und vor diesem ein viereckiger Tisch. Auf dem letzteren standen Schüsseln mit einigen Dutzend Gerichten. Als ich ins Zimmer trat, wurde ich von zwei Männern in langen weißen Gewändern aufgehalten, die mich mit Überraschung und Argwohn verratenden Fischaugen anstarrten. Ich stellte mich ihnen sofort vor und erzählte ihnen von meiner Freundschaft mit Liän-schu, und nachdem Da-liangs Großmutter die Wahrheit meiner Behauptungen bestätigt hatte, wich die Spannung aus ihren Augen und ihren kampfbereiten Armen, und sie erlaubten mir hineinzugehen.

Während ich mich verbeugte, hörte ich jemanden weinen. Ich senkte den Blick und sah einen Jungen von etwa zehn Jahren, der auf einer Trauermatte Kotau machte. Er war in Weiß und hatte um den kahlgeschorenen Kopf einen breiten Hanfstrick gebunden.

Nachdem ich mit den Männern in Weiß einige Worte gewechselt und erfahren hatte, daß sie Liän-schus nächste Verwandte waren, bat ich um die Erlaubnis, einen letzten Blick auf den alten Freund werfen zu dürfen. Sie versuchten, mich davon abzuhalten, und sagten, sie dächten nicht daran, mich dieser seelischen

Erschütterung auszusetzen, aber meine Beharrlichkeit siegte, und sie hoben die Trauervorhänge auf.

Vor mir lag Liän-schu, im Tode. Wie seltsam! Wiewohl seine kurze Joppe und seine Hosen verdrückt und mit Blut befleckt waren, wiewohl sein Gesicht schmerzlich mager war, sah er doch dem Liän-schu sehr ähnlich, wie ich ihn gekannt hatte. Mund und Augen waren geschlossen, und er schien friedlich zu schlafen. Ich fühlte mich fast versucht, die Hand über seine Nase zu halten, um festzustellen, ob er nicht leise atme.

Alles war totenstill, die Lebenden wie auch der Tote. Als ich das Zimmer verließ, folgte mir einer seiner Vettern und sprach ein paar angemessene Worte. Sein „Bruder", sagte er, habe „sich zu den Ahnen gesellt", auf der Höhe seines Lebens und an der Schwelle großer Ereignisse. Dies sei nicht nur ein großes Unglück für seine „verfallende Sippe", sondern auch ein schwerer Schlag für seine Freunde. Er schien sich für Liän-schu entschuldigen zu wollen. Solche Beredsamkeit ist bei einem Mann aus einem Bergdorf selten. Nach dieser Rede war alles wieder totenstill, die Lebenden wie auch der Tote.

Ich fühlte mich abgespannt, empfand jedoch keine besondere Trauer. Ich ging zur Großmutter in den Hof und plauderte mit ihr. Von ihr erfuhr ich, daß die Einsargung bevorstand, daß man nur noch auf die Totengewänder warte und daß beim Zunageln des Sargdeckels in den Jahren der Ratte, des Pferds, des Hasen und des Hahnes Geborene nicht anwesend sein durften. Sie war an ihrem Thema überaus interessiert, und ein Wortschwall ergoß sich aus ihrem Munde. Sie sprach von seiner Krankheit, von den letzten Monaten seines Lebens und hielt mit ihrer aufrichtigen Meinung über ihn nicht zurück.

„Wissen Sie, daß Seine Exzellenz ein ganz anderer Mensch wurde, als er unter seinen Glücksstern kam? Er trug den Kopf hoch und sah selbstsicher aus. In Gegenwart anderer war er nicht mehr so steif und förmlich wie zuvor. Sie kannten ja seine Schüchternheit; mich pflegte er mit Verehrungswürdige Dame anzusprechen, dann aber nannte er mich nur noch alte Hexe. Ja, es war sehr spaßig. Einmal schickte man ihm seltene Heilkräuter als Geschenk. Da er solche Dinge selber nicht aß, warf er alles in den Hof hinaus . . . da hier . . . und rief mir zu: ‚Alte Hexe, nimm dir's und stopf dir den Bauch damit voll.' Seit ihm der Glücksstern leuchtete, herrschte ein ununterbrochenes Kommen und Gehen. Ich trat ihm das mittlere Zimmer ab und übersiedelte in eine der Seitenkammern. In der ‚Roten Periode seines Horoskops' war er ganz anders als gewöhnliche Menschen . . . Wir redeten viel und rissen Witze. Wären Sie einen Monat

früher gekommen, dann hätten Sie eine Menge Spaß gehabt, denn an zwei oder drei Tagen gab es Gastmähler, mit fröhlichen Gesprächen, Gelächter, Gesang, Gelegenheitsgedichten, Gesellschaftspielen . . .
Früher hatte er vor Kindern mehr Angst gehabt als die Kinder vor ihrem Vater. Er war mit ihnen immer so sanft und geduldig gewesen. Aber in der letzten Zeit war er ganz anders. Er machte sich über sie lustig und trieb seinen Scherz mit ihnen, und Da-liang und seine Brüder spielten gern mit ihm und gingen zu ihm, wann immer sich die Gelegenheit dazu bot. Und wie verschieden seine Scherze waren: er hieß sie wie Hunde bellen oder bis zum Boden Kotau machen, ehe er ihnen kaufte, was sie sich wünschten. Oh, wie wir uns unterhielten! Vor zwei Monaten bat ihn Liang Zwei, ihm ein Paar Schuhe zu kaufen. Er mußte dreimal Kotau machen. Er trägt diese Schuhe jetzt noch, sie sind noch ganz heil."
Sie verstummte, als einer der Weißgewandeten in den Hof trat. Ich fragte sie nach Liän-schus Krankheit aus, aber darüber wußte sie nicht viel zu berichten. Er sei immer magerer geworden, sagte sie, aber niemand hätte es beachtet, weil er immer so guter Laune zu sein schien. Vor ungefähr einem Monat hätte er mehrere Blutstürze gehabt, aber sie glaubte nicht, daß er einen Arzt habe kommen lassen. Dann konnte er das Bett nicht mehr

verlassen. Drei Tage vor seinem Tode verlor er das Sprechvermögen und brachte kein Wort mehr heraus. Seine Ehren Dreizehn kam von Kaltsteinberg und fragte, ob er irgendwelches Geld erspart habe. Aber Liänschu sagte kein Wort. Seine Ehren Dreizehn war argwöhnisch und dachte, Liän-schu täte nur so, als könne er nicht sprechen, doch war Da-liangs Großmutter dessen nicht so sicher. Manche Leute sagen, Schwindsüchtige verlören vor dem Tode ihr Sprechvermögen.
„Aber Seine Exzellenz war ein sehr merkwürdiger Mensch", sagte sie plötzlich ganz leise. „Er versuchte nicht einmal, etwas zu ersparen, sondern warf sein Geld zum Fenster hinaus. Seine Ehren Dreizehn neigt zu der Ansicht, daß wir etwas beiseite geschafft haben. Aber die Wahrheit ist, daß wir niemals auch nur einen Pfifferling von seinem Geld bekamen. Er gab alles aus, und niemand weiß, wie und wofür. Heute kaufte er etwas und morgen verkaufte er es. Oder er vernichtete, was er gekauft hatte . . . Niemand weiß, wie oder warum er das tat. Als er starb, war nichts da. Er hatte alles vergeudet. Sonst wäre es hier herum jetzt nicht so ruhig . . .
Ja, er war leichtsinnig. An die wichtigsten Dinge im Leben dachte er überhaupt nicht. Ich redete ihm zu, er solle doch, schon mit Rücksicht auf sein Alter, heira-

ten. Seit sich seine Verhältnisse so gebessert hatten, wäre es leicht gewesen, ihm eine passende Frau zu finden. Wenigstens hätte er sich, wenn er keine Frau fand, ein paar Konkubinen zulegen können. Man muß doch zumindest den Versuch machen, ehrbar zu sein. Aber er lachte mich nur aus und sagte: ‚Alte Hexe, versuchst du immer noch, mich zu verkuppeln?' Es gab nichts, was er ernst genommen hätte, und er beachtete keinen Rat, wie ehrlich er auch gemeint war. Hätte er auf mich gehört, dann würde er sich seinen Weg in der anderen Welt nicht ganz allein zu suchen haben. Wenigstens wäre jemand da, der ihn betrauert."

Ein Laufbursche brachte das Paket mit den Totengewändern. Die Verwandten des Verschiedenen packten sie aus und traten hinter die Trauervorhänge. Kurz darauf wurden diese zurückgeschlagen. Die Leibwäsche war schon gewechselt; nun machten sie sich daran, ihm die Überkleider anzuziehen. Ich war einigermaßen überrascht, denn er trug khakifarbene Militärhosen mit breiten roten Streifen, und man zog ihm einen Mantel mit strahlend goldenen Epauletten an. Ich wußte nicht, welchen Rang die Epauletten darstellten, noch auch, wie er zu diesem Rang gekommen war. Er wurde in einer etwas unbequemen Lage in den Sarg gelegt. Neben seine Füße stellte man ein Paar braune Lederstiefel, an seine Rechte wurde ein Pappschwert gelegt und neben sein fahles dunkles Gesicht eine Militärmütze mit goldenem Band.

Die drei Verwandten weinten eine Weile über dem Sarg, dann hörten sie auf und wischten sich die Tränen ab. Der Junge mit dem Hanfstrick um den Kopf und Liang Drei zogen sich zurück. Wahrscheinlich waren sie im Zeichen der Tiere geboren, die tabu waren.

Als die Arbeiter den Sargdeckel aufhoben, trat ich hin, um einen letzten Blick auf Liän-schu zu werfen.

In seinen schlecht sitzenden und abgeschmackten Kleidern lag er friedlich da, Mund und Augen geschlossen und die Mundwinkel zu einem kalten Lächeln verzogen, als mache er sich über seine komische Leiche lustig.

Die Totenklagen begannen gleichzeitig mit dem Hämmern der Leichenbestatter. Das Wehklagen empfand ich als qualvoll, zog mich in den Hof zurück und setzte meinen Rückzug fort, bis ich draußen war. Die nasse Straße hob sich deutlich ab; ich warf einen Blick auf den Himmel und sah, daß die dichten Wolken verschwunden waren und der Vollmond kalten, stillen Glanz ausstrahlte.

Ich ging sehr schnell, als wollte ich vor etwas Schwerem und Bedrückendem davonlaufen, aber vergeblich. Irgend etwas schien aus mir hervorbrechen zu wollen.

Endlich gelang es ihm, sich zu befreien. Es war ein langgezogenes Heulen, das Heulen eines wunden Wolfes, tief in der Nacht der Wildnis, ein Heulen, das Schmerz, Zorn und Todespein ausdrückte. Mit erleichtertem Herzen setzte ich meinen Weg auf der im Mondlicht glänzenden, feuchten Straße beinahe heiter fort.

17. Oktober 1925

Gewissensbisse

Die Aufzeichnungen des Djüan-Scheng

Ich möchte, so gut ich kann, von meinen Gewissensbissen und meinem Kummer berichten, um Dsi-djüns und um meinetwillen.

Wie still und leer ist es in diesem schmutzigbraunen, im vergessensten Winkel des Provinzzünftehauses versteckten Zimmer! Und wie schnell die Zeit vergeht! Es ist nun mehr als ein Jahr her, seit ich mich in Dsi-djün verliebte und dank ihrer Liebe dieser Stille und Leere entrann. Welche Ironie, daß bei meiner Rückkehr nur dieses selbe Zimmer verfügbar war. Nichts hat sich geändert — vor dem gleichen zerbrochenen Fenster

steht der gleiche hohle Akazienbaum, steht die gleiche alte Glyzinie. Der gleiche rechteckige Tisch steht am Fenster, an derselben rissigen Mauer steht dasselbe Bett. Alles ist wie vor meinem Zusammenleben mit Dsi-djün. Das vergangene Jahr ist so vollkommen ausgelöscht, als sei es nie gewesen, als wäre ich nie aus diesem schmutzigbraunen Zimmer ausgezogen und hätte mir hoffnungsvoll in der Djidschao-Gasse ein winziges Heim geschaffen.

Und doch, die Leere und Stille vor einem Jahr waren anders, denn damals gab es die Erwartung. Ich erwartete Dsi-djüns Kommen. Nach langem ungeduldigem Warten erwachte ich wie elektrisiert zum Leben, sobald ich das Klappern ihrer hohen Absätze auf dem Ziegelpflaster hörte. Und dann sah ich ihr blasses, rundes Gesicht mit den Grübchen des Lächelns, ihre dünnen Arme, die gestreifte Baumwollbluse und den schwarzen Rock ihrer Studentinnenuniform. Sie pflegte ein paar junge Blätter vom halbverdorrten Akazienbaum hereinzubringen und mich auf die Dolden weißvioletter Blüten an den Ranken der alten Glyzinie aufmerksam zu machen. Der Stamm sah wie aus Eisen geschmiedet aus.

Die Stille und Leere sind nun wie zuvor, aber Dsi-djün wird nicht wiederkommen — nie, niemals wieder.

Ich war unfähig, etwas zu tun, wenn Dsi-djün nicht in

diesem schmutzigen Zimmer bei mir war. Aus Langeweile pflegte ich nach einem Buch zu greifen, gleichgültig, ob Naturwissenschaften oder Literatur, und zu lesen, zu lesen. Ehe ich mir dessen bewußt wurde, hatte ich schon zehn Seiten umblättert, ohne mich an etwas von dem Gelesenen erinnern zu können. Meine Ohren jedoch waren ungewöhnlich hellhörig, und ich glaubte, ich könnte unter den Schritten vor dem Tor die Dsi-djüns und ihr Näherkommen erkennen. Aber nur zu oft verklangen die Schritte und verloren sich in denen der anderen. Ich verabscheute den Sohn des Dieners, dessen stoffbesohlte Schuhe nicht so klapperten wie die Dsi-djüns; ich verabscheute die eitle Kokette im nächsten Wohnblock, die eine Gesichtscreme verwendete und deren neue Lederschuhe ähnlichen Lärm machten wie die ihren.

War ihre Rikscha umgefallen? War Dsi-djün von einer Straßenbahn überfahren worden?

Ich wollte schon nach dem Hut greifen und sie im Haus ihres Onkels suchen, aber dieser Onkel hatte mich einmal mit sehr häßlichen Worten beschimpft.

Plötzlich kam das Geräusch ihrer Schuhe näher, lauter und lauter. Als ich hinaustrat, um ihr entgegenzugehen, war sie schon am Glyzinienspalier, und das Lächeln drückte ihr Grübchen in die Wangen. Wahrscheinlich hat es gar keinen Auftritt mit dem Onkel gegeben,

dachte ich und fühlte mich beruhigt. Zuerst blickten wir uns einen Augenblick lang schweigend an, aber bald darauf sprach ich schon über den Druck des Familiensystems, über die Notwendigkeit des Bruches mit der alten Tradition, über die Gleichberechtigung von Mann und Frau, über Ibsen, über Tagore, über Shelley . . . Immer lächelte und nickte sie, und in ihren Augen standen die Lichter kindlichen Staunens. An die Wand war ein Kupferstich der Büste Shelleys genagelt, aus einer Zeitschrift herausgeschnitten. Es war das beste Bild des Dichters, aber als ich darauf hinwies, warf sie nur einen flüchtigen Blick hin und senkte dann verlegen den Kopf. In solchen Dingen konnte sich Dsi-djün anscheinend von den traditionellen Hemmungen nicht befreien.

Später dachte ich daran, das Bild von der Wand zu nehmen und an seine Stelle das Gemälde zu hängen, das Shelley nach seinem Ertrinkungstod im Meer zeigt, oder ein Bild von Ibsen. Aber ich kam nie dazu, und jetzt ist sogar das alte Bild verschwunden.

„Ich bin meine eigene Herrin, und niemand von ihnen hat ein Recht, sich in meine Angelegenheiten einzumischen!"

Das hatte sie gesagt, deutlich und mit ruhiger Entschlossenheit, nach einem Augenblick nachdenklichen Schweigens, als wir einmal — wir kannten uns damals ungefähr

ein halbes Jahr lang — zufällig auf den Onkel zu sprechen kamen, bei dem sie wohnte, und ihren Vater, der in ihrem Heimatdorf lebte. Damals hatte ich ihr schon alles über mich, meine Ansichten und meine Fehler erzählt. Ich hatte mit fast nichts hinter dem Berg gehalten, und sie schien alles begriffen zu haben. Ihre tapferen, entschlossenen Worte erregten mich zutiefst und klangen mir noch nach vielen Tagen in den Ohren. Ich war unsagbar glücklich, weil der Ausblick für die Frauen Chinas nicht so hoffnungslos war, wie ihn Pessimisten darstellten, weil wir sie in einer nicht allzu fernen Zukunft in strahlendem Glanz sehen würden.

Jedesmal, wenn ich Dsi-djün zum Tor geleitete, hielt ich mich unwandelbar in einem Abstand von zehn Schritten von ihr. Und jedesmal klebte das Gesicht des abscheulichen alten Mannes mit dem Seehundschnurrbart so fest an seinem schmutzigen Fenster, daß die Scheibe seine Nase plattdrückte, während im anderen Wohnblock das Gesicht der eitlen Koketten, dick mit Creme bedeckt, hinter einer hellen Scheibe hervorlugte. Aber Dsi-djün ging stolz weiter, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und ich kehrte ebenso stolz in mein Zimmer zurück.

„Ich bin meine eigene Herrin, und niemand von ihnen hat ein Recht, sich in meine Angelegenheiten einzumi-

schen!" Sie war in ihrer Empörung stark und entschlossen, viel stärker und entschlossener als ich. Was scherte sie sich um die Frau Gesichtscreme oder den Herrn Plattnase?

Ich kann mich nicht mehr deutlich erinnern, wie ich ihr meine reine, wahre und leidenschaftliche Liebe gestand. Nicht nur habe ich die Einzelheiten dieser Episode jetzt vergessen, schon damals stieß ich auf Schwierigkeiten, wenn ich sie mir ins Gedächtnis zurückrufen wollte. Sogar als ich, noch in derselben Nacht, darüber nachdachte, was ich gesagt hatte, waren nur Bruchstücke übriggeblieben. Einen oder zwei Monate später zogen wir zusammen, und sogar diese Bruchstücke wurden zu entschwundenen Traumbildern. Ich kann mich nur erinnern, ungefähr zwei Wochen vor dem Ereignis sorgfältig die verschiedenen Möglichkeiten der Annäherung studiert zu haben, die logische Anordnung meiner Rede, und ich ließ nicht einmal die Möglichkeit einer Ablehnung außer Betracht.

Als jedoch der Zeitpunkt gekommen war, erwies sich alles, was ich so sorgfältig probiert hatte, als überflüssig. In meiner Nervosität wandte ich unbewußt die Methode an, die ich in Filmen gesehen hatte. Die bloße Erinnerung daran macht mich verlegen, aber nur daran erinnere ich mich deutlich. Sogar jetzt erhellt sie wie eine einsame Lampe in einem dunklen Zimmer das unvergeßliche Schauspiel: ich, ihre Hand in meiner, auf einem Knie vor ihr mit Tränen in den Augen.

Ich vergaß nicht nur, was ich sagte und tat, auch an Dsi-djüns Worte und Benehmen erinnere ich mich nur sehr nebelhaft; mir ist nur klar, daß sie ja sagte. Ich glaube mich jedoch zu erinnern, daß ihr Gesicht zuerst blaß wurde und sich dann rot verfärbte, röter als ich es je zuvor oder seither sah. Ihre Augen wichen den meinen zwar aus, leuchteten aber vor Kummer und Glück, und Überraschung mischte sich in ihnen so sehr mit Unglauben, daß sie wie von Entsetzen erfaßt aussah und durch das Fenster springen und flüchten zu wollen schien. Da wußte ich, daß sie ja gesagt hatte, aber ich hatte keine Ahnung, was sie gesagt und ob sie überhaupt etwas gesagt hatte.

Sie jedoch erinnerte sich an alles. Sie konnte wie aus einem auswendig gelernten Buch jedes meiner Worte zitieren und alles, was ich getan hatte, lebensecht in allen Einzelheiten wie in einem Film beschreiben, natürlich einschließlich der geschmacklosen Großaufnahme meiner Werbung, die ich so gern vergessen hätte. Wir hielten unsere Rückschau in der Stille der Nacht. Ich wurde oft ausgefragt, geprüft, aufgefordert, die Worte bei dieser Gelegenheit zu wiederholen. Aber sie mußte mir die Lücken soufflieren und meine Fehler immer wieder verbessern wie bei einem Anfänger.

Diese Rückschauen fanden immer seltener statt, aber wann immer ich den gewissen verzückten Blick in ihren Augen sah, ihre Geistesabwesenheit, den sanften Ausdruck, den ihr Gesicht annahm, die sich vertiefenden Grübchen, wußte ich, daß sie selbst die alte Lektion wiederholte. Ich fürchtete den Augenblick, in dem sie zu der Filmszene kommen würde, wußte jedoch, daß sie unweigerlich dazu gelangen und darauf beharren werde, bei ihr zu verweilen.

Sie fand sie gar nicht komisch! Sie lachte nicht einmal über das, was ich als komisch und beschämend ansah. Der Grund dafür war mir klar: es war, weil sie mich liebte, weil sie mich so rein, so leidenschaftlich und so wahr liebte.

Der Spätfrühling des vergangenen Jahres war meine glücklichste und geschäftigste Zeit. Wiewohl ich mit tausend Dingen gleichzeitig beschäftigt war, hatte ich doch meinen Seelenfrieden. Wir begannen zusammen auszugehen. Einige Male besuchten wir den Park, aber öfter waren wir auf der Jagd nach einer Wohnung. Die Neugierde der Gaffer auf der Straße, die verunglimpfenden Bemerkungen, die verschämten oder schmähenden Seitenblicke versetzten mich, wenn ich nicht auf der Hut war, in tödliche Verlegenheit. Aber ich nahm alle Kraft zusammen und bot ihnen stolz die Stirn. Sie jedoch war nicht in Verlegenheit zu bringen. Ruhig

ging sie angesichts dieser feindlichen Kundgebungen weiter, als gäbe es niemanden auf der Welt als sie und mich.

Es war gar nicht so leicht, eine Wohnung zu finden. Zumeist wurden wir unter dem einen oder anderen Vorwand abgewiesen, andernorts mußten wir die Wohnung als ungeeignet ablehnen. Zuerst waren wir ziemlich anspruchsvoll; die Wohnungen, die wir zu sehen bekamen, waren nicht das Richtige; späterhin waren wir nur noch darauf bedacht, jemanden zu finden, der uns aufnähme.

Nachdem wir mehr als zwanzig Wohnungen besichtigt hatten, entdeckten wir schließlich eine, die unseren Bedürfnissen halbwegs entsprach. Sie bestand aus einem zweigeteilten Zimmer mit nach Süden gerichteten Fenstern in einem Haus der Djidschao-Gasse. Der Hausherr war ein kleiner Beamter, aber ziemlich vorurteilslos. Er selbst hatte mit seiner Familie, die aus seiner Frau, einem weniger als ein Jahr alten Mädchen und einer bäuerlichen Magd bestand, den Nordteil und den Seitenflügel des Hauses inne. Die Wohnung war, zumindest solange das Kind nicht weinte, sehr ruhig.

Unsere Einrichtung war ziemlich einfach, dennoch hatte ich mehr als die Hälfte des aufgebrachten Geldes dafür auszugeben. Dsi-djün hatte ihren goldenen Ring und

die Ohrgehänge verkauft, ihren einzigen Schmuck. Zuerst wollte ich sie daran hindern, aber sie beharrte darauf, und ich gab nach. Ich wußte, sie werde sich unglücklich fühlen, ehe sie nicht ihren Teil zu unserem Heim beigesteuert hatte.

Mit ihrem Onkel hatte sie lange zuvor gebrochen. Nun erklärte er, sie sei nicht länger seine Nichte. Auch ich brach mit einem nach dem anderen derjenigen meiner Freunde, die mir zu meinem Besten zu raten vorgaben, in Wirklichkeit jedoch nur feig oder auf mich eifersüchtig waren. Aber das störte uns weiter nicht. Obgleich schon der Abend dämmerte, bis ich im Büro fertig war, obgleich der Rikschakuli so langsam war, schlug doch immer die Stunde, in der wir schließlich zusammen waren. Zuerst pflegten wir einander schweigend in die Augen zu schauen, dann unterhielten wir uns zwanglos und frei. Dann mochten wir wieder verstummen und die Köpfe nachdenklich senken, ohne über etwas nachzudenken. Nach und nach lernte ich in ihrem Körper und in ihrer Seele zu lesen wie in einem Buch, und nach drei Wochen verstand ich sie besser als je zuvor, nicht ohne eine Menge Züge an ihr entdeckt zu haben, von denen ich gedacht hatte, ich hätte sie gekannt, was jedoch nicht der Fall war. Das also waren die Schranken zwischen uns gewesen.

Dsi-djün wurde von Tag zu Tag lebhafter. Auf dem Tempeljahrmarkt kaufte ich ihr zwei Topfpflanzen, aber sie machte sich nichts aus Blumen und gab ihnen kein Wasser. Nach vier Tagen waren sie in einem Winkel verdorrt. Ich hatte nicht die Zeit, mich um alles zu kümmern. Doch hatte sie eine Schwäche für Tiere, die wahrscheinlich von der Frau des kleinen Beamten angeregt war. Innerhalb eines Monats wuchs die Familie: vier Hühner liefen im Hof umher mit dem Dutzend, das der Hausfrau gehörte. Doch erkannte jede der Frauen immer die Hühner, die ihr gehörten. Überdies gab es einen auch auf dem Tempeljahrmarkt gekauften schwarzweißen Pekinesen. Ich glaube, der Verkäufer sagte uns, wie der Hund hieß, aber Dsi-djün nannte ihn Ahsui. Bei diesem Namen, den ich nicht mochte, rief auch ich ihn.

Ich fand heraus, daß Liebe erneuert, daß sie zum Wachsen gebracht, daß sie schöpferisch werden müsse. Als ich das Dsi-djün sagte, nickte sie verständnisvoll.

Ach, was für ruhige, glückliche Abende das waren!

Aber Frieden und Glück haben die Neigung, zu versumpfen und eintönig zu werden. Als wir noch im Provinzzünftehaus waren, hatten wir gelegentlich Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse, seit wir in der Djidschao-Gasse wohnten, gab es nicht einmal das mehr. Jetzt saßen wir einander nur bei der Lampe

gegenüber und dachten an die Freude der Versöhnung nach solchen Auseinandersetzungen zurück.

Dsi-djün begann zuzunehmen, und ihr Gesicht zeigte Leben und Farbe. Nur war sie immer so geschäftig. Ihr Haushalt nahm sie so in Anspruch, daß sie nicht einmal Zeit fand zu sprechen, geschweige denn, etwas zu studieren oder auch nur einen Spaziergang zu machen, und wir sagten oft, wir müßten ein Dienstmädchen aufnehmen.

Am meisten reizte mich, wenn ich sie bei der Heimkehr am Abend in schlechter Laune fand, besonders wenn sie diese hinter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen trachtete. Fragte ich nach dem Grund, dann handelte es sich gewöhnlich um einen stummen Zweikampf mit unserer Hausfrau, mit den Hühnern als Zündstoff. Aber warum sagte sie selbst nichts darüber? Man muß ein eigenes unabhängiges Heim haben, dachte ich mir, wir konnten nicht länger an einem Ort wie diesem wohnen bleiben.

Auch meine Beschäftigung verlief in geregelten Bahnen. An sechs Tagen der Woche ging ich vom Haus ins Büro und vom Büro nach Hause zurück. Im Büro saß ich an einem Schreibtisch und kopierte, kopierte, kopierte — Urkunden und Briefe; zu Hause saß ich bei ihr und half ihr, das Feuer im Ofen zu machen, den

Reis zu kochen oder das Brot zu dünsten. Damals lernte ich kochen.

Mein Essen war nun viel besser als im Zunfthaus. Obgleich die Kochkunst nicht Dsi-djüns Stärke war, widmete sie ihr doch ihre gesamten Kräfte, und da sie sich dieser Dinge wegen Tag und Nacht Sorgen machte, konnte ich nicht anders, als mir auch darüber Sorgen zu machen, und so kann man wohl sagen, daß ich ihre Vergnügungen und ihre Pflichten teilte. Und da sie den ganzen Tag nicht ausspannte, war ihr Gesicht mit Schweiß bedeckt, kurze Härchen klebten an ihrer Stirn, und die Hände verloren die Glätte. Zu alledem hatte sie ja auch für Ahsui zu sorgen und die Hühner zu füttern, und diese grobe Arbeit ließ sie sich von niemand abnehmen.

Einmal meinte ich, es spiele keine Rolle, ob ich nun die Dinge zu essen bekäme, die den Appetit anregten oder nicht, und sie brauchte sich gar nicht so abzuarbeiten. Sie gab keine Antwort, aber an dem Blick, den sie mir zuwarf, merkte ich, daß sie gekränkt war. Und so brachte ich das Thema nicht wieder zur Sprache, und Dsi-djün fuhr fort, alle ihre Kräfte auf den Haushalt zu konzentrieren.

Der Schlag, den ich befürchtet hatte, fiel schließlich. Am Vorabend des Nationalfeiertags saß ich in unserem Zimmer, während sie Teller wusch. Plötzlich klopfte

es an der Tür. Ich öffnete, und der Laufjunge unseres Büros überreichte mir ein vervielfältigtes Formular. Ich trug es zur Lampe hin und las:

Im Auftrag der Direktion wird Herrn Schi Djüan-scheng hierdurch mitgeteilt, daß auf seine Dienste im Büro verzichtet wird.

Am 9. Oktober — Das Sekretariat

Ich hatte das noch im Zunfthaus vorausgesehen. Frau Gesichtscreme war eine Spielpartnerin des Sohnes unseres Direktors und mußte ihm von Dsi-djün und mir erzählt haben, natürlich mit ihren eigenen Erfindungen und Übertreibungen. Mich überraschte nur, daß die Wirkung so lange ausgeblieben war. Um die Wahrheit zu sagen, es war schließlich kein solcher Schlag, denn ich hatte mich schon vorher entschlossen, anderwärts eine Stellung als Beamter oder Lehrer zu suchen oder mich als Übersetzer an die Arbeit zu machen, wenn diese letztere auch weitaus größere Anstrengung erforderte. Ich dachte an die Möglichkeit, Übersetzungen an den „Freund der Freiheit" zu verkaufen; ich kannte den Redakteur und hatte vor ungefähr zwei Monaten mit ihm Briefe gewechselt. Nichtsdestoweniger schlug mein Herz sehr heftig, und mehr noch tat mir weh,

Dsi-djün erblassen zu sehen. Sie, immer so tapfer und furchtlos, war in der letzten Zeit schwach und ängstlich geworden.

„Spielt ja keine Rolle! Wir werden eine andere Arbeit finden. Wir . . ." Sie beendete den Satz nicht. Ich wußte nicht warum, aber ihre Stimme klang unsicher und hatte keine Überzeugungskraft. Das Licht der Lampe schien trüber als sonst. Wie ängstlich und lächerlich doch die Menschen sind! Wie sehr können sie durch so kleine Dinge beeinflußt werden! Zuerst blickten wir einander schweigend an, dann besprachen wir die Lage. Wir beschlossen, unser Bestes zu tun, um mit dem bißchen Geld, das wir hatten, so lange wie möglich auszukommen. Ich wollte mich im Kleinen Anzeiger der Zeitung um eine Arbeit als Kopist oder als Hauslehrer bewerben und gleichzeitig an den Redakteur des „Freundes der Freiheit" schreiben, diesem unsere gegenwärtige Lage auseinandersetzen und ihn bitten, durch Erteilung von Aufträgen zu Übersetzungen uns über unsere Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

„Gesagt, getan! Beginnen wir von neuem!"

Ich drehte mich entschlossen zum Tisch und schob eine Flasche Sesamöl und eine Schüssel Essig beiseite, während Dsi-djün mir die trübe Lampe brachte. Zuerst entwarf ich eine kleine Anzeige, dann wählte ich einige Bücher aus, die ich übersetzen wollte. Ich hatte, seit

wir umgezogen waren, keines von ihnen aufgeschlagen, und dicker Staub bedeckte sie. Den Brief schreiben wollte ich als letztes.

Der war nämlich schwierig. Ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn formulieren sollte. Wenn ich innehielt und zu überlegen versuchte, fiel mein Blick unwillkürlich auf ihr im trüben Lampenlicht unsäglich trauriges und verzweifeltes Gesicht. Ich hätte nie gedacht, eine so kleine Ursache könnte in der früher so entschlossenen und furchtlosen Dsi-djün eine solche Veränderung herbeiführen. Aber sie war ja schon die ganze letzte Zeit sehr schwach und ängstlich gewesen, nicht erst an diesem Abend. Ich fühlte mich jämmerlicher als je zuvor, und in meinem Jammer sah ich plötzlich, blitzartig kurz, mein friedliches heiteres Leben in dem schäbigen Zimmer im Zunfthaus, aber im nächsten Augenblick sah ich wieder nichts mehr als die trübe Lampe.

Es dauerte lange, bis der Brief beendet war. Es war ein ausführlicher Brief, und ich fühlte mich erschöpft; auch ich mußte, verglichen mit meinem früheren Selbst, schwach und ängstlich geworden sein. Wir beschlossen, die Anzeige und den Brief am nächsten Morgen aufzugeben. Unbewußt streckten wir unsere Rücken und schienen, obwohl keiner von uns ein Wort darüber

verlor, von frischem Mut und unbesiegbarem Kampfgeist erfüllt zu sein und neue Hoffnung knospen zu sehen.

Dieser Schlag von außen gab uns in Wirklichkeit einen neuen Impuls. Im Büro hatte ich wie ein Vogel im Käfig gelebt, der eben genug Hirse hat, um am Leben zu bleiben, doch nicht genug, um sich daran zu mästen. Nach einer gewissen Zeit sind seine zum Müßiggang verurteilten Flügel so geschwächt, daß er nicht mehr fliegen könnte, auch wenn er aus dem Käfig gelassen würde. Nun war ich ja auf jeden Fall dem Käfig des Gefängnisses entflohen, und ich wollte meine Flügel in unerforschten und weiten Himmeln versuchen, ehe ich mit ihnen zu flattern vergessen hatte.

Man kann von einer kleinen Anzeige natürlich nicht erwarten, daß sie sofort Ergebnisse zeitige. Ebensowenig ist Übersetzen eine einfache Sache. Dinge, die ich vorher gelesen und von denen ich geglaubt hatte, ich hätte sie begriffen, türmten tausend Schwierigkeiten vor mir auf, wenn ich mich ans richtige Übersetzen machte. So kam meine Arbeit nur langsam vom Fleck. Doch war ich entschlossen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und die Eselsohren meines Wörterbuches, das einen halben Monat zuvor fast neu gewesen war, zeugten von meiner Gewissenhaftigkeit. Der Redakteur des „Freundes der Freiheit“ hatte mir geschrieben, seine

Zeitschrift würde ein gutes Manuskript niemals ablehnen.
Unglücklicherweise hatte ich kein ruhiges Zimmer, in dem ich hätte arbeiten können. Dsi-djün war nicht so still und rücksichtsvoll wie zuvor. Im Zimmer standen immer Schüsseln und Teller herum, und es war erfüllt vom Rauch des Ofens. So war es schwer, dort mit einiger Ausdauer zu arbeiten. Natürlich war ich selbst dafür zu tadeln, daß ich mir kein Arbeitszimmer leisten konnte, aber da war Ahsui, da waren die Hühner, die größer und fetter und immer häufiger die Ursache zum Streit zwischen den beiden Familien wurden.
Zu alledem kamen die Mahlzeiten, „unaufhörlich wie die fließenden Flüsse". Dsi-djüns einziges Interesse, ihre einzige Leistung im Leben fand ihren Ausdruck in diesen Mahlzeiten. Man aß, um Geld zu verdienen, und verdiente Geld, um zu essen, und außerdem hatten Ahsui und die Hühner gefüttert zu werden. Dsi-djün schien vergessen zu haben, was sie je gelernt hatte; es kam ihr nicht zum Bewußtsein, daß der Flug meiner Gedanken von ihren wiederholten Ankündigungen, das Essen stünde bereit, oft unterbrochen wurde. Auch wenn ich mir gar keine Mühe nahm, mein Mißvergnügen bei Tisch zu verbergen, schien sie nichts zu merken, sondern aß unbekümmert weiter.

Ich brauchte fünf Wochen, um ihr beizubringen, daß sich meine Arbeit in die Zeittafel der Mahlzeiten nicht eingliedern ließ. Als sie die Lage schließlich begriff, war sie wahrscheinlich ärgerlich, immerhin sagte sie nichts. Nun ging es schneller. Innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit hatte ich etwa 50 000 Worte übersetzt, die ich mit zwei kürzeren Arbeiten nach einiger Korrektur an den „Freund der Freiheit" würde senden können. Das Essen jedoch blieb eine Quelle des Ärgernisses. Ich hatte nichts dagegen, daß es kalt war, aber ich hatte etwas dagegen, wenn nicht genug da war. Manchmal war nicht einmal genug Reis da, obwohl, da ich nun den ganzen Tag zu Hause am Schreibtisch saß, mein Appetit wesentlich geringer geworden war als zuvor. Es gab nicht genug zu essen, weil sie zuerst Ahsui fütterte und davon nicht einmal bei dem Hammelfleisch eine Ausnahme machte, das wir uns neuerdings so selten gönnten. Ahsui sei so erbarmungswürdig abgemagert, sagte sie.
Die Hausfrau rümpfte die Nase über uns, und Dsi-djün konnte das Nasenrümpfen anderer Leute nicht vertragen. Da Ahsui vor uns aß, blieb für die Hühner nur, was wir zurückließen. Ich brauchte einige Zeit, um zu entdecken, daß mein „Platz im Weltall", wie Huxley sagt, irgendwo zwischen dem Schoßhund und den Hühnern war.

Späterhin, nach vielen Streitigkeiten und nachdem ich lange dazu gedrängt hatte, wurden die Hühner, eines nach dem anderen, ein Teil unserer Mahlzeiten. Etwa zehn Tage lang genossen wir beide und Ahsui dieses lang vergessene Gericht, wenn ich auch zugeben muß, daß das Geflügel mager war, weil es täglich nur ein paar Körner Hirse bekam. Mit dem allmählichen Verschwinden der Hühner wurde unser Leben friedlicher, aber Dsi-djün fehlten sie, und sie schien so verstört und geistesabwesend, daß sie nicht einmal zum Sprechen Lust hatte. Wie schnell sich Menschen verändern, dachte ich.

Kurz darauf ergab sich die Notwendigkeit, sich auch von Ahsui zu trennen. Wir hatten die Hoffnung aufgegeben, irgendwelche Antworten auf unsere Briefe zu bekommen, und seit langem hatte Dsi-djün nichts mehr, womit sie den kleinen Hund hätte in Versuchung führen können, Männchen zu machen. Der Winter kam mit entmutigender Schnelligkeit. Und mit ihm das Problem der Brennstoffbeschaffung für den Ofen. Ahsuis Futter war eine Belastung gewesen, die wir lange ertragen hatten; nun blieb uns nichts anderes übrig, als den Hund aufzugeben.

Wir hätten auf dem Tempelmarkt vielleicht ein paar Käsch für ihn bekommen, aber keiner von uns konnte sich zum Verkauf entschließen. Schließlich band ich

ihm ein Tuch um den Kopf, trug ihn vor die Stadtmauer am Westtor und ließ ihn dort los. Er versuchte mir zu folgen, und ich mußte ihn in ein Erdloch stoßen, das jedoch nicht allzu tief war.

Ich kehrte mit dem Gefühl heim, eine zweite Last los geworden zu sein, aber Dsi-djüns Gesichtsausdruck versetzte mich in Unruhe — ich sah etwas darin, was ich nie zuvor gesehen hatte. Natürlich lag es an Ahsui, aber ich hätte nie gedacht, daß es sie so schwer treffen könnte. Und dabei hatte ich ihr gar nicht erzählt, daß ich ihn in das Erdloch hatte hineinstoßen müssen.

Am Abend wurde ihr Gesicht, das bislang nur traurig und schwermütig gewesen war, starr wie Stein, und ich konnte mich nicht zurückhalten, sie zu fragen: „Warum bist du heute so anders, Dsi-djün?"

„Was?" sagte sie, ohne auch nur aufzublicken.

„Dein Gesicht sieht aus . . ."

„Aber es ist nichts. Gar nichts."

Ich hatte jedoch aus ihrem fahlen Gesicht und dem Tonfall, in dem sie sprach, schließen können, daß sie mich für höchst grausam hielt. Tatsache war, daß es für mich viel bequemer gewesen wäre, allein zu sein. Wiewohl ich, wie die Dinge lagen, zu stolz war, Beziehungen zur Familie zu suchen, und mich sogar, seit wir umgezogen waren, von meinen früheren Freunden ferngehalten hatte, standen mir viele Wege offen,

wenn ich einmal frei war und tun und lassen konnte, was mir behagte. Die bedrückende Bürde unseres gegenwärtigen Lebens hatte ich Dsi-djüns wegen auf mich genommen, und ihretwegen hatte ich mich Ahsuis entledigt. Wie konnte sie nur so dumm sein, das nicht zu sehen?

Als ich ihr das bei der nächsten Gelegenheit erklärte, nickte sie, als verstünde sie, doch erkannte ich an ihrem späteren Verhalten, daß sie entweder nicht begriffen hatte oder sich zu glauben weigerte, was ich sagte.

Die Kälte Dsi-djüns und die Kälte überhaupt machten es mir täglich schwerer, zu Hause zu bleiben. Aber wohin sollte ich gehen? Zwar gab es auf den Straßen und in den Parks keine menschliche Kälte, aber der Wind war zu kalt und beißend, um ein Gefühl des Behagens aufkommen zu lassen. Schließlich fand ich eine Zuflucht in der Stadtbibliothek.

Man brauchte keine Eintrittskarten. Im Lesesaal standen zwei eiserne Öfen. Wenn auch kaum genug Kohle vorhanden war, um das Feuer zu erhalten, wärmte mich schon ihr bloßer Anblick. Was die Bücher betrifft, so gab es keine, die des Lesens wert gewesen wären: lauter alte Schmöker und keine nennenswerten neuen Veröffentlichungen.

Mir machte das nichts, denn ich ging ja nicht hin, um zu lesen. Gewöhnlich waren außer mir noch ein paar

Menschen da, manchmal sogar zehn oder fünfzehn, die alle ebenso armselig gekleidet waren wie ich und sich, unter dem Vorwand zu lesen, warm zu halten trachteten. Mir paßte das. Auf der Straße war man immer in Gefahr, Bekannten zu begegnen und von ihnen mit scheelen Blicken angesehen zu werden. In der Bibliothek gab es keine solche Gefahr, denn meine vom Glück mehr begünstigten Bekannten zogen es vor, bei anderen eisernen oder ihren eigenen Backsteinöfen zu bleiben.

Gab es auch keine Bücher, die ich hätte lesen mögen, so regte die ruhige Umgebung doch zum Nachdenken an. Wie ich so im Lesesaal saß und die Vergangenheit an mir vorüberziehen ließ, kam mir zum Bewußtsein, daß ich während der vergangenen sieben oder acht Monate infolge dieser blinden Liebe andere Dinge im Leben, die ebenso wichtig waren, vernachlässigt hatte. Das erste davon ist der Lebensunterhalt selbst, der die Voraussetzung für Liebe ist und ohne den sie nicht bestehen kann. Für diejenigen, die zu kämpfen willens sind, gibt es in dieser Welt Wege zum Leben, und ich hatte noch nicht vergessen, meine Flügel zu gebrauchen, wenn ich auch viel untüchtiger geworden war als zuvor . . .

Der Saal und die Leser verschwanden allmählich, und ich sah Fischer in tobenden Stürmen, Soldaten in Schüt-

zengräben, reiche Männer in eleganten Wagen, Glücksritter in ausländischen Konzessionen, unbekannte Helden auf Feldern und Bergen, Professoren auf dem Podium, Landstreicher und Diebe, die im Dunkel der Nacht ihrer Arbeit nachgingen . . . Dsi-djün hatte mit diesen meinen Visionen nichts zu tun. Sie hatte den Mut verloren, sie konnte Ahsui nicht verschmerzen und sorgte sich nur um das Kochen. Seltsamerweise war sie nicht abgemagert.

Im Lesesaal wurde es kälter, und schließlich war die langsam glimmende Kohle ganz erloschen. Die Sperrstunde kam, die Stunde der Rückkehr nach der Djidschao-Gasse und zur Kälte Dsi-djüns. Gelegentlich hatte es auch warme Augenblicke gegeben, die meine Verzweiflung nur steigerten. Ich erinnere mich, daß eines Abends anläßlich eines Gesprächs über die Tage im Zunfthaus ihre Augen plötzlich in kindlicher Unschuld aufblitzten. Jedoch entdeckte ich einen Unterton von Furcht und Ängstlichkeit in ihrer Heiterkeit, und es wurde mir klar, daß ich gegen ihre Gleichgültigkeit gleichgültig geworden war und dies wiederum in ihr Furcht und Unsicherheit hervorgerufen hatte. Ich versuchte zu lächeln und sie ein wenig zu trösten. Kaum aber war das Lächeln auf meinem Gesicht erschienen, kaum waren die Trostworte über meine Lippen gekommen, schienen sie hohl und bedeutungslos, eine Bedeu-

tungslosigkeit, die in meinen Ohren mit unerträglichem Spott widerhallte. Es war mehr, als ich ertragen konnte.

Dsi-djün schien das zu spüren. Sie verlor ihre starre Ruhe und versuchte, nicht immer mit Erfolg, ihre Furcht und Unsicherheit zu verbergen. Sie nahm nun mehr Rücksicht auf mich.

Ich wollte ihr die Wahrheit sagen, brachte aber den Mut dazu nicht auf. Mehrmals setzte ich zum Sprechen an. Aber ein Blick auf ihre kindlichen Augen erschütterte meine Entschlossenheit und zwang mich zu einem gequälten Lächeln, das mir wie Hohn auf mich selbst schien und mir meinen Gleichmut nahm.

Nun begann sie wieder die Vergangenheit zurückzurufen, erfand neue Prüfungen und zwang mich zu sie beruhigenden, jedoch verlogenen Antworten. Diese Heuchelei mag sie einigermaßen getröstet und sicherer gemacht haben, mich jedoch würgte sie im Halse und sie bedrückte mich. Es ist richtig, daß man sehr viel Mut braucht, um die Wahrheit zu sagen; einer, dem es an diesem Mut mangelt und der stets bereit ist, an die Unwahrheit Zugeständnisse zu machen, ist niemals ein Mann, der neue Straßen ins Leben sprengt. Nicht nur ist er kein solcher Mann, er braucht überhaupt gar nicht gelebt zu haben!

Eines Morgens — es war sehr früh am Tag und sehr kalt — war Dsi-djün bei sehr schlechter Laune, was bei ihr am frühen Morgen ungewöhnlich war. Ihre Laune mochte das Ergebnis meiner eigenen sein, denn ich war voll Widerwillen gegen sie und verachtete sie heimlich. Plötzlich wurde mir klar, deutlicher als je zuvor, daß ihre geistigen Interessen und ihr großsprecherischer Mut nur zur Schau gestellt waren und daß sie sich dieser Schaustellung nicht bewußt war. Sie rührte kein Buch mehr an. Sie wußte nicht mehr, daß der erste Schritt ins Leben die Suche nach einem Lebensunterhalt war. Sie wußte nicht, daß wir bei dieser Suche entweder Hand in Hand kämpfen oder uns trennen und jeder sein eigenes Heil suchen mußte. Einer, der sich nur an die Rockschöße eines anderen hängt, wird auch den mutigsten Krieger hemmen und allen Vernichtung bringen.

Ich fühlte, daß unsere einzige Hoffnung in der Trennung lag. Sie sollte den Mut haben, mich zu verlassen. Plötzlich fiel mir ein, daß sie sterben könnte, aber ich bereute gleich und verfluchte mich für diesen Gedanken. Glücklicherweise war es zeitig am Morgen, und ich hatte eine Menge Zeit, mich auf das Aussprechen der Wahrheit vorzubereiten. Ich mußte sie überzeugen. Davon hing es ab, ob wir eine neue Straße ins Leben sprengen konnten.

Ich plauderte mit ihr, immer darauf bedacht, unser Gespräch auf die Vergangenheit zu bringen. Ich sprach von Literatur, von bestimmten ausländischen Schriftstellern und ihren Werken, von Nora in „Ein Puppenheim“ und von „Die Frau vom Meer“, und ich rühmte Noras Mut und Entschlossenheit. Von diesen Dingen pflegten wir vergangenes Jahr in dem schäbigen Zimmer im Zunfthaus zu sprechen; nun klangen sie in meinen Ohren leer und bedeutungslos, klangen wie das spöttische Gelächter eines schlimmen Buben hinter dem Rücken eines Lehrers.

Sie hörte aufmerksam zu und nickte zustimmend, und so gelang es mir, meine Rede zu beenden. Schweigen folgte ihr.

„Du hast recht“, sagte sie nach einer Weile, „aber, Djüan-scheng, ich habe das Gefühl, daß du dich in letzter Zeit sehr geändert hast. Habe ich recht? Sag mir's ehrlich.“

Die Frage betäubte mich wie ein Hieb, aber ich gewann meine Fassung gleich wieder und erklärte meine Gedanken und meinen Vorschlag: die Sprengung einer neuen Straße, die Schöpfung neuen Lebens, die Notwendigkeit dieses entscheidenden Schrittes, wenn nicht Untergang uns beiden beschieden sein sollte. Ich sammelte alle Kräfte, die ich aufbringen konnte, und schloß mit den Worten:

„Überdies braucht nichts dich zurückzuhalten, ein neues Leben entschlossen zu beginnen, weil . . . Du willst, daß ich dir die Wahrheit sage. Die Wahrheit ist etwas Großes, und die Menschen sollen nicht lügen. Und nun will ich dir die Wahrheit sagen: Nichts braucht dich zurückzuhalten, denn — ich liebe dich nicht mehr. Für dich ist das ein Glück, denn du kannst nun dein eigenes Leben leben, ohne dir meinetwegen Sorgen zu machen . . .“

Ich hatte eine heftige Szene erwartet, aber die Antwort war nur Schweigen. Ihr Gesicht wurde totenblaß und dann gelb, doch erholte sie sich fast sofort. Ihre Augen blitzten von kindlicher Unschuld und irrten, meinen Augen ausweichend, im Zimmer umher wie die eines hungrigen Kindes, das seine Mutter sucht.

Ich konnte es nicht mehr ertragen. Glücklicherweise war es früh am Morgen. Ich ging tapfer in den kalten Wind hinaus und hastete nach der Stadtbibliothek.

Dort fand ich den „Freund der Freiheit“ und sah, daß er alle von mir eingesandten Beiträge veröffentlicht hatte. Das war eine Überraschung und gab mir etwas neue Hoffnung. Es gibt viele Arten zu leben, sagte ich mir, aber so wie jetzt geht es nicht weiter.

Und so begann ich alte Freunde zu besuchen, zu denen ich seit langem jede Beziehung verloren hatte. Ich machte solche Besuche nur zwei- oder dreimal. Ihre

Zimmer waren warm, das ist richtig, doch die Art, wie sie mich empfingen, ließ mir das Mark in den Knochen gefrieren. Am Abend kehrte ich in ein Zimmer zurück, kälter als Eis.

Eisige Nadeln zerstachen mir die Seele und verursachten dauernd einen dumpfen Schmerz. Es gibt noch immer viele Straßen ins Leben, und ich habe noch nicht vergessen, meine Flügel zu gebrauchen, sagte ich mir entschlossen. Und dann war wieder der Gedanke an ihren Tod da, und wieder schämte ich mich und machte mir Vorwürfe.

In der Stadtbibliothek sah ich oft blitzartig klar eine neue Straße ins Leben vor mir liegen: Dsi-djün hatte den Tatsachen tapfer ins Gesicht gesehen und entschlossen unser eisiges Heim verlassen; und sie war ohne die leiseste Spur von Bitterkeit gegangen. Ich fühlte mich leicht wie eine im Raum schwimmende Wolke, mit tiefblauem Himmel darüber und Bergen und Meeren darunter, ich sah weiträumige Paläste vor mir, Schlachtfelder, Autos, ausländische Konzessionen, hohe Häuser, volkreiche Marktplätze, dunkle Nacht . . . Wichtiger war, daß ich tatsächlich das Gefühl hatte, dieses neue Leben stünde im Begriff, sich mir aufzutun.

Es gelang uns, den Winter zu überleben, einen rauhen Pekinger Winter. Uns war zumute wie einer Libelle, die einem bösen Buben in die Hände gefallen war. Er

hatte sie an einen feinen Faden gebunden und sie grausam gequält und gemartert. Wir mochten es überleben, doch würden wir halb tot sein und bald sterben.
Schließlich, nachdem ich ihm drei Briefe geschrieben hatte, bekam ich Nachricht vom Redakteur des „Freundes der Freiheit“. Er legte nur zwei Gutscheine im Werte von zwanzig und dreißig Käsch bei, während ich neun Käsch in bar für Porto ausgegeben hatte. So hatten wir also einen ganzen Tag für nichts gehungert. Was ich erwartet hatte, war geschehen.
Der Winter begann dem Frühling zu weichen. Der Wind war nicht mehr so kalt, und ich hatte die Gewohnheit angenommen, länger und länger wegzubleiben. Ich kam gewöhnlich erst nach Anbruch der Dunkelheit heim. Ja, ich war oft zu dieser Stunde heimgekehrt, müde und entmutigt, und die Gefühle verstärkten sich, sobald ich unser Tor erblickte, so daß ich meine Schritte noch mehr verlangsamte. Schließlich trat ich in unser Zimmer. Es war kein Licht darin. Als ich die Zündhölzer ertastet und die Lampe angezündet hatte, schien der Raum noch verlassener und leerer als sonst.
Während ich noch verdutzt dastand und mich bemühte, die Lage zu begreifen, kam die Hausfrau ans Fenster und bat mich hinauszukommen.
„Heute“, sagte sie einfach, „kam Dsi-djüns Vater und holte sie heim.“

Das hatte ich nicht erwartet. Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen und stand sprachlos da.
„Ist sie fort?“ war die einzige Frage, die ich zu stellen imstande war.
„Sie ist fort.“
„Hat sie . . . hat sie etwas gesagt?“
„Nein, sie hat nichts gesagt. Sie hat mich nur ersucht, Ihnen, wenn Sie heimkommen, zu sagen, daß sie fort ist.“
Ich konnte es nicht fassen, obgleich der Raum so seltsam verlassen und leer war. Ich blickte um mich, so als ob ich erwartete, Dsi-djün zu finden, aber ich sah nur einige alte abgenutzte Möbelstücke, die so weit auseinanderstanden, als sollten sie beweisen, daß sich niemand und nichts zwischen ihnen verstecken könnte. Hatte sie vielleicht einen Brief oder einen Zettel zurückgelassen? Nein, es war nichts da. Ich entdeckte aber, daß sie Salz und Pfefferschoten, Mehl und einen halben Kohlkopf säuberlich zu einem Häufchen aufgeschichtet und zwanzig oder dreißig Kupfermünzen danebengelegt hatte. Das waren unsere ganzen Mittel, und sie hatte mir alles zurückgelassen, damit ich davon lebe, bis sich irgend etwas anderes ergab.
Ich fühlte mich von meiner Umgebung bedrückt und stürzte in die Finsternis des Hofes hinaus. Das Zimmer der Hausfrau war hell beleuchtet, und ich hörte

Kinderlachen. Mein Herz beruhigte sich, und aus der Bedrückung meiner Lage tauchte allmählich eine Straße ins Leben auf: Berge und Seen, ausländische Konzessionen, schwelgerische Gastmähler unter strahlenden elektrischen Lüstern, Schlachtfelder und Burggräben, eine dunkle, finstere Nacht, das scharfe Zischen eines Schwertschlags, lautlose Schritte . . .

Ich fühlte mich erleichtert und gehoben, stieß sogar ein verächtliches „Spielt keine Rolle" aus, als mir einfiel, daß ich mir Reisespesen zu beschaffen haben würde.

Ich legte mich ins Bett und versuchte mir die Zukunft vorzustellen, doch verschwammen die Bilder vor meinen Augen. Im Dunkel schien ich einen Haufen von Lebensmitteln zu sehen und dann das eingefallene, blasse Gesicht Dsi-djüns, die mich aus ihren kindlichen Augen flehend anblickte. Als ich schärfer hinschaute, war der Spuk verschwunden.

Wieder wurde mir das Herz schwer. Warum hatte ich es nicht einige Tage länger ertragen? Warum hatte ich so impulsiv die Wahrheit hervorgesprudelt? Nun, da ich sie ihr gesagt, hatte sie nichts mehr zu erwarten als die Härte, hart wie die sengende Sonne, ihres Vaters, der seinen Kindern gegenüber sehr streng war, und die kalten Blicke, kälter als Frost und Eis, ihrer Verwandten. Darüber hinaus gab es nur Leere. Wie furchtbar war die Aussicht, die sogenannte Straße des Lebens,

mit dieser schweren Bürde von Leere auf dem Rücken gehen zu müssen, mit nichts zur Ermutigung als Härte und kalten Blicken! Besonders, wenn am Ende der Straße nichts war als — ein Grab, sogar ohne Grabstein!

Ich hätte Dsi-djün die Wahrheit nicht sagen sollen. Da wir einander einst geliebt hatten, hätte ich sie anlügen und ihr sagen sollen, daß ich sie noch immer liebe. Die Wahrheit konnte keine so köstliche Sache sein, wenn sie Dsi-djün nichts Besseres zu bieten hatte als diese schwere Bürde von Leere. Zugegeben, auch Falschheit hätte am Ende zu nichts geführt, aber auch im schlimmsten Falle hätte ihre Bürde nicht schwerer sein können.

Ich dachte, Dsi-djün würde, nachdem ich ihr die Wahrheit gesagt hatte, imstande sein, in unbedingter Freiheit entschlossen weiter zu gehen, so tapfer und mutig wie zur Zeit, als wir beschlossen, zusammen zu leben. Aber ich fürchte, ich habe sie falsch beurteilt. Ihr Mut und ihre Furchtlosigkeit von damals entsprangen der Liebe.

Weil ich nicht den Mut hatte, die Bürde der Heuchelei zu tragen, hatte ich ihr die Bürde der Wahrheit aufgeladen. Die ganze Zeit, seit sie sich verliebt hatte, hatte sie diese schwere Bürde zu tragen und war mit ihr die sogenannte Straße des Lebens gegangen, mit nichts als Härte und kalten Blicken zur Ermutigung.

Ich hatte ihren Tod herbeigewünscht . . . Nun sah ich, daß ich selber ein Schwächling war, ein Feigling, der von den Starken, mochten sie Lügner oder wahrheitsliebende Menschen sein, ausgestoßen werden sollte. Und doch! Trotz meiner Feigheit hatte sie sich bemüht, mir zu helfen, mein Leben länger zu erhalten.

Ich wollte die Djidschao-Gasse verlassen, wo es so merkwürdig einsam und leer war. Wenn ich nur diesen Ort verließ, dachte ich, dann wäre es, als ob Dsi-djün noch an meiner Seite wäre. Eines Tages mochte sie mich unerwartet besuchen, wie sie es im Zunfthaus zu tun pflegte.

Aber die neue Straße zum Leben tat sich mir nicht auf. Auf keine meiner Anfragen und Briefe erhielt ich eine günstige Antwort. Schließlich sah ich keinen anderen Ausweg und ging einen Freund meiner Familie besuchen, einen Schulkollegen meines Onkels, einen Gelehrten von Ruf, der für seine Strenge gegen sich selbst bekannt war. Er wohnte schon sehr lange in der Hauptstadt und hatte einen großen Kreis von Freunden.

Wahrscheinlich meiner abgetragenen alten Kleider wegen wurde ich vom Pförtner mit verächtlichen, argwöhnischen Blicken empfangen. Als ich schließlich vorgelassen wurde, erkannte mich der Mann, den ich

besuchen gekommen war, doch blieb er mehr als kühl. Er wußte alles, was geschehen war.

„Natürlich können Sie hier nicht mehr bleiben", sagte er, nachdem ich ihm mitgeteilt hatte, daß ich anderswohin fahren wolle, um mir eine Stellung zu suchen. „Aber wohin? Es ist sehr schwierig. Ihre . . . wie soll ich sie nennen? Ich schlage vor, wir nennen sie Ihre Freundin. Wissen Sie, daß sie gestorben ist?"

Ich war sprachlos.

„Ist das wahr?" fragte ich schließlich.

„Natürlich ist es wahr. Unser Diener Wang Scheng ist aus demselben Dorf wie sie."

„Aber . . . wie ist sie denn gestorben?"

„Wer weiß? Sie ist eben gestorben, das ist alles."

Ich weiß nicht mehr, wie ich ihn verließ und wie es mir gelang, in mein Zimmer zurückzukehren. Ich wußte, daß er nicht der Mann war, Geschichten zu erzählen. Dsi-djün würde nie mehr mich besuchen kommen, wie sie es vergangenes Jahr getan hatte. Hätte sie auch gewünscht, die sogenannte Straße des Lebens mit einer schweren Bürde von Leere auf dem Rücken zu gehen, mit nichts zur Ermutigung als Härte und kalten Blicken — es war nun nicht mehr möglich. Ihr Schicksal war besiegelt, als ich sie der Wahrheit gegenüberstellte, und sie war in einer lieblosen Welt gestorben.

Natürlich konnte ich hier nicht mehr bleiben, aber wahrhaftig, wohin sollte ich mich wenden?
Rings um mich war grenzenlose Leere und tödliche Stille. Ich schien die Finsternis zu schauen, der sich die ungeliebt Gestorbenen gegenübersehen, und die Schreie ihres tragischen, hoffnungslosen Kampfes zu hören.
Ich wartete noch immer, daß etwas geschehe, etwas, das ich nicht näher bestimmen, etwas, das ich nicht voraussehen konnte. Aber Tag um Tag, Tag um Tag gab es nichts als tödliche Stille.
Ich ging noch weniger aus als zuvor. Ich saß nur oder lag in dieser grenzenlos weiten Leere und erlaubte der tödlichen Stille, meine Seele wegzufressen. Manchmal schien diese tödliche Stille aus Angst vor sich selbst zu zittern, schien freiwillig zurückzuweichen. Wenn dies geschah, wenn die tödliche Stille sich für eine Zeitlang zurückzog, stieg eine namenlose, unerwartete neue Hoffnung vor mir auf.
An einem düsteren Vormittag, ehe die Sonne die Kraft gehabt hatte, sich durch die Wolken zu kämpfen, als sogar die Luft müde schien, vernahm ich leichte Schritte und ein Schnüffeln. Ich schlug die Augen auf und ließ meinen Blick durch das Zimmer wandern; es war leer wie immer. Aber als ich dann auf den Boden blickte, sah ich zusammengerollt ein winziges Geschöpf — mager, schwach, halb tot und mit Schmutz bedeckt. Ich

. . . aber als ich dann auf den Boden blickte, sah ich zusammengerollt ein winziges Geschöpf — mager, schwach, halb tot und mit Schmutz bedeckt.

blickte scharf hin, und mein Herz setzte aus. Ich sprang auf. Es war Ahsui. Er war zurückgekehrt.

Ich verließ die Djidschao-Gasse, nicht bloß wegen der kalten Blicke der Hausfrau und ihrer Magd; hauptsächlich geschah es Ahsuis wegen. Aber wohin mich wenden? Es gab, wie mir dünkte, in der Tat viele neue Straßen ins Leben. Manchmal schien ich sie direkt vor meinen Augen zu haben, doch wußte ich nicht, wie der notwendige erste Schritt zu tun war, der mich in diese neuen Gegenden führen sollte.

Nach vielen Erwartungen und Vergleichen schien mir das Zunfthaus der geeignetste Ort als Quartier. So kam ich hierher. Es war der gleiche winzige Raum, das gleiche hölzerne Bettgestell, der gleiche halb verdorrte Akazienbaum und die gleiche Glyzinie, aber was mich mit Hoffnung, Freude, Liebe und Leben erfüllt hatte, war nun vollkommen dahin und hinterließ nur eine Leere, die Leere, die ich für die Wahrheit eingetauscht hatte.

Es gibt noch viele neue Straßen ins Leben, und ich muß meine Suche fortsetzen, solange ich lebe. Aber ich weiß noch immer nicht, wie man den ersten Schritt zu diesen neuen Straßen tut. Manchmal sieht die Straße ins Leben wie eine lange weiße Schlange aus, die sich windet und auf mich losstürzt. Ich warte und warte,

aber sie verschwindet in der Dunkelheit, wenn sie näher kommt.
Die Frühlingsnächte scheinen endlos lang zu sein, denn Nacht um Nacht sitze ich da wie verloren. Eines Abends erinnerte ich mich an einen Leichenzug, den ich an diesem Morgen auf der Straße gesehen hatte. Vor dem Zug wurden Papierphantome von Menschen und Pferden getragen; dahinter kamen, Wehklagen leiernd, die Trauernden. Wie weise sie waren! Welch eine einfache und vernünftige Art, sich mit dem Tode abzufinden!
Dann sah ich Dsi-djüns Leichenzug vor mir. Sie trug die Bürde der Leere auch noch auf dem Wege zum Grab, aber so bitter das war, diese Vision wurde von etwas noch Schlimmerem verdrängt, dem harten Urteil und den kalten Blicken, die ihr folgten.
Ich wollte, es gäbe wirklich etwas wie Geister und Gespenster; ich wollte, es gäbe wirklich etwas wie die Hölle. Dann würde ich, mögen die Winde der Hölle noch so blasen, mich auf die Suche nach Dsi-djün machen und ihr von meinem Schmerz und meiner Reue erzählen und sie um Vergebung bitten. Und wenn sie nicht zu erlangen ist, dann mögen mich die Wüstenfeuer der Hölle umhüllen und sengend verzehren und mich von Gewissensbissen und Schmerz reinigen.

Inmitten der wütenden Winde und Wüstenfeuer der Hölle würde ich Dsi-djün umarmen und sie um Vergebung bitten; vielleicht könnte ich sie dann glücklich machen . . .
Aber solche Erwägungen waren noch müßiger als die Gedanken an die neuen Straßen ins Leben. Nur dessen bin ich sicher, daß Frühlingsnächte lang sind. Solange ich lebe, muß ich die neue Straße ins Leben gehen. Der erste Schritt, den zu tun ich imstande war, bestand im Aufzeichnen meiner Gewissensbisse und meines Schmerzes um Dsi-djün und mich selber.
Wie die Trauernden, die ich heute morgen sah, habe ich nichts als Wehklagen für Dsi-djüns Begräbnis, ihr Begräbnis in Vergessenheit. Und auch ich wünsche nur zu vergessen; zu meinem eigenen Nutzen wünsche ich mich nicht einmal zu erinnern, daß ich zu Dsi-djüns Begräbnis nichts Besseres zu bieten hatte als Vergessenheit.
Ich möchte meinen ersten Schritt auf der Straße ins Leben tun. Ich möchte die Wahrheit tief in den Wunden meines Herzens verbergen und schweigend und entschlossen weitergehen, mit Vergessenheit und Heuchelei als meinen Führern . . .

21. Oktober 1925

Die Scheidung

„Ah, ah, Onkel Mu! Ein glückliches Neues Jahr! Mögest du reich werden, mögest du reich werden!"
„Wie geht's, Ba San? Ein glückliches Neues Jahr!"
„Ai, ai, ein glückliches Neues Jahr! Ai-gu ist also auch da . . ."
„Ah, ah, Onkel Mu . . ."
Ein Chor von Stimmen begrüßte Dschuang Mu-san und seine Tochter Ai-gu, als sie bei der Muliän-Brücke an Bord des kleinen Personenbootes kamen. Einige der Fahrgäste verschränkten die Hände und hoben und senkten, während sie sich verneigten, die Arme zum Gruß. Vier von ihnen standen auf, um Platz auf der Bank in der Bootshütte zu machen. Dschuang Mu-san

begrüßte sie alle, setzte sich hin und lehnte seine lange Pfeife an die Bordwand. Ai-gu ließ sich zu seiner Linken nieder; ihre sichelförmigen Füße bildeten, mit der offenen Seite zu Ba San, ein V.
„Fährst du in die Stadt, Onkel Mu?" fragte ein Mann mit krebsfarbenem Gesicht.
„Nein, nicht in die Stadt", erwiderte Mu. Seine Stimme klang sorgenvoll, doch war seinem Gesicht, das die Farbe braunen Zuckers hatte und aus nichts als Falten und Runzeln bestand, keine Veränderung anzusehen. „Ich fahre zu einem kurzen Besuch nach Pang-dschuang."
Für einen Augenblick verstummten alle und richteten ihre Blicke auf den alten Mann und seine Tochter.
„Noch immer in der Angelegenheit Ai-gus?" fragte Ba San schließlich.
„Noch immer ihretwegen . . . Hab's schon gründlich satt! Seit drei vollen Jahren zieht sich die Sache hin, abwechselnd Streit und Versöhnung, und nichts wird jemals geschlichtet . . ."
„Wieder zu Seiner Ehren We?"
„Ja, noch immer zu Seiner Ehren We. Er hat nun mehrmals als Schiedsrichter zwischen Ai-gu und ihrem Mann zu vermitteln versucht, aber ich bin auf seine Bedingungen nie eingegangen. Doch das ist nicht so wichtig. Diesmal werden zu Neujahr Verwandte be-

wirtet; und sogar Seine Ehren Sieben kommt aus der Stadt."

„Seine Ehren Sieben!" Ba San riß die Augen weit auf. „Wird also auch er ein Wörtchen mitreden?"

„Tja, Tatsache ist, daß wir ihnen vergangenes Jahr den Küchenherd demolierten", sagte Onkel Mu, „daß es im ganzen Haus stank. Das brachte die Rechnung beinahe auf gleich. Und Ai-gu wird ja wohl nach alledem, was vorgefallen ist, zu ihrem Mann kaum zurückkehren wollen."

„Ich bin gar nicht darauf aus zurückzukehren, Ba San!" sagte Ai-gu und hob entrüstet den Kopf. „Ich vergesse nicht so leicht. Ich tue ihnen das zum Trotz. Die junge Bestie kann mich nicht einfach wegen dieser jungen Witwe beiseiteschieben! Ist es gar so einfach, eine Ehefrau hinauszuwerfen? Die alte Bestie nimmt immer die Partei des Sohnes, und auch er will mich loswerden. Es wird nicht leicht sein, sage ich euch. Und wenn Seine Ehren Sieben schon eingreift! Willst du damit sagen, daß er nicht wie ein Mensch redet, nur weil er dem Kreisrat Bruderschaft geschworen hat? Er kann nicht so unvernünftig sein und einfach wie Seine Ehren We sagen: Geht auseinander! Da muß ihm wohl etwas anderes einfallen. Ich werde ihm nicht verheimlichen, was ich in den letzten Jahren ausgestanden habe, und einmal sehen, was er dazu zu sagen hat."

Die Beredsamkeit Ai-gus machte Ba San mundtot. Niemand sprach, und das Plätschern des Wassers gegen den Schiffsrumpf war das einzige hörbare Geräusch. Mu-san griff nach seiner Pfeife und stopfte sie. Ein dicker Mann, der neben Ba San gegenüber Dschuang Mu-san saß, zog sein Feuerzeug aus der Tasche, zündete es an und hielt es Onkel Mu an den Pfeifenkopf.

„Zu gütig, zu gütig", sagte Mu-san mit einem Kopfnicken.

„Wir treffen uns zwar zum erstenmal, aber ich weiß von Onkel Mu-san seit langem", sagte der dicke Mann ehrfürchtig. „Wer in den achtzehn Dörfern am Meer wüßte nicht von dir? Seit einiger Zeit ist uns allen bekannt, daß dieser junge Schi in eine kleine Witwe vernarrt ist. Als du mit deinen sechs Söhnen vergangenes Jahr hingingst und ihnen die Küche zertrümmertest, war da jemand, der behauptet hätte, daß ihnen Unrecht geschähe? Du, Herr, bist einer, der mit der größten Selbstverständlichkeit und vollkommenem Selbstvertrauen durch die höchsten Tore in die größten Häuser treten kann. Du brauchst dich nicht zu fürchten!"

„Onkel", sagte Ai-gu geschmeichelt, „ich weiß zwar nicht, wer du bist, aber du bist ein verständnisvoller Mensch. Kein Zweifel."

„Mein Name ist Wang Dö-gui", sagte der dicke Mann eifrig.
„Ich lasse mich nicht so einfach beiseiteschieben", fuhr Ai-gu fort. „Es ist mir gleichgültig, ob Seine Ehren Sieben oder Seine Ehren Acht eingreift. Ich werde sie unter Dampf halten, bis ihr Heim in Trümmern liegt und keiner von der Familie mehr am Leben ist! Hat nicht Seine Ehren We mich viermal gebeten, einen Vergleich zu schließen? Vater war von dem vielen Geld, das sie anboten, schon ganz benommen . . ."
„Halt den Mund, du . . .!" flüsterte Mu-san seiner Tochter zu.
„Aber haben nicht die Schis Seiner Ehren We zum vergangenen Jahresende ein ganzes Bankett ins Haus geschickt?" fragte der Mann mit dem Krebsgesicht.
„Das macht keinen Unterschied", sagte Wang Dö-gui. „Ein Bankett kann einen Menschen nicht so verblenden, daß er darüber allen Sinn für Gerechtigkeit verliert! Wenn das ginge, könnten wir's da nicht mit einem Bankett in europäischem Stil versuchen! Aber diese Gelehrten, die ihre Klassiker kennen, sind verständnisvolle Menschen und lassen es sich angelegen sein, denen zu helfen, die das Recht auf ihrer Seite haben. Wenn zum Beispiel eine ganze Menge sich auf einen einzelnen Mann stürzte, dann träten die Gelehrten für ihn ein und nähmen seine Partei. Und es wäre ihnen gleichgültig, ob sie dafür Wein bekämen oder nicht. Vergangenes Jahr kehrte Seine Ehren Jong aus Peking in unser armseliges Dorf zurück. Der hat die Welt gesehen — nicht wie wir Bauernvolk. Und er sagte, die beste von allen in diesem Hause sei eine gewisse Frau Guang, weil sie so unabhängig ist . . ."

„Fahrgäste nach Wangs Bucht!" rief der Bootsmann, und das Boot verlangsamte seine Fahrt. „Zur Landung!"
„Ich muß an Land!" Der dicke Mann griff hastig nach seiner Pfeife, lief aus der Bootshütte und sprang ans Ufer. „Bitte um Entschuldigung, bitte um Entschuldigung", rief er den Zurückbleibenden noch zu, und das Boot nahm seinen Kurs wieder auf. In dem eingetretenen Schweigen war wieder nichts als das Plätschern des Wassers zu hören.
Ba San nickte ein und schlief mit offenem Mund. Zwei alte Frauen hinten in der Bootshütte murmelten die Namen Buddhas vor sich hin und fingerten an den Perlen ihrer Rosenkränze; von Zeit zu Zeit blickten sie zu Ai-gu hinüber, sahen einander an und nickten verständnisinnig.
Ai-gus Augen waren auf die Binsenmatte gerichtet, die der Bootshütte als Dach diente. Wahrscheinlich überlegte sie sich, wie sie ihre Schwäger plagen wollte, bis ihr Heim in Trümmern lag und keiner von der Familie

mehr am Leben war und bis die alte Bestie und die junge Bestie nicht mehr aus noch ein wußten. Sie hatte keine Angst vor Seiner Ehren We; sie hatte ihn mehrmals zuvor gesehen. Er war nichts weiter als ein feister Zwerg mit einem runden Gesicht und einem runden Kopf. Solche Leute gab es viele in ihrem Dorf; sie waren nur dunkler und von der Sonne gebräunter.
Dschuang Mu-san rauchte seine Pfeife zu Ende und sog weiter, auch als das letzte Feuer verzischt war. Er wußte, daß gleich nach Wangs Bucht Pangdschuang käme. Tatsächlich war auch schon der Turm Kueihsings, des Gottes der literarischen Prüfungen, am Eingang zum Dorf zu sehen. Dschuang Mu-san empfand keine Beklommenheit. Er war wiederholt in Pangdschuang gewesen, um diese unmöglichen Leute und Seine Ehren We aufzusuchen. Er erinnerte sich noch gut an den Tag, an dem seine Tochter in Tränen aufgelöst heimgekehrt war. Wie abscheulich der Schwiegersohn gewesen war, wie er sie gequält hatte! Er hatte gelobt, an der jungen und der alten Bestie Rache zu nehmen! Aber wenn er sonst die Einzelheiten seines Überfalls auf das Haus der Schwiegereltern vor seinem inneren Auge hatte vorüberziehen lassen, war das kalte Lächeln der Verachtung und der Genugtuung auf seine Züge getreten. Diesmal lächelte er nicht, denn in das vertraute Bild seiner Pläne und Berechnungen war

plötzlich die feiste Gestalt Seiner Ehren Sieben eingedrungen, veränderte dieses Bild und nahm ihm die festen Umrisse.
Das Boot setzte geräuschlos seine Fahrt fort. Die Anrufungen Buddhas wurden lauter. Sonst war alles ruhig, als wollte die Ruhe Dschuang Mu-san und Ai-gu bei ihren Überlegungen zu Hilfe kommen.
„Onkel Mu, hier steigst du aus. Wir sind in Pangdschuang."
Mu-san erwachte aus seinen Gedanken, blickte auf und fand, daß sie vor dem Kueihsing-Turm angelangt waren. Gefolgt von Ai-gu sprang er ans Land und ging am Turm vorbei in der Richtung von Seiner Ehren Wes Haus weiter. Dort sollten die Verhandlungen zwischen den zwei Familien stattfinden. Sie erreichten es, nachdem sie an etwa zwanzig oder dreißig Häusern vorbeigekommen und schließlich um eine Ecke gebogen waren. Vier Boote mit dunklen Segeln waren in einer Reihe vor dem großen Tor festgemacht.
Sie traten durch das Tor mit den schwarzlackierten Flügeln und wurden in die Pförtnerstube geleitet. Drinnen saßen an zwei Tischen Bootsleute und Pächter. Ai-gu war nicht unverschämt genug, sie genau zu mustern, aber ein kurzer Blick genügte ihr, um festzustellen, daß weder die alte noch die junge Bestie unter ihnen waren.

Als die Neujahrssuppe aufgetragen wurde, fühlte sie sich, ohne den Grund angeben zu können, unbehaglicher denn je zuvor. Sie begann über Seine Ehren Sieben nachzudenken. Würde er kein unparteiisches Urteil mehr fällen können, weil er dem Kreisrat Bruderschaft geschworen hatte? Sie bemühte sich, sich selber Mut zuzusprechen: Ja, Gelehrte, die ihre Klassiker kennen, sind gerechte Menschen und müssen die Bedrückten schützen. Ich werde Seiner Ehren Sieben alles erklären, von der Zeit an, als ich im Alter von fünfzehn Jahren in ihr Haus verheiratet wurde . . .

Als sie mit dem Essen ihrer Suppe zu Ende war, nahm sie an, der Augenblick sei nun gekommen. Kurz darauf folgte sie mit ihrem Vater einem Diener in den Binnenhof. Sie gingen durch die große Halle, bogen um eine Ecke und traten in die luxuriös eingerichtete Empfangshalle ein.

Sie hatte keine Zeit, sich alle Möbel im Saal oder die zahlreichen Gäste gründlich anzusehen, war aber sehr beeindruckt von den violetten und blauen Satinjacken, die so viele von ihnen trugen, daß der Raum davon geradezu glänzte. Sie war überzeugt, daß der Mann, der ihren Blick zuerst auf sich lenkte, Seine Ehren Sieben war. Obgleich auch er feist war und einen runden Kopf hatte, schien er doch viel größer und gewichtiger als Seine Ehren We. Sein ungeheures Gesicht

Sie war überzeugt, daß der Mann, der ihren Blick zuerst auf sich lenkte, Seine Ehren Sieben war. Obgleich auch er feist war und einen runden Kopf hatte, schien er doch viel größer und gewichtiger als Seine Ehren We.

war von zwei kleinen schlitzartigen Augen und einem dünnen schwarzen Schnurrbart gegliedert. Der Kopf war kahlrasiert und Kopfhaut und Gesicht strahlten rosig. Ai-gu wunderte sich einen Augenblick lang darüber, fand aber sofort die Erklärung dafür, er mußte sich mit Schweinefett eingerieben haben.

„Dies ist als Anusstöpsel bekannt, etwas, was die Alten vor dem Einsargen in den Anus der Toten schoben", sagte Seine Ehren Sieben und hielt einen Gegenstand aus gemasertem Stein hoch. Er rieb ihn einige Male an seiner Nase und fuhr fort: „Zu schade, daß er aus einem verhältnismäßig neuen Grab kommt, aber es lohnt sich, ihn zu kaufen. Er stammt spätestens aus der Han-Periode. Schaut euch diesen Quecksilberfleck an: der rührt vom Quecksilber her, das in die Körper getan wurde, um eine schnelle Verwesung zu verhindern . . ."

Mehrere Köpfe neigten sich sofort über die geheimnisvolle Erscheinung, um festzustellen, was Seine Ehren Sieben meinte. Selbstverständlich war Seine Ehren We dabei, aber auch die Köpfe mehrerer reicher junger Herren, die Ai-gu bisher nicht bemerkt hatte, da ihre Anwesenheit von der massigen Gestalt Seiner Ehren Sieben in den Schatten gestellt worden war.

Sie begriff die letzte Bemerkung nicht, war aber weder neugierig genug, noch hatte sie den Mut, Aufklärung

über den Quecksilberfleck zu verlangen. Sie benutzte die Gelegenheit, ihre Blicke verstohlen durch den Saal wandern zu lassen, und siehe da! Knapp an der Wand neben der Tür standen die alte und die junge Bestie. Obgleich sie nur einen Blick hingeworfen hatte, kam ihr doch deutlich zum Bewußtsein, daß beide älter und müder schienen als bei dem letzten Treffen vor einem halben Jahr.

Die Schar um den Quecksilberfleck ging plötzlich auseinander. Seine Ehren We nahm den Anusstöpsel an sich und setzte sich. Er streichelte den seltsamen Gegenstand und fragte, sich zu Dschuang Mu-san wendend:

„Nur ihr zwei?"

„Ja."

„Keiner deiner Söhne mitgekommen?"

„Sie hatten keine Zeit."

„Ich hatte nicht die Absicht, euch zu Neujahr zu stören, aber diese Sache muß endlich erledigt werden . . . Ich glaube, ihr habt genug gestritten. Geht das nicht schon mehr als zwei Jahre lang? Meines Erachtens ist es klüger, alte Knoten aufzulösen, als neue zu knüpfen. Da Ai-gu sich mit ihrem Gatten nicht verträgt und ihre Schwiegereltern sie nicht mögen, ist wohl mein früherer Vorschlag der beste: Geht auseinander! Aber da mein Ansehen nicht groß genug ist, konnte ich euch

nicht überzeugen. Wie ihr wißt, ist Seine Ehren Sieben ein außerordentlich gerechter und verständiger Mensch. Und Seine Ehren ist derselben Meinung wie ich. Nichtsdestoweniger, sagt Seine Ehren, sollten beide Parteien ihr Pech zugeben und sich einigen. Die Schis sollen zehn Dollar mehr zahlen, meint er, das wären neunzig Dollar!"

Als Dschuang Mu-san keine Antwort gab, fuhr Seine Ehren We fort: „Neunzig Dollar! Du wirst nie so viel bekommen, nicht einmal, wenn du die Sache durch alle Instanzen bis zum Kaiser selbst brächtest. Aber unser ehrenwerter Sieben ist ein freigebiger Mann; niemand sonst würde dir so viel bieten."

Der ehrenwerte Sieben richtete seine Augen auf Dschuang Mu-san und nickte zustimmend.

Ai-gu merkte, daß die Situation kritisch wurde. Das demütige Schweigen des Vaters reizte sie, gewöhnlich jagte er den Leuten an der Küste nicht wenig Angst ein. Warum brachte er kein Wort hervor? Was sollte diese überflüssige Zurückhaltung? Obgleich sie nicht viel von dem verstand, was der ehrenwerte Sieben über den Anusstöpsel gesagt hatte, schien er ihr doch im großen und ganzen ein freundlicher und wohlwollender Mann zu sein, der niemand einschüchtern wollte, wie sie zuerst befürchtet hatte.

„Euer Ehren sind ein gelehrter und ein weiser Mann, ein sehr weiser Mann", sagte sie nach einem tiefen Atemzug. „Nicht wie wir Landvolk. Man hat mir eine Unbill angetan, die nie gutgemacht wurde, und ich verlange Gerechtigkeit. Seit ich in die Familie Schi verheiratet wurde, habe ich mich in dieses und jenes gefügt, und ich habe es nie und in keiner Hinsicht an Anstand und Sitte fehlen lassen. Aber sie gingen von Anfang an auf mich los und taten wie der Gott, der die bösen Geister vertreibt! Als vor zwei Jahren ein Wiesel einen Hahn totbiß, haben sie mich da nicht angeklagt, den Hühnerstall nicht ordentlich verschlossen zu haben? Und dabei hatte doch dieser Tunichtgut von einem räudigen Hund die Tür aufgestoßen, um das Futter zu stehlen! Ohne den geringsten Versuch herauszufinden, was weiß und was schwarz war, gab mir die kleine Bestie einen Schlag ins Gesicht . . ."

In diesem Augenblick warf Seine Ehren einen Blick auf sie.

„Ich weiß, warum. Es gab einen Grund dafür. Er kann Euer Ehren allsehenden Augen nicht verborgen bleiben, denn Euer Ehren sind ein Gelehrter, der seine Klassiker kennt, und ein weiser Mann sieht alles. Der Grund war, daß er von dieser liederlichen Dirne, die es mit allen hält, verhext worden war und mich loswerden wollte. Aber meine Ehe wurde mit dreimal Tee und sechs Gaben geschlossen, und ich wurde in einer bräutlichen Blumensänfte in sein Haus getragen! Man kann mich nicht so einfach davonjagen. Ich schwöre es, ich werde ihnen zeigen, wessen ich fähig bin, und ich habe keine Angst vor Prozessen. Kann ich beim Kreisrat keine Gerechtigkeit finden, dann ist noch der Statthalter da . . ."

„Seine Ehren Sieben weiß das alles", unterbrach sie Seine Ehren We mit erhobenem Kopf und fuhr fort: „Ai-gu, laß mich dir sagen, daß du nichts erreichen wirst, wenn du dich Vernunftgründen unzugänglich zeigst. Du bist immer noch so eigensinnig wie zuvor. Sieh doch, wie einsichtig dein Vater ist. Aber du und deine Brüder . . . Natürlich kannst du in deinem Fall beim Statthalter Berufung einlegen, aber glaubst du denn, der Statthalter wird eine Entscheidung treffen, ohne sich mit Seiner Ehren Sieben zu beraten? Wenn es dazu kommt, wird alles genau gemäß dem Gesetz durchgeführt werden; es wird einen Skandal geben, und jeder wird das Gesicht verlieren, und du . . ."

„Ich bin bereit, mein Leben gegen sie einzusetzen. Ich werde gern sterben, auch wenn ich dadurch über beide Familien Verderben bringe."

„Aber es ist gar keine Frage des Einsatzes deines Lebens gegen irgend jemanden", sagte schließlich ganz langsam Seine Ehren Sieben. „Du bist noch sehr jung.

Du mußt lernen, daß man immer versuchen soll, gütig zu sein, denn ‚Güte bringt Wohlstand'. Das ist etwas, was dir das Gesetz nie geben wird. Gemäß dem Gesetz mußt du gehen, sobald deine Schwiegereltern sagen: ‚Geh!' Das gilt nicht nur für die Präfektur des Statthalters, es gilt ebenso in Schanghai und in Peking. Das gilt sogar im Ausland, wie dieser junge Herr dir sagen kann, der eben von einer ausländischen Universität zurückgekehrt ist. Wenn du mir nicht glaubst, kannst du ihn selber fragen."

Worauf er sich an einen jungen Doktor mit spitzem Kinn wandte und sagte: „Habe ich nicht recht?"

„Vollkommen", erwiderte der junge Doktor mit dem spitzen Kinn und verbeugte sich ehrfürchtig.

Ai-gu merkte, daß sie völlig allein stand. Ihr Vater wollte kein Wort sagen, ihre Brüder hatten nicht einmal zu kommen gewagt. Seine Ehren We hatte immer die Partei der anderen genommen; Seine Ehren Sieben war offensichtlich zugunsten der Schis beeinflußt worden, und der junge Doktor mit dem spitzen Kinn hängte seinen Mantel nach dem Wind. In ihrer Verwirrung machte sie einen letzten Versuch:

„Wie kommt es, daß sogar Euer Ehren . . ." Ihre Augen waren voll Angst und Verzweiflung, als sie fortfuhr: „Ja, wir sind einfache Leute, wir wissen nichts. Nicht einmal mein Vater hat genug Menschen- und

Weltkenntnis, und das Alter hat ihm die Urteilskraft genommen. Er sollte die alte und die kleine Bestie nicht nach Belieben mit mir umspringen lassen. Sie kennen alle Schliche; sie wissen, wie man durch die Maschen des Gesetzes schlüpft; sie verstehen es, durch Bestechung und Schmeichelei sich Vorteile zu verschaffen . . ."

„Euer Ehren, ich bitte festzuhalten" — die kleine Bestie, die bisher schweigend hinter ihr gestanden hatte, fuhr plötzlich dazwischen — „ich bitte festzuhalten, wie sie sich sogar angesichts eines großen Mannes benimmt! Als sie bei uns im Hause lebte, wahrhaftig! Sie ließ nicht einmal die sechs Kühe in Frieden. Wie Euer Ehren bemerkt haben werden, nennt sie meinen Vater alte Bestie und mich kleine Bestie oder zur Abwechslung ‚Bastard' . . ."

Ai-gu drehte sich blitzschnell nach ihm um und schrie laut: „Welch Geborener einer Hunderttausendmännerhure hat dich je Bastard genannt?"

Dann sich wieder an Seine Ehren Sieben wendend, fuhr sie fort: „Da ist noch etwas, was ich vor allen Anwesenden sagen möchte. Er hatte nie ein freundliches oder anständiges Wort für mich. Wann immer er den Mund auftat, hieß es: ‚Du Sproß eines billigen Schoßes', zur Einleitung und ‚Deine Mutter das und jenes' zum Abschluß. Und seit er sich mit dieser Hure zusam-

mengetan hat, hat er sogar meine Ahnen beschimpft. Möge Euer Ehren für mich urteilen, kann jemand . . ."

So weit gekommen, verstummte sie plötzlich schaudernd, denn Seine Ehren verdrehte plötzlich die Augen und warf den Kopf zurück. Eine hohe zitternde Stimme erklang von unten aus dem Schnurrbart, der seinen Mund bedeckte.

„Komm!" brüllte Seine Ehren wie ein Herr, auf dessen Ruf viele Diener warten.

Ai-gus Herz setzte aus und begann dann zu hämmern. Sie war nun sicher, daß alles zu Ende war und sie den Prozeß verloren hatte. Sie hatte das Gefühl, einen verhängnisvollen, falschen Schritt getan zu haben, ausgeglitten und ins Wasser gefallen zu sein, und überdies aus eigener Schuld.

Ein Mann in blauem Gewand und schwarzer Jacke trat ein und stellte sich, mit steif an den Seiten herabhängenden Händen wie ein Holzstock vor Seine Ehren Sieben. Im großen Saal „hielten sogar die Vögel im Fluge inne". Die Lippen Seiner Ehren bewegten sich, ohne daß jemand vernommen hätte, was er sagte. Jedoch der Mann vor ihm hatte es gehört. Es war offensichtlich ein Befehl, ein Befehl, der ihm durch Mark und Bein gegangen war, denn sein Körper zuckte einige Male — beinahe war zu sehen, wie sein

Haar zu Berge stand, als er gleichzeitig antwortete: „Jawohl!"

Er machte zwei oder drei Schritte respektvoll nach rückwärts und wandte sich dann erst um und verließ den Saal.

Ai-gu spürte, daß etwas Außerordentliches im Anzug war, etwas, das man nicht voraussagen konnte, etwas Unabwendbares. Auch wurde ihr klar, daß Seine Ehren in der Tat erhaben war, daß sie seinen Charakter völlig falsch ausgelegt hatte und darum zu unverschämt und deutlich gewesen war. Sie bereute ihre Übereiltheit und zwang sich, um ihn irgendwie zu besänftigen, zu den Worten:

„Ich habe natürlich von Anfang an nur auf Euer Ehren Entscheidung gewartet."

Wiewohl ihre Stimme zag war wie Altweibersommer, für Seine Ehren We klang sie in dieser Stille wie ein Donnerschlag. Er sprang auf und rief:

„Jetzt hast du die richtigen Worte gefunden! Seine Ehren Sieben ist höchst gerecht, und Ai-gu ist doch sehr vernünftig", schmeichelte er und wandte sich gleich an Dschuang Mu-san:

„Ehrenwerter Mu, du wirst natürlich keine Einwände erheben, da sie selber doch die Bedingungen angenommen hat. Ich vermute, du hast die roten und grünen

Dokumente mitgebracht, wie ich dich zu tun bat. Legen wir also alle Papiere vor . . ."

Ai-gu warf einen Blick auf den Vater und sah, daß er irgend etwas aus der Tasche nahm. Gleichzeitig trat der Holzstockmann ein. Er überreichte Seiner Ehren Sieben einen flachen schwarzen Gegenstand, der wie eine kleine Schildkröte aussah. Ai-gu fürchtete, die Lage könnte sich wieder ändern, wandte sich ihrem Vater zu und sah erleichtert, daß er schon eine Tasche aus blauem Stoff auf dem Teetisch geöffnet hatte.

Seine Ehren Sieben schraubte nun den Kopf der kleinen Schildkröte ab und schüttete etwas aus deren Hals auf seine Handfläche. Der Holzstockmann nahm ihm den flachen Gegenstand wieder ab und verließ den Saal. Dann rieb Seine Ehren einen Finger der anderen Hand an der Handfläche, hielt ihn an die Nase und schnupperte, worauf seine Nasenflügel und die Oberlippe sich hellbraun färbten. Die Nase verzog sich, als wäre er im Begriff zu niesen.

Dschuang Mu-san zählte nun die Silbermünzen. Seine Ehren We nahm einige Taler von dem ungezählten Haufen und reichte sie der alten Bestie. Er nahm auch den Austausch der Papiere für die Beteiligten vor, indem er jeder Partei ihren Teil des Ehevertrags zurückgab.

„Ihr habt sie gut aufgehoben, ihr beiden", sagte We.

„Und du, Onkel Mu, zähle sorgfältig, denn mit Geld spaßt man nicht."

„Ha-tschiii!" Aus dem Geräusch schloß Ai-gu, daß Seine Ehren Sieben gerade geniest hatte, konnte aber dem Drang, sich umzudrehen, nicht widerstehen. Sie sah, daß sein Mund offen und seine Nase noch immer komisch verzogen war. Er rieb sich die Nase mit einem Gegenstand, den er zwischen zwei Fingern einer Hand hielt; es war „etwas, was die Alten vor dem Einsargen in den Anus der Toten schoben".

Schließlich war Dschuang Mu-san mit dem Zählen des Geldes fertig. Er verstaute die Ehepapiere. Die Spannung war behoben, jedermann atmete auf, und eine Atmosphäre von Frieden und Eintracht herrschte im Saal.

„Fein! Endlich ist die Angelegenheit zufriedenstellend geregelt", sagte Seine Ehren We. Er merkte, daß beide Parteien aufbrechen wollten. „Also ist nichts mehr zu erledigen! Ich beglückwünsche beide Familien zu dieser Lösung. Ihr wollt schon gehen? Bleibt doch! Wollt Ihr nicht eine Neujahrstasse Wein mit uns trinken? Die Gelegenheit dazu gibt's nur einmal im Jahr."

„Danke, wir wollen jetzt nicht trinken", erwiderte Ai-gu. „Warten Sie bis zum nächsten Jahr."

„Danke, Euer Gnaden We. Wir wollen jetzt nicht trinken. Wir haben noch etwas zu erledigen“, sagten Dschuang Mu-san, die alte und die kleine Bestie gleichzeitig und zogen sich mit Verbeugungen zurück.

„Aber nein! Keinen Tropfen, ehe Ihr geht?“ fragte Seine Ehren We und blickte Ai-gu an, die als letzte hinausging.

„Nein, nicht jetzt. Danke, Euer Gnaden We.“

6. November 1925

Ich plauderte mit ihr, immer darauf bedacht, unser Gespräch auf die Vergangenheit zu bringen. Ich sprach von Literatur, von bestimmten ausländischen Schriftstellern und ihren Werken, von Nora in „Ein Puppenheim“ und von „Die Frau vom Meer“, und ich rühmte Noras Mut und Entschlossenheit. Von diesen Dingen pflegten wir vergangenes Jahr in dem schäbigen Zimmer im Zunfthaus zu sprechen; nun klangen sie in meinen Ohren leer und bedeutungslos, klangen wie das spöttische Gelächter eines schlimmen Buben hinter dem Rücken eines Lehrers.

Sie hörte aufmerksam zu und nickte zustimmend, und so gelang es mir, meine Rede zu beenden. Schweigen folgte ihr.

„Du hast recht“, sagte sie nach einer Weile, „aber, Djüan-scheng, ich habe das Gefühl, daß du dich in letzter Zeit sehr geändert hast. Habe ich recht? Sag mir's ehrlich.“

Die Frage betäubte mich wie ein Hieb, aber ich gewann meine Fassung gleich wieder und erklärte meine Gedanken und meinen Vorschlag: die Sprengung einer neuen Straße, die Schöpfung neuen Lebens, die Notwendigkeit dieses entscheidenden Schrittes, wenn nicht Untergang uns beiden beschieden sein sollte. Ich sammelte alle Kräfte, die ich aufbringen konnte, und schloß mit den Worten:

„Überdies braucht nichts dich zurückzuhalten, ein neues Leben entschlossen zu beginnen, weil . . . Du willst, daß ich dir die Wahrheit sage. Die Wahrheit ist etwas Großes, und die Menschen sollen nicht lügen. Und nun will ich dir die Wahrheit sagen: Nichts braucht dich zurückzuhalten, denn — ich liebe dich nicht mehr. Für dich ist das ein Glück, denn du kannst nun dein eigenes Leben leben, ohne dir meinetwegen Sorgen zu machen . . ."

Ich hatte eine heftige Szene erwartet, aber die Antwort war nur Schweigen. Ihr Gesicht wurde totenblaß und dann gelb, doch erholte sie sich fast sofort. Ihre Augen blitzten von kindlicher Unschuld und irrten, meinen Augen ausweichend, im Zimmer umher wie die eines hungrigen Kindes, das seine Mutter sucht.

Ich konnte es nicht mehr ertragen. Glücklicherweise war es früh am Morgen. Ich ging tapfer in den kalten Wind hinaus und hastete nach der Stadtbibliothek.

Dort fand ich den „Freund der Freiheit" und sah, daß er alle von mir eingesandten Beiträge veröffentlicht hatte. Das war eine Überraschung und gab mir etwas neue Hoffnung. Es gibt viele Arten zu leben, sagte ich mir, aber so wie jetzt geht es nicht weiter.

Und so begann ich alte Freunde zu besuchen, zu denen ich seit langem jede Beziehung verloren hatte. Ich machte solche Besuche nur zwei- oder dreimal. Ihre

INHALT

VORWORT ZUR ERSTEN SAMMLUNG KURZER ERZÄHLUNGEN: „AUFRUF ZUM KAMPF"	1
DAS TAGEBUCH EINES VERRÜCKTEN	12
KUNG YI-DJI	36
DIE ARZNEI	48
DER KOMMENDE TAG	67
EINE UNBEDEUTENDE BEGEBENHEIT	81
WOLKEN KOMMEN UND SCHWINDEN	86
MEINE ALTE HEIMAT	105
DIE WAHRE GESCHICHTE DES AH Q	124
OPER IM DORF	215
DAS NEUJAHRSOPFER	237
IN EINER WEINSCHENKE	278
EINE GLÜCKLICHE FAMILIE	300
SEIFE	316
DER EINSAME	338
GEWISSENSBISSE	383
DIE SCHEIDUNG	422

鲁迅小说选

外文出版社出版（北京）
1974年（34开）第一版
1976年第二次印刷
编号：（德）10050—765
00260
10—G—1312S

INHALT

VORWORT ZUR ERSTEN SAMMLUNG KURZER ERZÄHLUNGEN: „AUFRUF ZUM KAMPF“ 1
DAS TAGEBUCH EINES VERRÜCKTEN 12
KUNG YI-DJI 36
DIE ARZNEI 48
DER KOMMENDE TAG 67
EINE UNBEDEUTENDE BEGEBENHEIT 81
WOLKEN KOMMEN UND SCHWINDEN 86
MEINE ALTE HEIMAT 105
DIE WAHRE GESCHICHTE DES AH Q 124
OPER IM DORF 215
DAS NEUJAHRSOPFER 237
IN EINER WEINSCHENKE 278
EINE GLÜCKLICHE FAMILIE 300
SEIFE 316
DER EINSAME 338
GEWISSENSBISSE 383
DIE SCHEIDUNG 422

鲁 迅 小 说 选

•

外文出版社出版（北京）
1974年（34开）第一版
1976年第二次印刷
编号：（德）10050—765
00260
10—G—1312S

北京 1.3.1978